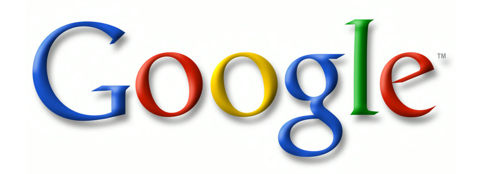
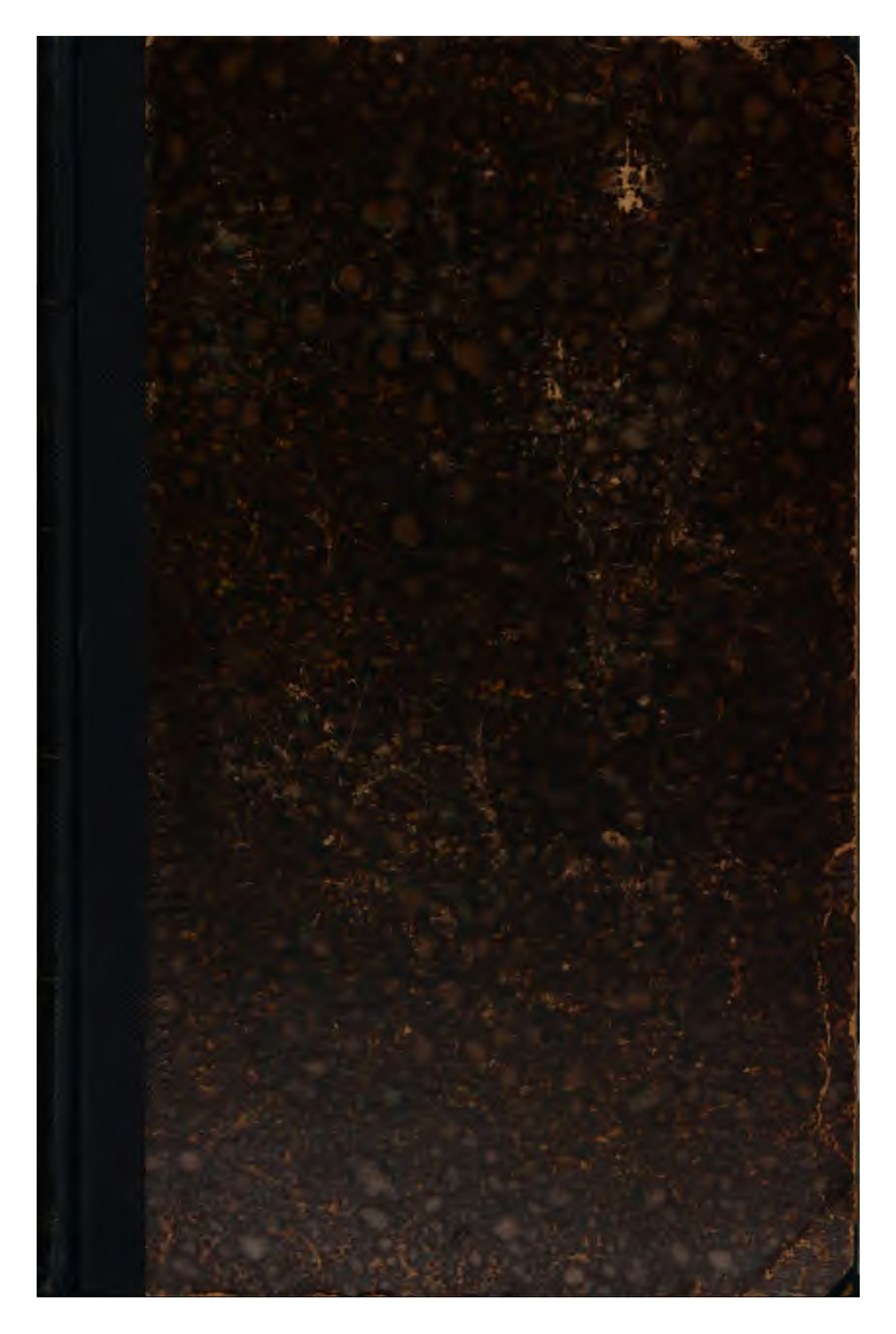





STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Erinnerungen

des

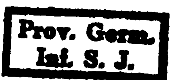
Dr. Johann Nepomuk v. Ringseis,

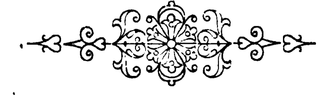
gesammelt, ergänzt und herausgegeben

von

Emilie Ringseis.

Dritter Band.





Regensburg & Amberg.
Druck und Verlag von J. Habbel.
1889.

Vorwort
zum dritten Band.

Als im Vorwort zu den zwei ersten Bänden die Schreiberin einen dritten in Aussicht stellte, da wußte sie wohl, daß für die weitaus größere zweite Hälfte eines so langen und reichen Lebens ein einziger Band nicht im richtigen Verhältniß zum bisher Erschienenen stehen konnte; für diejenige Seite des Materials jedoch, welche überhaupt ihren Kräften angemessen sei, hielt sie den Voranschlag für zutreffend. Unter der Arbeit stellte sich mehr und mehr heraus, daß auch im amtlichen und ärztlich literarischen Wirken Ringseis' Vieles von allgemeinerem Interesse sei, was zu bewältigen die Schreiberin umsomehr hoffen durfte, als ihr durch den langen täglichen Verkehr mit ihrem Vater für Manches der Schlüssel zu Gebot stand, der Andren gefehlt hätte. Und so dehnte sich das Manuskript, das übrigens noch nicht vollendet ist, in einem Maße aus, welche die abermalige Theilung in zwei Bände nothwendig macht.

Unter den Schwierigkeiten, welche bei Abfassung dieser späteren Bände sich in den Weg stellten und stellen, ist wohl die peinigendste das zeitliche Nahegerücktsein der Ereignisse. Allerdings liegen bei einem in so hohem Alter Verstorbenen die letzten Daten seines öffentlichen Auftretens schon Jahrzehnte zurück; allerdings sind darum

unter den besprochenen Persönlichkeiten schon viele in's Grab gestiegen; allerdings pflegt man heutzutag mit Herausgabe von Erinnerungen und Biographien nicht so lang zu warten wie ehemals und hat uns die Zeitungspresse an öffentliches Verhandeln vieler Dinge gewöhnt, an die man sonst nicht zu rühren wagte; zudem wird man begreifen, warum die selber in Jahren vorgerückte Tochter eines so viel verkannten, verspotteten, befehdeten Mannes — Joseph Görres sagte einst, R. dürfe mit O'Connell sich einen der Bestverläumdeten nennen — ihre Aufzeichnungen nicht einer ungewissen fernen Zukunft überlassen mochte. Dabei mußte sie denn ohne Rückhalt sprechen, wo das gekränkte Recht, der unbillig geschädigte Ruf von Lebenden oder Todten, oder sonst ein Interesse der Wahrheit und Gerechtigkeit, eine Prinzipienfrage ihr dies zu fordern schienen. In andren Fällen handelte es sich um Menschen, die mit ihren aller Welt bekannten Thaten, Irrungen, Erlebnissen ohnehin schon der Geschichte gehören. Wurde aber das Bild eines so vielfach sich verzweigenden Lebens einmal gegeben, so sollte es ein umfassendes sein und von selber schlangen Erinnerungen der mannigfaltigsten Art sich hindurch. Da ist der Schreiberin denn mehr als einmal — etwa bei zufälliger Begegnung oder Erinnerung — das Blut zum Herzen geschossen mit der Sorge, ob Dieser und Jener, an den sie vor ihrem Schreibtische nicht gedacht hatte, durch dieses oder jenes Wort und Geschichtchen sich verletzt fühlen werde. Wer — in der Lage der Schreiberin — dürfte sich für sicher wähnen, daß nirgends ein nachwimmerndes Weh, ein nicht genugsam verwundener, wenn auch gerechter Groll, eine Unüberlegtheit, manchmal auch ein humoristisches Ergötzen, das er besser sich versagt hätte, ihm die Feder über Gebühr geschärft?

Jedenfalls hat in mehr als Einer Beziehung die Arbeit beigetragen, der Schreiberin das Gefühl ihrer Unzulänglichkeit recht lebendig zu machen.

Trotzdem hofft sie, das Buch werde Vielen zur Freude, Verschiedenen zum Nutzen gereichen. Mancher Keim, welchen Ringseis vergeblich schien gestreut zu haben, mag jetzt seine Triebkraft leichter entwickeln; denn von den Irrthümern, die er bekämpfte, hat mehr als Einer sich ausgelebt, von seinen Vorhersagungen schon Allzuvieles sich bewährt. Aus diesem Grunde sind wir an mancher Stelle ausführlicher und mit Beilagen freigebiger als einem Theil der Leser mag nöthig scheinen. Ohnehin versteht es sich von selber, daß in einem vielseitigen Lebensbild nicht Jegliches Jeden interessirt, und laut Erfahrung der ersten zwei Bände ist das, was der Eine als überflüssig bei Seite schiebt, Andren gerade das Wichtigste. Daß dem Kapitel vom System der Medizin eine beträchtliche Seitenzahl gewidmet ist, wird man begreifen, auch der Rücksicht auf R.'s Berufsgenossen es zu gut halten, daß an mehr als Einer Stelle ärztliche Standesinteressen ausführliche Behandlung erfahren. Zieht doch eine bessere oder minder gute Organisation des Medizinalwesens auch das Publikum in Mitleidenschaft. Von R.'s in den Zeitraum treffenden Reden die am meisten ausgearbeitete in ganzer Ausdehnung beizulegen, schien uns am Platze.

Enttäuscht wird sich finden, wer Aufschlüsse erwartet über den „namhaften Antheil", welchen Ringseis an Vorgängen in den letzten Regierungsjahren Ludwigs I. gehabt haben soll. Mit Gemüth und Verstand mochte er sich eifrig betheiligen an Allem, was das öffentliche Leben brachte; seine *politische Thätigkeit* aber beschränkte er sicherlich auf das, was etwa seines Amtes war. Wie die Schreiberin zum Voraus überzeugt war, hat sich in

jener Hinsicht nichts in seinen Papieren gefunden, weder zum Geheimhalten noch zum Offenbaren, — es müßte denn das auf S. 269 — 271 Erzählte gemeint sein. Erst die Umwälzungen des J. 1848 und was ihnen folgte, regte ihn zu politischem Treiben an, aber auch nur insofern er gewissenhaft sein bürgerliches und eifrig das Vereinsrecht ausnützte oder zu Expektorationen theils in der Oeffentlichkeit, theils schriftlich König Max II. gegenüber sich veranlaßt gefunden. Ob Letzteres Erfolg gehabt, ist uns unbekannt; erwähnt werden die Schriftstücke im betreffenden Jahrgang.

Mit unermüdlicher Güte hat Hr. Dr. Franz Binder die Fortsetzung des Werkes, das unter seiner Aegide in den Historisch-politischen Blättern begonnen worden, seinem prüfenden Aug' unterzogen und mit neuen Notizen bereichert. Im vierten Band wird die Schreiberin Gelegenheit finden, zu erzählen, wie überhaupt sie es diesem wohlwollenden Freunde dankt, daß die Aufzeichnung der „Erinnerungen" in regelrechten Fluß gekommen.

Durch Ringseis' Schwestersohn, den kgl. bayr. Oberstabsarzt Dr. Emil Schiestl, welcher dem seligen Onkel treue Anhänglichkeit bewahrt, wurde das Kapitel vom „System der Medizin" geprüft und begutachtet, sowie er zur Auswahl der betreffenden Beilagen seinen Rath ertheilte.

Se. Hochw. Hr. Dr. Michael Strobl und Andere finden an mehr als Einer Stelle Spuren ihrer freundlichen Mittheilungen.

Allen diesen sagt die Schreiberin herzlichen Dank.

Aus verschiedenen Gründen mußte der Druck des dritten Bandes begonnen werden, bevor das Manuskript vollendet war. Daß solches nicht ohne Mißstände abgeht, weiß jeder Erfahrene. Die Ungleichheit, welche sich hie-

bei in Behandlung der Kapiteltheilungen und Ueberschriften eingeschlichen hat, suchen wir durch größeres Ebenmaß im Inhaltsverzeichniß am Eingang des Buches auszugleichen.

Häufige Abwesenheit der Schreiberin von München und somit von den Nachschlagbüchern hatte manche Unrichtigkeit und Schwankung in Schreibung der Eigennamen und Irrthümer bezüglich der Taufnamen im Gefolge. Einiges hofft sie gut zu machen im Personen-Register am Schluß des vierten Bandes.

Daß auch diese beiden Bände den Titel tragen: Erinnerungen des Dr. Joh. Nep. ꝛc., da Ringseis in ihnen doch nur in dritter Person aufgeführt erscheint, mag im ersten Augenblick befremden. Aber die vier Bände, einheitlich in ihrem Inhalt, sollen doch auch einen einheitlichen Titel führen, und will der Leser die vierte Zeile des Titelblattes in's Auge fassen, so wird er finden, daß, was auf den ersten Anblick ihm ungenau erschien, es in Wirklichkeit nicht ist.

Gut Ding braucht Weil', sagt das Sprichwort. Gut Weil' hat „das Ding" gebraucht und braucht es noch. Möchte es so beschaffen sein, daß das Sprichwort darauf seine Anwendung finde!

München, im November 1888.

Emilie Ringseis.

Inhaltsverzeichniß.[1]

Seite

Vierzehntes Kapitel.
Am Ministerium.

Fünfzehntes Kapitel.
Spital- und Stadtpraxis.

Sechzehntes Kapitel.
Die Zeit von 1825 — 1830.

---

[1] Sieh was über das Inhaltsverzeichniß im Vorwort, S. VII gesagt ist.

Siebzehntes Kapitel.
Die Zeit von 1831 — 1835.

Achtzehntes Kapitel.
Von 1836 — 1840.

Neunzehntes Kapitel.
System der Medizin 1840 — 41.

Zwanzigstes Kapitel.
Von 1840 — 1845.

Einundzwanzigstes Kapitel.
Von 1846 — 1848.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.
1849 und 1850.

Beilagen.
Zum sechzehnten Kapitel.

Zum siebzehnten Kapitel.

Zum achtzehnten Kapitel.

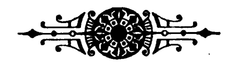
Seite

Zum neunzehnten Kapitel.

Zum zwanzigsten Kapitel.

Zum einundzwanzigsten Kapitel.

Zum zweiundzwanzigsten Kapitel.





Vierzehntes Kapitel.

Am Ministerium.

Stellung und Wirksamkeit als Obermedizinalrath.

Das dreizehnte und letzte Kapitel in Ringseis' Erinnerungen hat aus Anlaß der ersten Regierungsthaten König Ludwig's, besonders in Sachen der Universität, vielfach vorausgegriffen in spätere Zukunft. In entsprechender Weise gestatten wir uns, dem, was über Ringseis' persönliche Erlebnisse in jenen ersten Tagen der neuen Regierungs-Aera nachzutragen uns obliegt und dem ferneren chronologischen Verlaufe seines Lebens hier in zwei Kapiteln einen, wenn auch lückenhaften Ueberblick seiner Berufsthätigkeit voranzuschicken.

Ringseis hat uns im dreizehnten Kapitel erzählt, wie er bei seiner ersten Aufwartung dem Könige sich zufrieden erklärte mit seiner bisherigen amtlichen Stellung. Trotzdem übertrug ihm Se. Majestät am 25. Dezember 1825,

> „um dem Medizinalrathe bei der Regierung des Isarkreises „Joh. Nep. Ringseis den Beweis allergnädigsten Wohlwollens „und der Anerkennung seiner wissenschaftlichen Bildung und „gesammelten Kenntnisse zu geben,"

provisorisch die neuerrichtete Stelle eines Obermedizinalrathes beim Staatsministerium des Innern mit 1000 fl. Standes- und 600 fl. Dienstesgehalt, dazu 2 Schäffel Waizen, 7 Schäffel Roggen und 12 Schäffel Haber. Ringseis' bisherige Stelle an der Regierung sollte keine Besetzung mehr erhalten. Ein unbestimmter Ausdruck im Dekret ließ ihn befürchten, die Professur (damals noch an der medizinisch-praktischen Lehranstalt), sowie das Amt

als ordinirender Arzt am Krankenhause blieben ihm nur vorläufig und seien für die Zukunft in Frage gestellt, und da man ihm soeben zur Ader gelassen hatte, verursachte der unangenehme Eindruck ihm eine Ohnmacht; denn über alle Ehren, Würden und anderen Wirkungskreise gingen ihm jene zwei Lieblingsbeschäftigungen. Er machte sogleich allerunterthänigste Vorstellung, mit dem Amt am Ministerium sei das am Krankenhause verträglich, von der Professur unzertrennlich, beide letzteren lägen ihm sehr am Herzen. Noch vor der amtlichen Versicherung, es sei ihm sein Wunsch, am Spital zu bleiben, „aus besonderer Gnade" gewährt, erhielt er folgendes Handschreiben:

München, 2. Jänner 1826.

„Lieber Ringseis, eben bekomme ich Ihren Brief und „mit Freude genehmige ich, daß Sie, weil es Sie sind, die „Professur mit 600 fl. beybehalten dürfen, was ich jedoch mit „dem Vorbehalte thue, Sie, wenn ich außer Land reise, mit„nehmen zu können. Wenn die Wahl aber nicht auf Sie fällt, „sollen Sie's nicht als Veränderung meiner Gesinnungen an„sehen; doch von diesem Letzteren Niemanden nichts, ich denke „gerne zum Voraus auf mögliche Fälle; wie aber so etwas „bekannt würde, dürften sehr leicht Vorhaben, die nicht bestehen, „beygelegt werden Ihrem Ihnen vorzüglich gewogenen König „Ludwig."

In Wirklichkeit ist Ringseis nicht mehr zur Reise aufgefordert worden. Theils lag der Has im Pfeffer, daß es gegen des Königs wohlgeordnete Sparsamkeit verstieß, neben dem ohnehin besoldeten Leibmedikus noch einen Reisearzt zu honoriren, theils rückte ihm Ringseis allmälig doch mehr aus den Augen. Von der gewährten Freiheit, unangemeldet beim Könige zu erscheinen, hat Ringseis höchstens ein paar Mal, in besonders dringenden Fällen, Gebrauch gemacht; denn er hatte augenblick-

lich das Gefährliche einer solchen Ausnahmsstellung erkannt. Lag ihm etwas auf dem Herzen, so brachte er es schriftlich oder auf dem üblichen Audienzweg an den König, aber auch dieses je länger, je seltener; denn seine Berufsgeschäfte nahmen ihn sehr in Anspruch und der Hof war nicht sein Boden; mußten doch seine Bestrebungen vielfach im Vorhinein lahm gelegt sein durch Einflüsse, wie z. B. des Ministers Graf Armansperg. Nie aber hat der König aufgehört, ihm mit der liebevollsten Gnade zu begegnen, selbst wo er mit einem Schritte Ringseis' unzufrieden war. Zahlreiche private und amtliche Anlässe hat er benützt, um in der herzlichsten Weise seinem Getreuen Zufriedenheit, Liebe und Achtung kund zu thun. Und wenn nach des Königs Abdankung — zur Lebenszeit, da „die Alten" näher zusammenrücken — diese Herzlichkeit ihren Ausdruck noch verdoppelt hat, so wirft es einen freundlichen Glanz auch auf die vorhergehende Epoche, denn es zeigt des Königs charakteristische ausdauernde Treue. „Mein Ritter ohne Furcht und Tadel", — so nannte er Ringseis gern bis ans Ende, wenn er mit Anderen von ihm sprach, und den Anlaß, von ihm zu sprechen, nahm er, so sagt uns ein Herr seiner Umgebung, sehr gern und häufig.

Ringseis' Stellung am Ministerium wurde bald definitiv, gestaltete sich aber äußerst geschäftsreich. Bis dahin hatte ein Obermedizinal-Kollegium gewirkt und, außerhalb desselben stehend, ein Obermedizinal-Referent. Unter dem Minister Graf Armansperg wurde nun, ohne Beiziehung eines Arztes (!), eine neue Organisirung berathen und zu Stande gebracht und nun erst, da die Bestimmungen schon festgesetzt waren, vereinigte man, ohne Ringseis noch darüber zu vernehmen, in seiner einzigen Hand mit allen Arbeiten des Referenten auch — vor=

behaltlich einer Ausnahme — diejenigen des Kollegiums. Besagte Ausnahme fand statt in den Gerichtsfällen; hier war Ringseis verpflichtet, noch vier Aerzte beizuziehen und mußte in Ermangelung eines ständigen Kollegiums nach eigenem Ermessen sich ein wechselndes laden, dessen Obergutachten natürlich entscheidende Geltung hatte. Diejenigen Obergutachten hingegen, die er als einziger Obermedizinalrath in Verwaltungssachen abgab, waren lediglich berathender Natur; die Entscheidung lag beim Minister, in letzter Stelle beim König.

Es ist Ringseis vorgeworfen worden, daß er so viele Kompetenzen an sich gezogen. Wer ihn gekannt hat, weiß, was hiervon zu halten sei. Auch beim Könige war es nicht ein Prinzip der Zentralisation, das ihn leitete. Er mußte erstens sparen, sparen und wieder sparen und hat es öfter mit Uebertreibung gethan;[1]) und zweitens wollte er auf diesem Wege manchem eingerissenen Mißbrauche steuern. Später hat er eine größere Dezentralisation genehmigt. Wohl aber zeigt das geschilderte Verfahren bei Einrichtung des Amtes, welch eine vermessene Selbstsicherheit eine gewisse Art von Bureaukratie besitzt, Alles zu verstehen, ohne Beiziehung der Fachmänner in Alles hinein zu regieren.

Ringseis kam nach einer Frist von etwa sieben Jahren in seiner Ueberbürdung die Justiz-Behörde zu Hilfe, indem sie im gerichtlichen Interesse und als gesetzmäßig betonte, daß ein eigens verpflichtetes, also ständiges Kollegium für die gerichtsärztlichen Obergutachten wieder

---

[1]) Ringseis hat geäußert: „Zu den Uebertreibungen im Sparsystem des Königs gehörte auch, daß mein wiederholter Antrag, man solle die Physikate und Apotheken jährlich visitiren, nicht beachtet wurde. Später erst ward die Sache durchgesetzt. König Max II. hat vieles Derartige erleichtert durch Errichtung statistischer Bureau's.“

einzusetzen sei, was dann auch geschah. Das neue Kollegium hatte keine Thätigkeit in Verwaltungssachen; so blieb denn doch die meiste Arbeit auf Ringseis' Schultern. Berathenden Antheil an der organisatorischen Seite der Verwaltung erlangte das Kollegium später; das Personalreferat betreffend sieh weiter unten.

Ueber die sittliche Tadellosigkeit und Trefflichkeit in Ringseis' amtlichem Wirken sind alle Redlichen einig; über die Richtigkeit seiner Grundsätze, die Zweckmäßigkeit seiner Einrichtungen gehen bei der Zerklüftung aller Ansichten nothwendig die Meinungen auseinander. Nach seinem Tode kam es vor, daß nüchtern verständige Männer, im Uebrigen nicht seine Gesinnungsgenossen, dasjenige, was heut am bayerischen Medizinalwesen ihnen noch gefällt, als die Trümmer des von Ringseis geschaffenen Systems erklärten.

Was uns betrifft, so glauben wir, daß von einem durchgeführten Ringseis'schen System im Medizinalwesen zu keiner Zeit im eigentlichen Sinne konnte die Rede sein. Selbst zur Zeit, da er ohne ärztliches Kollegium an der Spitze des Medizinalwesens stand, mußte er mit den vorgefundenen Verhältnissen rechnen und er war nicht der Mann eines bureaukratisch gewaltsamen Umsturzes. Zwischen ihm und dem Könige, dessen Vertrauen auf Ringseis' Charakter, Geist und Kenntnisse allerdings ein großes gewesen, machten sich die ministeriellen Einflüsse geltend, die seinen Ansichten oft zuwider liefen. Als wieder ein Kollegium an der Verwaltung Antheil nahm, war ohnehin die Stimmenmehrheit von Bedeutung. Zwar hat er es öfter betont, daß im Allgemeinen in diesem Kollegium große Einhelligkeit geherrscht habe — hierbei mögen die Klarheit seines Geistes, der geniale Scharfsinn seiner Begründungen von bedeutendem Einflusse gewesen sein —;

dennoch werden wir später sehen, daß er im einen oder anderen wichtigen Punkte nicht durchgedrungen sei.

Unter diesen Umständen darzulegen, was etwa das Ringseis'sche Verwaltungssystem in der Idee gewesen wäre, was an der wirklichen Entwicklung der Dinge auf seine Rechnung zu setzen sei, das vermöchte nur ein gewiegter Fachmann. Da es uns an einem solchen Helfer gebrach, wir also auf Vollständigkeit im Vorhinein verzichten mußten, so gedenken wir in diesem Kapitel nur fragmentarische Andeutungen zu geben, Einzelnes aber beim treffenden Jahrgange (zum Theil in Beilage) ausführlicher und so viel möglich mit Ringseis' eigenen Worten zu bringen.

Ringseis' schriftliche Referate sollen vielfach Meisterstücke bündiger Klarheit und logischer Schärfe gewesen sein. Daß er es sich große Mühe kosten ließ, durch Erzielung jener Eigenschaften Anderen die Mühe des Auffassens und Ueberblickens zu erleichtern, haben wir oft genug mit angesehen. Auch spricht dafür eine Aufzeichnung, die wir unter seinen Papieren gefunden. Es lagen ihm die preußischen sanitätspolizeilichen Vorschriften bei ansteckenden Krankheiten zu vergleichender Benützung vor. Er bemerkt, die Form der Redaktion dürfte für Bayern vielfach abgeändert werden, indem in jenem Regulativ eine Menge Verfügungen im speziellen Theile bei jeder einzelnen Krankheit fast mit den nämlichen Worten wiederholt seien, anstatt in Einen Paragraphen zusammengefaßt im allgemeinen Theile zu stehen, und wir glauben, die kräftigen Accente seiner Ungeduld zu hören, wenn er beifügt:

„Auch der Styl des preußischen Regulativs ist vom Anfang bis zum Ende von einer kaum zu ertragenden Breite, Gedehntheit und Langweiligkeit . . . In einer Zeit, die so viel verordnet, ist es unerläßlich, sich kurz zu fassen."

Er meint, in seinem Entwurf bei aller Kürze der Fassung keinen wesentlichen Punkt des preußischen Regulativs weggelassen zu haben.

Viel Kummer und Sorge bereiteten Ringseis in der ersten Periode seiner Amtsthätigkeit die pekuniären Verhältnisse der bayerischen Aerzte. Seit Jahrzehnten bestund im Lande das Institut der amtlich bestallten Gerichtsärzte, auch Physikatsärzte oder Physici schlechtweg genannt, ursprünglich im Gegensatze zu den illiteraten Landärzten (sieh d. J. 1843); später blieb ihnen der Name auch gegenüber den literaten, d. h. auf Universitäten gebildeten und promovirten Doktoren, inwiefern diese nicht jene amtliche Bestallung hatten. Die Zahl der literaten Aerzte war noch lang eine sehr kleine geblieben; es war darum kein Grund vorhanden, die Freiheit ihrer Niederlassung als praktische Aerzte an einem beliebigen Orte einzuschränken, wenn sie die erforderlichen Prüfungen bestanden. Seither aber hatten verschiedene Ursachen, darunter die Versetzung der Hochschule in die Hauptstadt, dazu beigetragen, die Zahl der zum Studium der Medizin sich Drängenden ins Bedenkliche zu steigern. Nachdem vom Jahr 1825/26 zum Jahr 1826/27 die Zahl der Medizin-Studirenden von 56 auf 216 sich vermehrt hatte, sehen wir stetig sie zunehmen bis zum Jahr 1833/34, wo sie sich auf 385 beläuft, ohne daß die Zahl der zu Würzburg und Erlangen Studirenden um ein Merkliches sich verändert hätte. Die Folge war, daß wohlhabende Gegenden, wo Einnahme zu hoffen war, von Aerzten übersetzt wurden, die nicht nur dem Physikus die wünschenswerthe Praxis, sondern auch einer dem anderen das Brod vor dem Munde wegnahmen, während arme Gegenden von Aerzten entblößt blieben. Rasch wuchsen nun Klagen und Nothschreie, und Ringseis mußte Herzzerreißendes erleben.

Außer dem brieflichen Sturmlaufe, (dessen Beantwortung nicht selten Friederike zu übernehmen hatte), außer den mündlich petitionirenden Aerzten kamen auch deren Frauen, Familienmütter, Bilder des Hungers und Kummers, schilderten verzweifelt ihre trostlose Lage, baten händeringend, ja kniefällig um Abhilfe und er vermochte keine in Aussicht zu stellen. Erst 1835 drang das Verlangen nach Beschränkung der unbedingten Freiheit ärztlicher Praxis durch zur Erfüllung, während gleichzeitig von Amtswegen in öffentlichen Blättern vor dem Ergreifen des medizinischen Studiums ohne entschiedensten Beruf gewarnt wurde. Dieß hatte den Erfolg, daß die Zahl der Medizin-Studirenden schon im nächsten Jahrgang auf 254 fiel; 1842/43 betrug sie nur mehr 77. Damit war wohl eine mächtige Quelle der Noth verstopft, aber die bereits vorhandene Noth nicht gehoben, da durch den Zugang der früheren Jahre die Zahl der promovirten Aerzte sich bereits auf das Drei- bis Sechsfache gesteigert hatte, und wenn auch eine wohlüberlegte räumliche Vertheilung der Aerzte Manches besserte, so blieb das Uebel schwer genug. Neben den Doktoren gab es noch immer viele illiterate Aerzte, die man nicht im Handumdrehen beseitigen konnte und durfte, um so mehr, als durch die auf Universitäten gebildeten Aerzte gewissen operativen Bedürfnissen nicht genügt wurde, worüber wir Näheres beim Jahr 1843 und anderwärts vernehmen werden.

Eine zwar erst 1849 gemachte Aeußerung des ehemaligen Physikus und nunmehrigen Medizinalrathes Dr. Escherich paßt schon völlig auf jene Periode: „Der Nothstand einiger Aerzte hat einen solchen Grad erreicht, der schreckhaft ist, für Hunderte den Vergleich mit den Volksschullehrern nicht aushält. Zu welchen verzweifelten Mitteln, zu welchen Entsagungen der Nothstand einzelne

Aerzte mit Familien zwingt, davon ist besser, sie nicht zu kennen. Es soll und muß geholfen werden." — Davon aber war Ringseis überzeugt: Das Hauptmittel, der Noth zu steuern, wäre eine korporative Verfassung des ärztlichen Standes gewesen. Als die Gährungen von 1848 und den folgenden Jahren auch manchen Antrieb zum Guten brachten, kam diese Frage mächtig in Anregung; wir werden aber sehen, daß man auch da mit halben Maßregeln sich begnügte.

Medizinalrath Fischer, vordem in Bayreuth, welcher zur Zeit, als Ringseis bereits im Ruhestand lebte, seine tiefe Ehrfurcht vor dessen wissenschaftlichem und amtlichem Charakter öffentlich und privatim ausgesprochen, erwähnte unter Anderem, die amtlichen Aerzte Bayerns dürften es Ringseis nie vergessen, daß seiner Festigkeit die Beibehaltung des Edikts von 1808 zu verdanken sei, wodurch ihre Stellung im Staate geregelt worden. Bezog sich dieß auf den Plan des Ministers Graf Armansperg, allen Beamten zwar größeren Gehalt, aber weder für sich noch für ihre Hinterbliebenen Pension zuzugestehen, wodurch sie natürlich ganz in die Botmäßigkeit des Ministers gerathen wären? König Ludwig, dem Plane anfänglich nicht abgeneigt, entschied doch endlich: „Ich will nicht, daß die Relikten meiner Beamten Hunger leiden." Doch ließ er aus Gründen der Sparsamkeit die Unterscheidung von Dienstes- und Standesgehalt eintreten, welche nicht ganz wohlgeziemende Unterscheidung Max II. zu Gunsten der Beamten wieder aufgehoben hat.

Unter Ringseis' Referatssparten war das Personalreferat wohl dasjenige, wornach ein Ehrgeiziger oder ein Parteimann am meisten streben wird, weil es in gewissem Sinn am meisten zum „einflußreichen Manne" macht. Aber wie viel Sorgen, Nachdenken und Mühen kostet es den Ge-

wissenhaften, alle berechtigten, oft weit auseinander liegenden Ansprüche gegenseitig abzuwägen: Auszeichnung in den Studien, Dienstesjahre, besondere Leistungen, geeignete Persönlichkeit, unverschuldete Nothlage, große Familie u. s. w. Ringseis ließ sich auch immer angelegen sein, so viel thunlich Jeden in eine Ortschaft und Gegend seiner Konfession zu bringen, um seinet- und seiner Familie, wie um der Ortschaft und Gegend willen. Ferner wird uns erzählt, er habe darauf gesehen, tüchtige Leute in die Grenzbezirke zu setzen, damit das Ausland in der Achtung der bayerischen Aerzte erhalten werde. — Uebrigens wurde ihm im Jahr 1841 das Personalreferat abgenommen, auf Wunsch ärztlicher Kongresse ihm (1850?) zurückgegeben, einige Jahre darauf ihm abermals und bleibend genommen.[1])

In den verschiedenen Zeiten der Demokraten-Unruhen und -Prozesse hat Ringseis öfter rettend und fürbittend eingreifen können. Ohne Erfolg zwar blieb sein Antrag gegen Entfernung Professor Schönlein's vom Lehrstuhle zu Würzburg. Derselbe war von dort aus dem König als verwickelt in die Frankfurter Demagogen-Händel angezeigt worden und sollte für die Jugend unschädlich gemacht und Regierungsrath in Passau werden, (1833)[2]) zog aber vor, einem Rufe nach Zürich zu folgen, und nun wurde von Schönlein's Anhängern dessen Entfernung ohne weiteres Ringseis, als des Mannes wissenschaft-

---

[1]) Sieh beim Jahr 1848 und 1852.

[2]) Schon 1832 finden wir in einem Briefe, den Ringseis auf seiner Tyroler Reise an Friederike schreibt, die Stelle: „Durch Baron Zurhein (den er unterwegs getroffen) erfuhr ich, es sey des Königs ‚unabänderlicher' Wille, daß Schönlein, Textor, Friedreich, Hergenröther (alles Professoren der Medizin) und Seufert, Cucumus von der Universität entfernt werden."

lichem Gegner, in die Schuhe geschoben. Jener Antrag Ringseis' liegt vermuthlich noch heut bei den Akten. — Dem Professor B. in einer kleinen bayerischen Stadt, der später als Arzt in einem großen Badeorte praktizirt hat, ließ Ringseis eine Warnung zukommen, er möchte sich in Acht nehmen, er sei angegeben als Demokrat. Ob dieser Warnung hat dann wieder ein Kollege des Professors an höherer Stelle Ringseis denunzirt. — Als der bekannte, in den Rohmer'schen Kaiserschwindel verwickelte Dr. Eisenmann in der Münchener Frohnveste saß und von Ringseis ärztlich behandelt wurde, zog sich dieser eine Rüge vom Untersuchungsrichter zu, indem er dem Gefangenen einen Brief besorgte.[1]) — In früheren Tagen schon hatte er Marcus den Jüngeren, nachmaligen Professor in Würzburg, welcher Burschenschaftler gewesen, dadurch vor Verdacht und Untersuchung gerettet, daß er ihn zum Assistenten erwählte.

Obiger Verdächtigung in Sachen Schönlein's setzen wir Folgendes entgegen: Nicht lang, bevor Obermedizinalrath v. Pfeufer, Schönlein's Schüler und Ringseis' Nach-

[1]) In Ringseis' Nachlaß finden wir folgendes Briefchen Eisenmann's an ihn: „Würzburg, 10. Juli 1830. E. H.! haben die Geduld gehabt, mich persönlich kennen zu lernen, mögen Sie dieselbe Geduld haben, anliegende Monographie durchzulesen, vielleicht entschädigt Letzteres für Ersteres; vielleicht auch trifft mich das Loos, daß ich nach meinem Seyn und nach meinem Würken Ihren Beifall nicht erringen kann, dann muß ich mich leider damit begnügen, Ihnen meine innigste Hochachtung hiemit an den Tag gelegt zu haben, die ich dem Manne nicht versagen kann, der eine mir fremde und fremd bleibende Ansicht mit der größten Ehrlichkeit verfolgt. Sie werden mich verstehen und in Ihrem Urtheile gegen mich nachsichtig seyn, ich aber würde nie aufhören bey aller Freymüthigkeit mit der ich zu Ihnen sprach und an Sie schrieb, mit ausgezeichneter Hochachtung zu seyn" . . . 2c.

folger im Personal-Referat und am Spitale, starb, also um das Jahr 1869, sagte er zu Ringseis: „Von Ihnen, Herr Geheimrath, ist es bekannt, daß Sie glühende Kohlen sammeln auf die Häupter Ihrer Widersacher.“ Halb lächelnd, halb wehmüthig äußerte Ringseis hierüber gegen die Seinigen: „Er hat vermuthlich die Akten studirt und da Manches anders gefunden, als er dachte.“ Damit spielte er an — nicht nur auf den Fall Schönlein, sondern auf verschiedene Förderungen, welche er Pfeufer selbst hatte angedeihen lassen, den Vorschlag zum Stipendiaten, zum Arzte der Deutschen in Rom, als König Ludwig Cholera halber einen solchen dahin zu senden beschlossen, zum ärztlichen Regierungsbevollmächtigten in Sachen der Cholera in Mittenwald. Pfeufer scheint ihm eher mißtraut zu haben; (sieh „Das Leben und Wirken Dr. Karl v. Pfeufer's,“ von Dr. Jos. Kerschensteiner[1]) (S. 10 und in verdeckter Weise an anderen Stellen). Als dann Ringseis ihn, den Kollegen, an dessen Wiederberufung nach Bayern einige sehr bittere Kränkungen für Ersteren sich geknüpft hatten, zum Mitgliede der Akademie vorschlug und seinen Vorschlag wider Anfechtende kräftig vertrat, da mochte v. Pfeufer vor dem Charakter dieses Mannes wohl ge-

[1]) Augsburg, Lampart und Komp. 1871. Da der Herr Verfasser obiger Schrift bei Anlaß von Ringseis' hundertjährigem Geburtstag einen für Letzteren sehr anerkennenden Aufsatz veröffentlicht hat, so vermuthen wir, daß er in der Zeit, die zwischen beiden Arbeiten liegt, seine Anschauungen auf gleichem Wege wie von Pfeufer selber berichtiget hat. Er wird dabei vielleicht auch andere Unrichtigkeiten derselben entdeckt haben, welche Ringseis beim Vorlesen jener Schrift bemerkte, indem Maßnahmen, an welchen Pfeufer keinen oder nur gemeinsamen Antheil mit den übrigen Räthen des Kollegiums gehabt, auch solche, deren Verdienst ausschließlich oder vorwiegend Ringseis gehörte, Ersterem zugeschrieben werden.

rührte Bewunderung empfinden.[1]) Es haben Verschiedene, die gegen Ringseis scharf, theilweise feindselig aufgetreten waren, Zeugniß dafür abgelegt, daß er es amtlich sie niemals hat entgelten lassen, ja daß er ihnen, ohne Rückblick auf Vergangenes, solche Vergünstigungen zugewendet, über welche frei zu bestimmen er befugt war. Derartiges hat er auch geübt, wo die Betreffenden es niemals erfuhren.

Ein angesehener Kollege, welcher Ringseis, man weiß nicht warum, spinnefeind gewesen, langte beim Ministerium wegen Kränkelns um Enthebung von einem seiner Aemter ein. Minister Fürst Wallerstein, ihm nicht gewogen, dachte bei diesem Anlasse seine gänzliche Pensionirung herbeizuführen. Aber Ringseis, obschon des Kollegen unkollegiale Gesinnung sehr wohl kennend, stellte dem Minister vor, damit geschähe dem Manne allzu weh; eine Kränklichkeit, welche Minderung der Arbeit begehre, sei noch kein Anlaß zu gänzlichem Ruhestand. Das Fürwort fruchtete. Ein Sohn des Kollegen, von edleren Anlagen als der zwar verständige aber von gehässiger Leidenschaft verblendete Vater, erfuhr davon und kam aus freien Stücken zu Ringseis, um ihm zu danken. „Wir Alle," sagte er, „hielten Sie für unseres Vaters Feind, jetzt sind wir eines Besseren belehrt." Das hat freilich den Kollegen nicht gehindert, seine kleinselig giftigen Verfolgungen gegen Ringseis in späterer Zeit wieder aufzunehmen.

Einst gelangte ans Ministerium, sei es von ärztlicher Seite, sei es durch Reform-Juden, der Antrag, gewisse, ursprünglich der Gesundheitspflege günstige religiöse Gebräuche, die aber durch mißverstandene Kultustreue zum

---

[1]) „Nein, dieser Ringseis ist gar zu lieb — mag man noch so wenig mit ihm einverstanden sein, lieb muß man ihn haben!" äußerte v. Pfeufer in einem Hause, wo er als Arzt und Freund aus- und einging.

haarsträubenden Widerspiel ihrer ersten Bedeutung umgeschlagen waren, auf dem Verordnungswege zu unterdrücken. Ringseis beantragte vielmehr Erhaltung des religiös geheiligten Gebrauches, dafür aber sorgfältige Ueberwachung von Seite der Behörde, damit einerseits die Gewissen nicht bedrängt, andererseits das Uebel in die ursprünglich beabsichtigte Wohlthat zurückverwandelt werde. Sein Antrag ging durch und er erwarb sich damals und anderweitig bei den altgläubigen Juden großen Dank. Als er im Jahr 1840/41 an schwerer Lungen-Entzündung darniederlag, wurde in der Münchener Synagoge öffentlich für ihn gebetet.

Im ersten Jahre seiner Thätigkeit als Obermedizinalrath erlebte Ringseis einen tragischen Fall von Rechtswahnsinn. Ein Bauer bei Waldsassen, der reichste in seiner Gegend, hatte ein junges Rind geschlachtet. Bald darauf wurde ihm ein kleines Strafgeld diktirt, weil er eine schuldige Abgabe für das geschlachtete Thier zu zahlen unterlassen habe. Der Bauer erklärte, das Thier habe noch nicht das gesetzliche Alter zur Abgabe gehabt; Andere behaupteten das Gegentheil. „Ich muß es doch am besten wissen, alle meine Leute können es bezeugen, daß noch vierzehn Tage fehlten," bekräftigte der Bauer, aber das Gericht glaubte nicht ihm, sondern den Fachmännern, und beharrte bei der Strafforderung. „Recht muß sein, ich zahle nicht," sagte der Bauer und appellirte. Wieder verurtheilt, ging er durch alle Instanzen und immer vergeblich. Aber auch jetzt sagte er: „Recht muß sein, ich zahle nicht." Nun ward Exekution geschickt, Soldaten, die er behalten und ernähren sollte, bis es ihm belieben würde, zu zahlen. Anfänglich ließ er es sich gefallen, bald aber drohte er mit Gewalt und bewaffnete wirklich sich und seine Leute mit Mistgabeln und Dreschflegeln, um die zur Ablösung

kommenden Soldaten fern zu halten. Der Hof mußte förmlich belagert und erobert werden. Die Frage, ob der Mann zurechnungsfähig sei, gelangte bis an den Obermedizinal-Ausschuß; sie wurde verneint; denn mochte immerhin der Unglückliche durch allzu starren Rechtssinn seinen Wahnsinn mitverschuldet haben, thatsächlich war dieser Wahnsinn bereits vorhanden. Ueber all' der Aufregung, Einquartierung, Strafe, Pfändung u. s. w. war die Wirthschaft vernachlässigt worden, verarmt, nach Jahr und Tag der Mann an den Bettelstab gebracht. Er aber ruhte nicht: „Mein Recht muß mir werden, ich gehe an den Kaiser,“ sagte er, ahnungslos, daß es für ihn längst keinen Kaiser mehr gebe, und wanderte nach Wien, von wo er auf dem Schub nach Bayern zurückgebracht wurde. Das mag den Unglücklichen, dem es dabei sicher nicht an Spott und Hohn gefehlt, wohl vollends in den Wahnsinn hineingetrieben haben. Es ist Ringseis nicht zu Ohren gekommen, was weiter geschah, nie aber konnte er des Falles ohne Ergriffenheit denken.

Wegen der psychologischen Aehnlichkeit mit ebenerzähltem Falle schalten wir einen ähnlichen hier ein, obwohl Ringseis mit ihm nicht als Ministerialrath, sondern als Spitalarzt zu thun gehabt. Es ist üblich, daß an Orten, wo der Patronatsherr der Ortskirche weilt, mit dem Beginne des Gottesdienstes auf dessen Ankunft gewartet werde. In dem Dorfe St . . . mißbrauchte der Patronatsherr dieses Recht durch regelmäßige Verspätung so sehr, daß der fungirende Geistliche, Benefiziat H. erklärte, in Zukunft werde er nicht mehr warten, sondern zur festgesetzten Stunde beginnen. Das wollte der Gutsherr sich nicht gefallen lassen und es kam zu scharfen Reibungen, unter welchen nothwendig auch die Gemeinde litt. Da der Gutsherr nicht konnte von der Stelle ge-

rückt werden, so entschied das Konsistorium, es solle der Benefiziat, obwohl im Rechte, den Posten verlassen, indem er eine andere, einträglichere Stelle erhalte. Ob die Entscheidung nach kanonischem Recht anfechtbar gewesen, wissen wir nicht, jedenfalls erklärte der Geistliche sie für schreiende Ungerechtigkeit, er werde nicht gehen. Man suchte auf alle Weise ihn zu bewegen, zu überreden, aber — „Recht muß sein, ich bleibe". Der Landrichter, ihm befreundet, theilte ihm mit, wenn der neue Benefiziat ankomme, sähe er, der Beamte, sich in der traurigen Nothwendigkeit, die Geräthschaften des starren Rechtsuchers auf die Straße zu stellen. — „Thun Sie, was Sie müssen, ich bleibe." So ließ er es dahin kommen, daß seine Möbel unter freiem Himmel verdarben. Er selbst mußte freilich weichen, aber von Instanz zu Instanz kam er bis an die Ständekammer, und Manchem unserer Leser ist noch erinnerlich, wie er mit bereits zum Wahnsinne gewordener Zähigkeit von einer Budgetepoche zur anderen seinen Schaden mit Zins und Zinseszins bald auf Millionen berechnete, die lawinenhaft sich mehrten. Als er einst erkrankt sich ins Spital verfügte, gab Ringseis sich Mühe, ihn zur Vernunft zu bringen und stellte ihm vor, mehr als irgend ein Anderer habe nach Christi Vorbild und Lehre ein Priester die Verpflichtung, ein nicht abzuwendendes Unrecht geduldig zu leiden. Umsonst. Der im Uebrigen vernünftige, ja gescheidte Mann blieb unerschütterlich bei seinem Spruche: „Recht muß sein".

Eine sehr merkwürdige Verhandlung anderer Art gelangte in späterer Zeit an den Obermedizinalrath. Ein Bauernmädchen, fromm und von gutem Lebenswandel, war einst zu spät zur Kirche gekommen, um noch, wie sie beabsichtigte, kommuniziren zu können, und hatte sich lebhaft darüber betrübt. Da sah sie plötzlich auf dem Speise-

gitter dicht an ihrer Brust eine Hostie liegen, die sie nun mit dem Mund auffaßte und verzehrte. Merkwürdigerweise ergaben sich fernere seltsame Erscheinungen an Tagen, wo nichts das Mädchen hinderte, auf gewöhnlichem Wege das heilige Sakrament zu empfangen; sie fühlte von nun an häufig, wo nicht regelmäßig, während der Messe ihres Beichtvaters Hostien auf ihrer Zunge entstehen und zwar legte sich über eine Hostie gewöhnlicher Größe noch die gebrochene Hälfte einer großen priesterlichen. Nach und nach nahm die Sache einen immer unheimlicheren Charakter an, denn es entstunden dem Mädchen nach Belieben zu jeder Zeit Hostien auf der Zunge. Die Thatsache ließ sich nicht leugnen, die Frage war nur nach dem Woher. Da das Mädchen immer fromm und unbescholten gewesen, glaubte der Beichtvater allzuleicht an göttliche Wirkungen. Nach und nach wurde die Sache ruchbar und kam ans Ordinariat und Landgericht. Letzteres zog den Gerichtsarzt bei, einen derb witzigen und nichts weniger als hypergläubigen Mann. Die in seiner und des Landrichters Gegenwart auf der Zunge des Mädchens sich produzirenden Hostien erwiesen sich, herabgenommen, als völlig trocken und unverletzt; dem Landrichter wurde dabei so unheimlich, daß er aus dem Zimmer lief. Der Arzt hatte frische Sacktücher mit sich gebracht, um die Blutung aus stigmatischen Wunden — wir glauben, am Haupte des Mädchens — zu beobachten und war hochverwundert, sie echt zu finden. Mit den Belegen, d. i. den blutigen Tüchern und einer Büchse voll Hostien der besagten Art, kamen die Akten an den Obermedizinalrath. Auch Ringseis glaubte nicht an menschlich beabsichtigte Täuschung, eben so wenig aber an göttliche Wirkungen. Uebrigens blieb der weltlichen Behörde, da weder Betrug noch eine Geldspekulation nachzuweisen war, nichts Weiteres zu thun. Ringseis'

Anschauung bestätigte sich in der Folge auf höchst traurige Weise. Die Hostienproduktion nahm einen Entsetzen erregend sakrilegischen Charakter an, welcher den dämonischen Ursprung nicht verkennen ließ und das ganz gewiß im Anfang fromme, aber allmälig in Schlingen geistlicher Selbsteinbildung gefangene Mädchen kam so weit, daß es zuletzt unter sehr traurigen Umständen sich glücklich schätzen mußte, als Büßerin Aufnahme in einem Kloster zu finden.

Ueber die Kaspar Hauser'sche Sache erzählte Ringseis, aus den Akten habe er durchaus nicht den Eindruck erhalten können, als hätte der junge Mensch die tödtliche Verwundung selber sich beigebracht. Um so auffälliger sei ihm die zudringliche Weise gewesen, in welcher ein Lord Stanhope, welcher ihn besuchte, ihm die Meinung auf- und den Ausspruch abnöthigen wollte, es liege Selbstmord vor.





Fünfzehntes Kapitel.

Spital- und Stadtpraxis.

Diagnostiker und Arzt; Verkehr mit Patienten, Schülern, Assistenten u. s. w. — Allgemeines und Einzelnes aus der Stadtpraxis; Benehmen gegen Kranke und Kollegen. Anschauungen über ärztliche Kunst.

Ringseis' Spitalthätigkeit gewann mit Herüberkunft der Hochschule selbstverständlich einen neuen Aufschwung. Welchen Schatz von Erfahrungen er hier gesammelt mag haben, läßt sich denken, wenn bei seinem 25jährigen Amtsjubiläum sich die Liste seiner Spitalkranken auf 50,000 belief. Von dem, was wir über sein Wirken gehört und uns gemerkt haben, sei hier Einiges berichtet.

Daß er Manchen für den ersten Diagnostiker seiner Zeit gegolten, ist bei den Jüngeren in Vergessenheit gekommen; die Aelteren wissen es theilweise noch, wie denn jüngst bei einem ganz ungewöhnlichen Krankheitsfalle die Patientin einen der Aerzte im Nebenzimmer sagen hörte: „Nun sollten wir den alten Ringseis noch haben; da würden wir eine scharfsichtige, wohlbegründete Darlegung des Falles erhalten.“ [1]) Ringseis selber hat uns einst er-

---

[1]) Eine von Ringseis' Diagnosen fand in eigenthümlicher Weise ihre Bestätigung. Bei einer Frau aus Nördlingen vermuthete er Gallensteine. Ihr dortiger Arzt, sein früherer Zuhörer, wollte dieß nicht glauben, sandte aber die Kranke anderer Ursachen halber ins Bad von Cannstatt. Nach einer Weile kam sie wieder nach München und zeigte Ringseis einige tausend Gallensteinchen,

zählt, in früheren Tagen sei ihm oft ganz blitzartig für einen bestimmten Fall die Diagnose oder das Heilmittel vor Augen getreten, er habe selber kaum begriffen, woher; später habe dieß Gefühl der Eingebung ihn verlassen, es trat an dessen Stelle die Erfahrung. Als ihm aber in älteren Tagen eine unwürdige Aeußerung zu Ohren kam, die ein jüngerer Kollege über die Sterblichkeit auf Ringseis' Abtheilung sollte gemacht haben, da ließ er sich die Listen geben, nicht um öffentlich davon Gebrauch zu machen, sondern um sie einem Medizin studirenden Neffen zu zeigen, damit derselbe nicht in seiner Meinung über den ärztlichen Oheim irre werde.

In einer, 1835 erschienenen Schrift des Obermedizinalrathes Aloys v. Winter finden wir folgenden Artikel aus dem „Hesperus" (1828) zitirt:

„Ringseis' Klinik besuchte ich fast täglich (von 8 bis 9 Uhr), und werde sie, während meines ganzen Aufenthaltes dahier, niemals aussetzen; indem mich die Gründlichkeit und große Umsicht dieses Arztes, so wie besonders sein tiefer Blick als Diagnostiker außerordentlich anspricht. Der Unterricht am Krankenbette wird hier nicht blos, wie es in vielen Anstalten der Fall ist, aphoristisch gegeben, sondern synthetisch bildet sich der Praktikant die Gruppe der Symptome unter Leitung des Lehrers selbst, gründet hierauf seine Diagnose und bilde sich hiernach seine Indikation, und erst dann, wenn unrichtige Folgerungen ihn auf Irrwege führen, ergreift der Lehrer die Zügel. Hierdurch erweckt er in seinen Schülern volles Vertrauen in sich, in die Kunst und in die heilenden Kräfte der Natur auf eine so verhältnißmäßige Weise, daß sie künftig in ihrer selbstständigen Wirkungssphäre weder aus Zagen oder Unwissenheit, noch weniger aber aus dem noch gefährlicheren Selbst-

---

welche der Gebrauch des Cannstatter Wassers zum Vorschein gebracht hatte und ein Arzt berichtete ihm, der Cannstatter Kollege habe erst bei dieser Gelegenheit die Erfahrung gewonnen, daß seine Quelle auch gegen Gallensteine wirksam sei.

dünkel die Bahn des Wahren verfehlen, oder von ihr abweichen werden."

Dr. Stephan hat uns erzählt, daß Ringseis' Arzneienliste für die Gesammtsumme seiner gleichzeitigen Kranken immer von mäßigem Umfange gewesen, und dieß stimmt mit Ringseis' oft gemachter Aeußerung, daß der jeweilige Krankheitsgenius einer Zeit, einer Gegend oder sonst einer bestimmten Sphäre mehr oder minder in allen eben zu Tag tretenden Krankheiten, auch den an und für sich verschiedensten, durchzuschlagen pflege; wie denn z. B. im Krieg meist der entzündliche Charakter auf Seite der Siegenden, der putride auf Seite der Besiegten auftrete. Demzufolge haben zu Einer Zeit, an Einem Orte die ärztlichen Verordnungen bei aller Verschiedenheit im Einzelnen doch Rücksicht zu nehmen auf diese, anderwärts und zu anderer Zeit auf jene vorherrschende Krankheitsdisposition. Ringseis war darum sehr aufmerksam auf die Zeichen der Zeit und ihren Wechsel. Wenn ein Mittel, das lang mit glänzendem Erfolge war angewandt worden, plötzlich oder allmälig seine Kraft zu verlieren schien, dann war es ihm an der Zeit, einen neu eintretenden Krankheitsgenius zu beachten, mochte derselbe nun länger bleibend oder nur flüchtig seinen Thron aufschlagen. „Mit dem Nervenfieber," erzählte Ringseis, „glaubte ich fertig geworden zu sein, so glücklich waren lange Zeit meine Erfolge; plötzlich aber schlug die gefundene Behandlungsweise nicht mehr an." — Als Anmaßungen der Jugend oder einer seichten Wissenschaft rügte er es darum, wenn ohne Weiteres über alte Heilverfahren die Nase blos deßwegen gerümpft wurde, weil im Augenblicke dieselben sich erfolglos zeigten.

Ringseis wahrte sich einen offenen Blick und ein leidenschaftslos offenes Herz auch gegenüber den im Streite

liegenden Heilmethoden der Gegenwart. Vom Grundsatze der Homöopathie „Similia similibus“ bemerkte er, mehr oder minder sei derselbe von jeher in der Medizin mit zur Anwendung gekommen (wie man z. B. Frostbeulen mit Schnee-Einreibung behandle); nur tadelte er, wenn nunmehr dem anderen Satze „Contraria contrariis“ sein durch mehrtausendjährige Erfahrung verbürgtes Recht nicht mehr sollte gelassen werden. Ueber die seichten Einwendungen ob der Kleinheit der Gaben lächelte er, an physikalische Analogieen erinnernd, wie wenn z. B. zwei chemisch gleich beschaffene Dinge bei verschiedener Behandlung (etwa Ozonisirung und Nichtozonisirung) ganz verschiedene Kräfte und Eigenschaften entfalten. Er erwähnte, daß Malfatti mehrere Beispiele von der Wirksamkeit sehr kleiner Gaben aufgeführt. „Und,“ fügte Ringseis bei, „wenn ein sehr gelehrter und sehr gescheidter Mann wie Hahnemann etwas aufstellt, so ist es nicht am Platz, einfach geringschätzig darüber wegzugehen, wie viele Aerzte thun; seichter Spott über eine Sache, die man der näheren Kenntnißnahme gar nicht würdigt, ist immer die wohlfeilste Art, nach etwas recht Gescheidtem auszusehen.“ — „Ihm,“ nämlich Ringseis, so schrieb uns kürzlich ein geistvoller Homöopath, „ihm haben wir es zu danken, daß wir eine selbstständige, also zuverlässige Apotheke besitzen.“ Und ebenda: „War er doch in einer Zeit, wo noch Alles gegen die Homöopathie war, namentlich die hochgestellten Herren, so gütig, daß er Alles that, um die Verfolgung gegen die Homöopathie zu mäßigen.“ Seine persönlichen Erfahrungen und Versuche im Spital anlangend, hat Ringseis, wie er sagte, in einigen Fällen mit der Homöopathie überraschend glänzenden und zweifellosen Erfolg erzielt, in anderen aber so geringen, daß er wieder zu den alten Mitteln seine Zuflucht genommen.

Unseres Wissens ist Ringseis in München der erste Arzt gewesen, der sich den Gebrauch des Stethoskops hat eifrig anliegen lassen, und es gehört zu den Kindheitserinnerungen der Schreiberin, daß er Abends noch an die Betten seiner Kinder kam, um mit dem ihnen seltsamen Instrumente Beklopfungen und Behorchungen vorzunehmen. Später hat er, nicht ohne Schwierigkeiten, es durchgesetzt, daß seinem gewesenen Assistenten Dr. Ludwig Buhl die Säle seiner Abtheilung am Spital zu ausgedehnten Beobachtungen mit dem Stethoskop geöffnet blieben, womit derselbe den Grund zu seiner späteren Auszeichnung in diesem Fache zu legen vermocht hat.

Im Lauf der Jahre kamen an Ringseis verschiedene Male, darunter aus fernen Gegenden, schriftliche Anfragen, er wisse ja die fallende Sucht zu heilen, — welche Mittel er denn anwende? Seine Antwort pflegte zu sein, ein allgemeingiltiges Mittel gebe es nicht, die Krankheit sei nur unter Umständen heilbar u. s. w. Der Schluß aber, den er aus jenen Anfragen ziehen durfte, war, daß ihm die Heilung öfter gelungen als er wissen konnte; denn Spitalpatienten kommen zumeist dem Arzte aus den Augen; wie also soll ihm bei einer Krankheit, die manchmal nach Pausen von halben und ganzen Jahren wiederkehrt, Sicherheit über die Heilung werden? Höchlich, vielleicht mehr als alle anderen Gratulationen, erfreute ihn darum bei seinem 50jährigen Doktor-Jubiläum im Jahr 1862 das Glückwunsch-Schreiben eines Mannes, den er vierzig Jahre vorher von jenem schweren Uebel befreit hatte. Wir geben hier nicht das Nähere, weil wir den eigenen naiv verständigen Bericht des Mannes, eines Schneiders und späteren Wirthes in Erlangen, werth halten, in den Beilagen zu erscheinen.[1])

[1]) Sieh Beilage zum Jahre 1862.

In spätere Zeit fällt die Beobachtung der sogenannten Wassertrinkerin, jenes Bauernmädchens aus der Nähe des Chiemsee's, welches in früher Jugend in den Nachwehen einer Blattern-Erkrankung begonnen, keine Speise zu ertragen, — selbst der Empfang der heiligen Kommunion machte ihr Beschwer; sie lebte fortan nur mehr von Wasser und zwar mit Vorliebe vom Wasser einer ihrem Vaterhause benachbarten Quelle, blieb dabei allerdings zart und ungeeignet zu schweren Arbeiten, zehrte aber nicht ab, hatte kein verkümmertes Aussehen, erschien vielmehr hübsch und wohl gewachsen. Sie war still und fromm, von einem übernatürlichen Zustand war jedoch nicht die Rede, Niemand hielt es dafür, Niemand gab es dafür aus, man sprach nicht viel davon, die Nachbarschaft erfuhr es allmälig, man machte aber nicht viel Aufhebens. Wichtiger war die Sache dem Arzt; so gelangte die Kunde nach München und es entstand der Wunsch regelrechter Beobachtung. Das Mädchen war gutmüthig genug einzuwilligen und so kam sie — die Schreiberin erinnert sich ihrer wohl — mit ihrer Mutter, einer Bauernfrau von jener ruhigen Würde, wie sie in gewissen Gegenden unseres Gebirgs und Vorgebirgs wohl gedeiht, nach der Hauptstadt und ließ sich einzeln (auf ein paar Wochen etwa) in einem Separatzimmer des Krankenhauses einschließen. Sauer genug mag es ihr geworden sein; denn in den Vorsichtsmaßregeln, die eine verlässige Beobachtung bedingt, liegt immerhin für ein feines Gefühl etwas Verletzendes, dazu die Plage der Einsamkeit, der Entgang des gewohnten Trinkwassers und Anderes mehr. Die Herren des Obermedizinal-Ausschusses waren die Beobachter. Die Thatsache wurde bestätigt, eine Erklärung aber nicht gewagt. Ringseis sah in solchen unbegreiflichen, den gewöhnlichen Gesetzen der Natur zuwiderlaufen-

den und doch das Gebiet des Natürlichen ohne Zweifel nicht verlassenden Erscheinungen eine Andeutung für Schwergläubige, daß Gott, wie Er an Stelle der gewöhnlichen Naturordnung eine auf tiefer liegenden Gesetzen beruhende Ausnahmsordnung kann eintreten lassen, ohne uns um unser Verstehen oder Nichtverstehen zu fragen, daß dieser Gott, sagen wir, auch vermag, in alle natürliche Ordnung mit einer wirklich übernatürlichen einzugreifen. Diese Deutung scheint auch ein in seinem Fach sehr tüchtiger, aber ungläubiger Münchener Arzt dunkel empfunden zu haben; in die Nähe der Wassertrinkerin am Chiemsee gekommen, ward er aufgefordert, sie zu sehen und zu sprechen und lehnte es ab; es sträubte sich etwas in ihm, offenbar eine Furcht, die unbequeme Erscheinung anerkennen zu müssen.

In ihren alten Tagen hörte die Wassertrinkerin noch erzählen von einem der modernen Fastenkünstler. „Aber der ist dumm," meinte sie, „wenn er essen kann und es nicht thut." Mehr als sechzig Jahre zählte sie, als sich Verlangen nach Speise bei ihr einstellte, zugleich aber Kränklichkeit; sie äußerte: „Das ist seltsam; so lang ich nichts aß, war ich gesund; seitdem ich esse, bin ich leidend." Bald darauf starb sie. —

Ein Wahnsinniger auf Ringseis' Abtheilung äußerte im Wahnsinn die eines Dante würdige Anschauung, bei jedem neuen Ankömmling erweitere sich der Himmel, verengere sich die Hölle. —

Einst ward auf Ringseis' Abtheilung ein Schneiderlein gebracht, das zum ersten Mal in seinem Leben ins Theater (vermuthlich in eine Zauberoper) gekommen und davon in solchen Taumel des Entzückens gerathen war, daß ihm während der Vorstellung das Rädlein laufend geworden, er seiner Kleider sich zu entledigen begonnen

und gerufen hatte, er sei ja im Himmel, da brauche man kein Gewand, eine Betrachtung, die ihm als Schneider vielleicht schon vorher von Wichtigkeit gewesen. Das verrückte Konzept war bald wieder hergestellt.

Ein andermal hatte Ringseis gleichzeitig zwei am Veitstanz leidende Mädchen in Behandlung; sie lagen Anfangs neben einander und in ihren Anfällen traten sie sich gegenüber und führten kunstgerecht die Stellungen und Bewegungen, Ausfälle und Paraden von zwei Fechtenden aus. Gelernt hatten sie es nicht. „Wer übrigens," bemerkte Ringseis, „den Veitstanz aus der Geschichte kennt, der weiß von noch ganz anderen Erscheinungen, in welchen die Natur geradezu auf den Kopf gestellt wird."

Ein Böhme in Ringseis' Behandlung wollte durchaus nicht glauben, daß er an Wassersucht leide; habe er doch sein Lebtag nichts getrunken als Bier. Er dachte sich, dieß edle Getränk enthalte eben nichts als Bier, Bier, lauter Bier, einen eigenen Bierstoff und nichts Anderes sonst.

Wir wollen diese unsere etlichen Erzählungen aus Ringseis' praktischer Thätigkeit am Spital [1]) mit ein paar Zügen über die Klinik abschließen. Ringseis konnte, so berichtete uns Medizinalrath Dr. Kaltdorf, sehr streng sich erzürnen, wenn etwas Aerztliches leichtsinnig geschah. Als ein junger Mediziner, der einen Patienten zur Beobachtung erhalten hatte, darüber Bericht erstatten sollte, die gestellte Frage jedoch auf gut Glück beantwortete und der ebenfalls befragte Assistent widersprechen mußte, da herrschte Ringseis den jungen Menschen zermalmend an: „Wie können Sie sich unterstehen, mich anzulügen?!" Das Wichtige der ärztlichen Gewissenhaftigkeit war es vor

---

1) Eine Anekdote aus Ringseis' Spitalthätigkeit sieh auch Bd. II, S. 106 f.

Allem, das ihn zu solcher Strenge trieb.[1]) — Auch die sarkastische Ader trat den jungen Leuten gegenüber bald gutmüthig, bald zu schärferer Rüge hervor. Einst hieß er einen Mediziner den treffenden Kranken examiniren. Es geschah. „Nun, was würden Sie hier verordnen?" Der junge Mann machte seine Darlegung. „So?" erwiderte Ringseis, schwieg einen Augenblick und fuhr hierauf fort: „Also erst bügeln, dann trocknen, dann waschen!" — Daß dieser Vergleich gerade der anwesenden barmherzigen Schwester — denn von ihr kam uns die Geschichte zu — einen besonderen Eindruck gemacht habe, begreift sich.

Wenn die Assistenten und anderen jungen Mediziner Ringseis an einer Saalthür zu ebener Erde erwarteten, machte er, durch den Garten kommend — es war dieß zu einer Zeit, da er die Amtswohnung neben dem Spital inne hatte — einer barmherzigen Schwester ein Zeichen, ihm das tief herabreichende Fenster zu öffnen, und schwang sich über die Brüstung hinein. „Sie hätten ihn sehen sollen," erzählte Kaltdorf, „wie er im leichten schwarzen Röckchen, in leichter Weste und Beinkleidern, einen Fez auf dem Kopfe" (weit mehr Zeit seines Lebens ist er aber barhäuptig gegangen, oft auch auf der Straße) „durch das Fenster hereingesprungen kam, dann nach der Klinik, wenn der Haupttroß abgezogen war, mit einer kleinen Schaar die anderen Krankensäle besuchte, im Vor-

1) Die nämliche Gesinnung stimmte ihn, den sonst so leicht zu Verzeihung und Milde Geneigten, noch als mehr denn neunzigjährigen Greis unerbittlich, als er erfahren hatte, daß ein junger, von ihm unterstützter Mediziner seine Studien mehr im Wirthshaus als im Kolleg gemacht. Auf eingelegte Fürbitte achtbarer Personen, welche Besserung hofften, erwiderte er: „Keinen Pfennig geb' ich ihm mehr; ein Arzt hat zu schwere Verantwortung, als daß er ein Studienjahr vergeuden dürfte."

übergehen an jedem Brünnchen in den Gängen sich Kopf und Augen wusch, um sich frisch und klar zu halten, und, ins obere Stockwerk eilend, immer drei Stufen auf einmal nahm; dieß veranlaßte natürlich auch uns, ein Gleiches zu thun, um ihm nachzukommen; da mögen wir oft ausgesehen haben wie eine Heerde springender Gaisböcke."

Mit gleicher Liebe wie seine praktische Spitalthätigkeit umfaßte Ringseis diejenige als vortragender Lehrer und er durfte sie eine so lange Reihe von Jahren pflegen, daß, wie man uns sagt, eine umfassende Epoche hindurch schier die ganze medizinische Welt in Bayern aus Solchen bestund, die länger oder kürzer zu seinen Füßen gesessen. Er las in einem Hörsaale des Krankenhauses, und zwar, um seinen eigenen, so mannigfach ausgefüllten Tag nicht zu zerreißen, später wohl auch wegen der Entfernung zwischen Spital und Universitätsgebäude, mit Vorliebe schon um 7, ja 6 Uhr Morgens, was seinen Schülern im Winter manchmal verzweifelt kalt vorkam, oderaber am Schlusse des Tages. An die Morgen-Vorlesung reihte sich dann, mit Unterbrechung durch ein kurzes Frühstück, bequem die Klinik an.

Unter jenen vielen Hörern und Klinik-Besuchern sind freilich nicht Alle seine Anhänger geworden oder geblieben; jedenfalls ist aber die Zahl derer groß, die ihr Leben lang ihm Dank, Anerkennung und Verehrung gezollt haben. In Aemtern und Würden stehende Männer des In- und Auslandes (Professoren, Kollegialräthe, Anstaltsvorstände, fürstliche Leibärzte u. s. w.), Männer, die kein Band der Selbstsucht an ihn knüpfen konnte, haben festliche und sonstige Anlässe benützt, es ihm auszusprechen, was er ihnen gewesen, wie seine Lehre vom Katheder, am Krankenbett, in Vereinen, deßgleichen sein Beispiel in ihnen die

Liebe zur Wissenschaft entflammt haben. Mehr als Einer fühlt sich zu dem freimüthigen Geständnisse genöthigt, daß erst die eigenen reiferen Jahre ihm all' das Gute, Edle und Wahre recht vor Augen gestellt, was Ringseis' „beredter Mund" tief in das Herz seiner Schüler pflanzte; „Geist und jugendliches Feuer sprühend" sollte köstlicher Wein von Rhein, Main und Taunus, von einstigen Schülern aus jenen Gauen zu seinem 50 jährigen Doktorjubiläum gesandt, ihm andeuten, „wie viel die Geber seinen geistvollen und feurigen Vorträgen zu danken gehabt".

Was Seichtigkeit und böser Wille ihm zum Vorwurfe gemacht, daß er geschöpft aus dem Ganzen und Vollen, daß er seine Wissenschaft niemals losgelöst von der wissenschaftlichen Gesammtwahrheit, vom Bleibenden in Welt- und Menschengeschichte, vom Urheber aller Dinge, das hat auf tiefere Geister und Gemüther auch die tiefergehende Wirkung nicht verfehlt. Solche, die schon geeignete Vorbereitung mitgebracht, haben mit offenem Ohr und Sinn seine Lehre in sich Fleisch und Blut werden lassen; Andere datiren von der Zeit, da sie ihm gelauscht, einen Wendepunkt ihrer Gesinnung. So z. B. erwiderte ein jüdischer Arzt, welcher nach der Taufe begehrte, dem damaligen Bischof von Eichstädt Grafen Reisach auf dessen Frage nach dem Entwicklungsgange seiner Ueberzeugung: Ringseis' philosophische Einleitung zu seinen medizinischen Vorträgen habe ihn zum Nachdenken über Gott und Welt veranlaßt. Ein anderer Zuhörer, dem wir diese Aufzeichnung vorgelesen, bestätigt uns, daß er selber durch Ringseis' Vorträge zum positiven Glauben gekommen sei. Aber auch in dieser Richtung haben Manche, die zur Zeit ihrer Lehrjahre nicht reif waren zum Verständnisse, weil rationalistisch oder sonstwie befangen, mündlich oder schriftlich ihm einbekannt, daß in Rücksicht auf allgemeine Welt-

und Lebensanschauung die Wirkung bei ihnen erst allmälig erfolgt, daß z. B. die Erschütterungen des Weltlaufes (1848 und die darauffolgenden Jahre) ihnen die Augen geöffnet hätten, so daß sie seiner Lehre wieder gedachten; oder sie hätten bei den vielen Angriffen, die Ringseis erlitten, bei sich erwogen, das seien nicht die schlechtesten Früchte, an welchen die Wespen nagen, und hätten nach seinem, vergessen unter ihren Büchern stehenden System der Medizin gegriffen, und was einst ihnen verschlossen gewesen, das sei nun ihnen klar geworden und habe sie in einer ihnen neuen Weltauffassung einwurzeln lassen und gefestigt.

In den ersten Jahren am Spital hatte Ringseis je einen, später zwei Assistenten. Es ist begreiflich, daß sein Einfluß als Lehrer am zielsicherften diese seine Assistenten als die in seinem nächsten und ausgedehntesten Umgange lebenden Schüler traf. Wir wissen aus mündlichen und schriftlichen Begrüßungen, aus Wort und That, mit welcher huldigenden Liebe, Bewunderung, Verehrung, mit welcher zärtlichen Dankbarkeit Viele derselben an ihm gehangen. Selbst wo der Eine oder Andere — aus was immer für Gründen — etwas schüchtern geworden im öffentlichen Bekenntnisse seiner einstigen Schülerschaft, bei persönlicher Wiederbegegnung gerieth ein Solcher für den Augenblick alsbald wieder unter den Zauber von Ringseis' Wesen. Es war neben seinen ärztlichen und gelehrten Eigenschaften und dem in ihm flammenden Eifer für die Wissenschaft vorzüglich auch seine pflichttreue Liebe zu den Kranken, sein väterliches Wohlwollen für die Schüler und in allem diesem sicherlich auch bei Vielen das Echte, Tiefe und Geistreiche seiner Frömmigkeit, was sie ihn als leuchtendes Vorbild in Amt und Leben erkennen ließ, sie mit unzerreißbaren Banden an ihn fesselte. Doch nicht dem

Mediziner allein, jedem Studirenden, jedem Jünglinge, dem es Ernst war mit geistigem Streben, begegnete Ringseis mit der unbefangensten Güte und lebendigsten Bereitwilligkeit zu geistiger Mittheilung und Förderung. „Ich werde es nie vergessen," schreibt uns nach Ringseis' Tod ein Solcher (und zwar war es ein durch Verstand und Charakter ausgezeichneter protestantischer Theologe), „mit welcher Freundlichkeit der berühmte und hochgestellte Mann meine Unbedeutendheit in sein Haus treten ließ, seiner Gespräche würdigte, durch sein väterliches Wohlwollen beglückte."

Einige seiner Assistenten wollen wir eigens hervorheben. Bereits genannt wurden Dr. Karl Markus, (auf Ringseis' Abtheilung eingetreten 1825), Sohn des berühmten Erbauers und Vorstandes des Bamberger Krankenhauses und selber als Professor in Würzburg Lehrer vieler tüchtigen Schüler, — und Dr. Bernhard Röser aus Mergentheim (eingetreten 1828), einer der Getreuesten in Ringseis' Schaar. Trefflicher Arzt, gebildeter und weltkluger Kopf, warmer Christ und vollendeter Ehrenmann, hat Röser als Leibarzt des Königs Otto von Griechenland sich in schwierigen Lagen vielseitig bewährt, wie er denn mehrmals mit diplomatischen Missionen betraut worden ist. Zwar war er von einer gelehrten Zerstreutheit, über welche man sich die heitersten Geschichtchen erzählte und die sich als tiefe Versunkenheit in Gedanken schon auf seinem von dunklem Haare buschig umrahmten, geistvollen Gesicht abspiegelte, — ein Gesicht, dessen Typus einige Aehnlichkeit mit dem von Beethoven besaß; gleichwohl erhielt er sich in Athen im Besitz einer ansehnlichen Praxis, (was zu beweisen scheint, daß die Zerstreutheit nicht in seinen Beruf eingriff, vielleicht nur von demselben ausging). Ebenso genoß er bleibend das ärztliche

und persönliche Vertrauen seines königlichen Herrn, dessen Vertreibung aus Griechenland auch ihn nach Bayern zurückführte; erst des Königs Tod hat die Beiden geschieden. Mit warmem Herzensantheile hing Dr. Röser an seiner zweiten, wie an der alten Heimath. Seine Briefe an Ringseis aber sprechen in immer neuer Wendung seine ehrerbietige Liebe und Dankbarkeit für seinen ehemaligen Lehrer aus.

Als sehr begabt pflegte Ringseis den Dr. Johann Kaltenbrunner (eingetreten 1826) zu erwähnen, welcher, Einer der Ersten, mikroskopische Beobachtungen gemacht hat über die Blutkügelchen in den Entzündungen (und zwar in der Schwimmhaut der Frösche). Begeisterte Anhänger ihres Lehrers, brachten er und Dr. Röser dessen pathologische Lehre nach Würzburg, und Ringseis erzählte darüber: „Professor Schönlein, Dr. Eisenmann, Dr. Jahn (damals Student, nachmals Leibarzt des Herzogs von Meiningen) und Dr. Stark, der nachmalige Professor in Jena, nahmen sie mehr oder minder an, mißverstanden sie aber auch Alle mehr oder minder, indem sie die blos schmarozerähnlichen (parasitoidischen) Vorgänge in der Krankheit, wie schon Röschlaub und dann mein Bruder und ich sie bezeichneten, geradezu für Folge von wirklichen Parasiten erklärten. Es fand sich auch keiner der Herren bemüßigt, die Quelle zu nennen, aus der sie ihre freilich getrübte Lehre geschöpft hatten. Stark brachte, ohne meines Bruders auch nur zu erwähnen, ganze Sätze aus dessen Promotionsschrift,[1]) aber in lächerlich verzerrter Auffassung. Eisenmann's Anschauung war noch die konsequenteste, wogegen Schönlein das schon ursprünglich falsch Aufgefaßte auch noch ganz unfolgerichtig

[1]) Flüchtig erzählt ist dieses schon in Band I der Erinnerungen, Seite 135 f.

entwickelt hat." — Dr. Kaltenbrunner begleitete in der Folge S. K. Hoh. den Prinzen Luitpold von Bayern, den nunmehrigen Regenten, als Reisearzt nach Neapel, wo der begabte, junge Mann leider gestorben ist. —

Noch ein anderer, sehr tüchtiger und unterrichteter Arzt, Dr. Ernst Bayer (als Assistent eingetreten 1831) ward im Ausland und zwar im Orient und von der Pest hinweggerafft, da er als Reisearzt S. K. Hoh. den Herzog Max von Bayern dahin begleitete.

Eine treue, feste, männliche Natur war Dr. Adam Seufert aus Franken (eingetreten 1834), welchen Ringseis sehr lieb gehabt, obschon es auch manchen Strauß mit dessen jugendlich feuriger Unbesonnenheit zu bestehen gab. Trefflicher Sänger und Guitarrespieler, hat Dr. Seufert durch diese Liebhaberei einst einen seiner Finger erst in schwere Gefahr gebracht und dann durch eben dieselbe gerettet. Der Finger war verwundet mit Leichengift in Berührung gekommen, nicht geschont, sondern im musikalischen Eifer durch Spielen bös entzündet worden, und schon sprach man von Amputation. Aber dann war es ja auf immer vorbei mit der Guitarre. Dazu konnte der junge Arzt sich nicht entschließen. Und sieh, das Gift schied sich aus, die Geschwulst verzog sich, Finger und Kunst waren gerettet. Nach Griechenland gekommen, that Dr. Seufert sich 1837 auf der sogenannten Pestinsel Poros hervor als ärztlicher Beistand und Beobachter, ward selber von der Seuche ergriffen, überstand sie aber glücklich. (Thiersch nennt ihn unter denjenigen, die sich durch ihre Hingebung in Poros große Verdienste erworben.) Als die rebellirenden Griechen vom König den Abzug der Bayern ertrotzt hatten, kehrte auch Seufert mit seiner dort aus den Landestöchtern erwählten Gattin und einem im griechischen Nationalkleid sich tummelnden Söhnchen

nach der Heimath zurück, bestand muthig eine kummervolle Frist der Unsicherheit und erhielt dann ein Physikat in Franken. Wenn er unverhofft zu Besuch nach München kam und bei seinem einstigen Lehrer eintrat, so ging jedesmal ein Jubelruf der Begrüßung durch das Haus.

Dr. Karl Kaltdorf (eingetreten 1834) ist derjenige von Ringseis' Assistenten, welchen der Lehrer in den letzten 15—20 Jahren seines Greisenalters berief, wenn er selbst erkrankte; von jeher hatte Ringseis große Stücke auf dessen klaren Kopf und ärztliches Können und Wissen gehalten, und die Familie glaubt es nach Gott der Umsicht und Sorgfalt dieses trefflichen Arztes zu verdanken, daß unter den schweren Erkrankungen des mehr als Neunzigjährigen dessen gesegnetes Leben noch vier Jahre gefristet worden.

Von Dr. Ludwig Buhl (eingetreten 1842) ist schon oben die Rede gewesen. Derselbe hat später sich so ziemlich von Ringseis zurückgezogen, zeigte aber bei persönlicher Begegnung immer die wärmste, eine beinah zärtliche Verehrung.

Zwei Lieblingsassistenten von Ringseis waren endlich der treffliche, feine und geistvolle Dr. Friedrich Chr. Schmid (eingetreten 1847), Verfasser einer gekrönten Preisschrift und andrer Werke, in den besten Jahren als Medizinalrath in Augsburg gestorben, wo auch sein Oheim Christoph Schmid der berühmte Kinderschriftsteller ruht, — und der noch lebende Freund des Vorigen, Dr. Michael Kiderle, der verehrte Direktor des Irrenhauses zu Kaufbeuren.

In einer großen Anstalt mit mannigfach ineinandergreifenden Wirkungskreisen geht es bei der Verschiedenheit der Charaktere, Ansichten und Gesinnungen nicht ohne Reibungen ab, und Ringseis' kräftige Natur, an welcher

ein gewisses Maß der ursprünglichen Heftigkeit trotz aller Bekämpfung immerhin noch erkennbar war, hat sich mehr als einmal mit Nachdruck zur Wehr gesetzt gegen das, was ihm unbillig oder nicht würdig schien. Da er sich aber keinen Groll erlaubte im Herzen zu behalten, so pflegten Spannungen und Mißverständnisse früher oder später sich beizulegen. So war er mit Professor Stromeyer, dem berühmten Chirurgen, welcher einige Jahre der chirurgischen Abtheilung zu München als Kliniker vorgestanden, vorübergehend hart aneinander gerathen. Um so ehrenvoller für beide Theile war eine Aeußerung, welche Stromeyer — wo wir nicht irren, in einem Handbuche der Chirurgie (Freiburg i. B. Herder 1844) — gethan; nachdem er nach seiner persönlichen Ansicht Bedauern ausgesprochen, „daß das schöne Münchener Krankenhaus nicht unter der Direktion des Herrn v. Ringseis stehe," fährt er fort: „eines Mannes, der als Arzt und Mensch gleich ausgezeichnet ist, was die erbitterten Feinde seiner theoretischen Ansichten nicht zu wissen scheinen." —

Von der Liebe, welche Ringseis von den Kranken genoß, haben die Seinigen auf vielerlei Weise Zeugniß erhalten. „Da geht ja der Doktor Ringseis," hörten sie oftmals im Ton der Rührung und Liebe sagen. Auf weiteren Reisen geschah es ihm ein paarmal, daß rußige Heizerhände auf Dampfschiffen sich ihm frohlockend entgegenstreckten, und die guten Leute waren verwundert, daß der Doktor, den sie aus Zeiten der Angst und Gefahr mit seiner charakteristischen Physiognomie und seinem Lockenkranz, mit seiner starken und doch so guten Stimme und ausdrucksvollen Sprache in zärtlichem Andenken behalten hatten, sich an sie nicht erinnerte, an die er doch so viele Sorge und Mühe gewendet! Freilich, da hatten sie anders ausgesehen, das leuchtete ein! „Der Mann

hat mich auch schon vom Tode errettet," (Einer meinte sogar „vom Leben") sagten wohl auf der Straße Vorübergehende zu Ringseis' Begleitern, um diesen zu erklären, warum sie so freundlich ihm nachblickten. „Ich weiß schon warum," rief, als Ringseis längst nicht mehr praktizirte, eine Frau, die weithin über die Gasse gesprungen kam, ihm eilig die Hand zu küssen. — „Sind Sie 's? Sind Sie's wirklich? Doktor? Am Krankenhaus? Gelt 'n S'?" freuten sich Andere, die, von auswärts wieder nach München kommend, mit Ueberraschung den alten Doktor noch unter den Lebenden erblickten und sich nicht genug wundern konnten, daß er „damals", d. h. vor so und so vielen Jahren, schon gerade so ausgeschaut habe wie jetzt. Oefter waren es unbeschreibliche Blicke der Dankbarkeit, ins Innerste dringend, unvergeßlich den Seelen der Seinigen eingeprägt, womit bei späterer Begegnung einstige Schwerkranke, die der gute Doktor auf eigenen Armen umbetten geholfen, oder Mütter geretteter Kinder ihn betrachteten, während er kindlich liebenswürdig des Wiedersehens sich freute.

Natürlich gelten solche Erinnerungen auch der Privatpraxis, soweit Ringseis dieselbe noch geübt, wovon weiter unten. Dreißig bis vierzig Jahre nach dem Erlebniß erzählte uns die Gemahlin von Julius Schnorr v. Carolsfeld, wie ihr ältester Knabe, (jetzt Generaldirektor bei den B. A.) einst an der häutigen Bräune erkrankt gewesen; Kupfervitriol war damals ein neues Mittel, Ringseis schwankte, ob er es anwenden solle und hatte drei verschiedene Rezepte sich selber zur Wahl geschrieben. Auf die bange Mutter machte es tiefen Eindruck, den überlegenden schweren Ernst zu sehen, mit welchem er dasaß, die drei wichtigen Blättchen in der Hand. Er entschied sich für das neue Mittel und mit Gottes Hülfe ward

das Kind gerettet. Uns aber ist wieder unvergeßlich der tiefe, leuchtende Blick der Liebe im herrlichen Auge der alten Freundin, womit sie nach langer Trennung bei dieser Erinnerung den ehrwürdigen Freund betrachtete.

Sicherlich trug auch das naiv Lebendige, das gutmüthig Heitere seines Wesens dazu bei, die Herzen des Volkes ihm zutraulich zu stimmen. Einmal konnten die barmherzigen Schwestern eines Saales mit einem unbändigen Kranken, der die Arznei zu nehmen verweigerte, nicht fertig werden, man mußte Zuflucht bei Ringseis suchen. Er kam und frug: „Wie heißt der Kranke?“ „„So und so.““ (Leider kann sich die Schwester, die das Geschichtlein erlebt hat, nicht auf den Taufnamen besinnen.) „Nun denn,“ sagte Ringseis, „eurem Namenspatron ist einmal Folgendes geschehen,“ und nun hub er an, eine Geschichte aus dem Leben des Heiligen zu erzählen. Der Kranke hörte verwundert zu und als Ringseis fertig war und ihm die Arznei reichen ließ, wurde sie ohne Widerstand genommen. In dieser Weise hat er öfter, an Namen anknüpfend, Züge aus dem Leben der Heiligen vorgebracht; „die Schwestern,“ schreibt man uns, „denken noch mit Vergnügen an diese Krankenbesuche,“ und da sein Erzählen nichts trocken Pedantisches hatte, sondern von Leben und Geist durchsprüht war, mögen wir es leicht glauben.

Ein schwerleidendes Mädchen fühlte im Krankenhause den Drang, eine neuntägige Andacht zu halten, zu welcher ihr die barmherzigen Schwestern behülflich waren. Die Besserung, welche am Schluß derselben eintrat, war eine auffallende. Als Ringseis den Hergang vernahm, wandte er sich zu den jungen Aerzten und sagte: „Sehen Sie, meine Herren, dießmal hat ein höherer Arzt eingegriffen.“

Eine greise barmherzige Schwester hat uns erzählt: Als Ringseis einst mit seinen Assistenten und Studirenden

an einem Bette lehrend stund, griff der Kranke eines Nebenbettes in die Züge; die anwesenden Schwestern sprachen ihm die Sterbegebete, die Aerzte umstanden ihn ernst und schweigend. Nachdem der Kämpfende vollendet hatte, sprach Ringseis zu den jungen Leuten: „Da stehen wir nun vor dem Berg. Hat Jemand von Ihnen die entfliehende Seele gesehen? Niemand. Und doch ist die Seele von dannen gefahren und steht vor Gottes Gericht. Ja, sie ist schon gerichtet!" Solche Reden waren oft ganz erschütternd, meinte die alte Schwester, — vielleicht gerade weil ein Laie sie führte.

Wenn das Allerheiligste über die Gänge zu einem Kranken getragen wurde, so ließ Ringseis ohne Weiteres sich nieder aufs Knie, seinen Gott anzubeten, unbekümmert, ob etwa Spötter in der Nähe seien. Unter den jüngeren Aerzten war öfter dem Einen oder Andern das Knie zu steif dazu. —

Die Stadtpraxis hat Ringseis eine Weile noch neben seinen andern Geschäften, wenn auch in stets verringerter Ausdehnung fortgeführt, je länger je mehr sie beschränkend auf Freundeshäuser, auf ihm zugewiesene Fremde, auf Arme. Als er, ein Achtziger, begann die Sommer in Tutzing zuzubringen, mußte er auch die letzten Häuser, die nicht von ihm lassen gewollt, an jüngere Kräfte abgeben; um ärztlichen Rath gefragt wurde er aber schier bis mit neunzig Jahren. „Sie sind ein Arzt für Leib und Seele," sagte, ihm die greise Hand küssend, eine Patientin aus vornehmem Haus. Briefe in seinem Nachlaß thun uns das Vertrauen kund, das er genossen; mündlich und schriftlich wird uns der Trost gepriesen, das unvergleichliche Gefühl der Sicherheit, das seine besonnen geistreiche Weise, seine Treue und Gewissenhaftigkeit, seine

schlichte Güte und Liebenswürdigkeit — ohne Zweifel auch sein frommes Gottvertrauen — am Krankenbett um sich verbreitete. „Jetzt ist es Ernst," sagte man, wenn er kräftig, aber behutsam voranging; denn für nichtsbedeutende Leiden gab er nur kurze Audienz und war darum kein Arzt für Personen und Familien, die auf kleine Nothstände viel Gewicht legen.

Eine Sprechstunde hatte er, soweit unsre Erinnerung reicht, schon längst nicht mehr — wahrscheinlich seit seinem Umzug in die Amtswohnung am Krankenhaus im J. 1837. Wenn trotzdem Patienten ihn aufsuchten, besonders viele Arme, so litt er nicht, selbst zur Stunde der Mahlzeit, daß man sie abweise, selten, daß man sie warten lasse, hörte mit nicht zu erschöpfender Geduld die oft so verwirrte Darstellung ihrer Leiden, gab Rath, Trost, Unterstützung. Nicht selten kamen aus Landgemeinden Leute, von ihren Pfarrern geschickt, besonders in räthselhaften, unheimlichen Fällen, wo es angezeigt schien, daß der Arzt mit dem Seelsorger Hand in Hand gehe.

Ferdinand Raimund, der unvergleichliche Wiener Komiker, dessen geniale Bühnendichtungen neben dem hinreißendsten Humor manchmal eine tragische Großartigkeit entwickeln, die geradezu an Shakespeare streift, hat bei einem seiner Besuche in München Ringseis ärztlich zu Rath gezogen. Leider konnte auch dieser ihn nicht befreien von dem finsteren Geiste der Melancholie, welcher den Unglücklichen verfolgte. Bekanntlich wurde Raimund 1836 von einem Hunde gebissen, konnte den Gedanken, daß es ein wüthender gewesen, nicht los werden, und beging einen Selbstmord, welcher zum Glück so gerieth, daß der Aermste noch Muße fand, vor dem Tode reuig sich mit Gott zu versöhnen.

Ein tragisches Erlebniß ward R. in seinen späteren Jahren durch einen jungen Russen S. bereitet, der sich

ihm als Medizinstudirenden vorgestellt und durch gesittetes Wesen und religiöse Gesinnung ihm gar wohlgefallen hatte, weßhalb er ihn öfter in seine Gesellschaft gezogen. Eines Tages wird er zu Herrn S. gerufen, derselbe sei schwer erkrankt. Es zeigen sich die merkwürdigsten und schlimmsten Symptome und im Gespräche mit der Hausfrau des jungen Mannes erfährt R., daß derselbe an sich experimentirt habe, und zwar, wie es sich ergab, mit den gefährlichsten Giften; es war geschehen aus irregeleiteter Gewissenhaftigkeit, um nicht an Andren zu experimentiren, obschon es ja unmöglich ist, die Wirkungen z. B. betäubender Stoffe während eigener Halbbetäubung zu beobachten. R. war sehr bestürzt; zu seiner großen Genugthuung aber gelang es ihm, die schlimmen Erscheinungen zu besiegen, worauf er dem jungen Mann väterlich ernst seine Thorheit vorhielt. Aber siehe, nach Kurzem wird er wieder geholt, der unglückliche S. wollte oder konnte von dem, was vielleicht schon Manie geworden, nicht mehr lassen; er hatte Fläschchen und Büchschen mit den verpönten Stoffen bei sich im Bett verborgen gehalten und das entsetzliche Spiel von vorn begonnen, — nach wenigen Stunden war der sonst hoffnungsvolle Jüngling, dessen Eltern in Moskau noch lebten, eine Leiche.

An komischen Erlebnissen fehlte es aber auch nicht. Ein untergeordneter Beamter, dessen Frau brustkrank gestorben, brachte zu R. seine sehr zartgebaute Tochter, welche die Anlage zum selben Leiden verrieth. „Da die Mutter brustleidend gewesen," sagte R., „haben Sie allerdings Ursache, das Mädchen sehr zu schonen und ihr keine anstrengende Arbeit zuzumuthen." „Ja wohl, Herr Medizinalrath," erwiderte der sorgsame Papa, (jedoch im hochdeutsch sein sollenden Philisterdialekt), „das hab' ich

ich mir auch gedacht, und drum glaub' ich halt immer, ich geb' sie zum Ballet."

Ein Beamter, Herr von Sch., ging Ringseis um ein kräftiges Mittel gegen Rheumatismus an. Dieser komponirte eines aus verschiedenen heilkräftigen Ingredienzien und gab dem Manne das Rezept. Nachdem Herr v. Sch. dasselbe erprobt hatte, erlangte er die Erlaubniß, das Mittel zu verkaufen und machte sich viel Geld damit. Den Namen des Urhebers verschwieg er weislich, nicht nur, damit man nicht fortan zu Ringseis selber gehe, sondern auch, um den Zauber nicht zu brechen, den ein scheinbar urheberloses, aus unvordenklichen Zeiten stammendes Mittel auf das Vertrauen der Menschen übt.

Ueber die Impfung hat Ringseis sein Urtheil nicht abgeschlossen. Von Anfang an war er nicht völlig überzeugt von der Unfehlbarkeit ihrer Wirkung; denn die Blattern hatten nicht nur in den Ländern abgenommen, wo geimpft wurde, sondern auch in andren; ebenso konnte er sich nicht verschließen gegen die Bedenken wegen Verbreitung von Krankheitsstoffen, z. B. Skropheln, durch das Impfgift. „Hartz," so erzählte er, „war ordentlich erbittert über meine Zweifel und meinte, ich versündige mich an der Menschheit, wenn ich ihr Vertrauen auf dieses kostbare Geschenk erschüttere. Er hatte mehrere Blatternepidemien durchgemacht und versicherte mir, er würde, wenn nicht die Impfung seither wäre eingeführt worden, der ärztlichen Praxis entsagt haben wegen der namenlosen Mühsale eines Arztes während solcher Blatternseuche. Einst versprach er einen Louisdor Demjenigen, der ein von ihm, d. i. Hartz geimpftes und dennoch blatternkrankes Kind ihm vorführe und war nicht wenig bestürzt, als Weißbrod ihm ein solches zusandte mit dem von Hartz unterzeichneten Impfzeugniß." Bei allebem hütete sich

Ringseis, seine Bedenken als fertiges Urtheil hinzustellen, da ihm die Sache nicht spruchreif erschien und erfahrene Amtsärzte wie Dr. Kaltdorf die Impfung lebhaft befürworteten. Als Greis ließ er, obwohl er als Kind die ächten Blattern gehabt hatte, zu einer Zeit heftigeren Auftretens der Krankheit sich die Impfung gefallen und mit dem Erfolge mächtiger Pusteln. Als seine Töchter für sich ihn zu Rath zogen, erklärte er, seiner unentschiedenen Ansicht halber müsse er sie selber entscheiden lassen.

Obschon Ringseis langsam daran ging, bei einem Kranken die Hoffnung aufzugeben, — „Je älter der Arzt wird," pflegte er zu sagen, „je öfter ist ihm die Erfahrung geworden, daß in den hoffnungslosesten Fällen manchmal das Unerwartetste zur Genesung eintritt," — so versäumte er doch nicht, rechtzeitig auf die Gefahr aufmerksam zu machen. Nur selten ward es ihm vom Patienten verdacht, weit öfter verdankt; unterläßt doch Mancher, der immer lau oder gegnerisch wider die Kirche sich verhalten hat, nur aus falscher Scham, den Priester zu verlangen, und greift mit beiden Händen danach, wenn man seinem heimlichen Wunsch entgegenkömmt. „Daß der Empfang der Sterbesakramente geschadet habe," meinte R., „ist wohl selten erlebt worden, — daß er auch leiblich genützt, jedenfalls durch Beruhigung des Gemüths, um so öfter." (Bei eigner bedenklicher Erkrankung begehrte er immer sehr bald danach.)

Wenn viele Münchner Aerzte ihn gern zur Konsultation zogen, so verdankte er dieses außer seinem Können und Wissen ausgesprochenermaßen auch seiner streng rechtlichen Kollegialität. Niemals säte er unberufen Zweifel in die Gemüther der Kranken und ihrer Angehörigen, weder durch Reden noch durch jenes bedeutungsvolle Schweigen, welches die Behandlungsweise des Ordinirenden oft tückischer verdächtigt als Worte. Tadelnden

Bericht über fremde Verordnungen nahm er mit Mißtrauen auf, wies besonders auf die Unsicherheit von Laienbeobachtungen hin, suchte die entschuldigenden Möglichkeiten hervor und wo dieß nicht mehr ging, da schwieg er. Daß, wo die Meinungen auseinandergegangen waren und der Erfolg die seinige bestätigt hatte, er sich unter vier Augen eine leichte oder ernste Satyre erlaubte, that jener Rücksichtsnahme natürlich keinen Eintrag. Nur wo der Irrthum mit Anmaßung auftrat, da lockte dieß sein kräftiges Wesen zu derbem Spott hervor. Ein durch grobe Unwissenheit und unwissende Grobheit sich auszeichnender Arzt (Nichtallopath), welcher dennoch im Publikum großen Anhang besaß, hatte die Stirn, eine Eingabe an das Ministerium, somit auch an den Obermedizinal-Ausschuß, mit der Kundgabe zu eröffnen, bekanntlich habe die bisherige Medizin nichts geleistet. Von diesem Lumen sprach R. selten ohne schmückendes Beiwort und einem Patienten desselben, einem sonst hochverständigen adeligen Staatsmann, sagte er: „Was soll man von einem Menschen denken, der das historische Recht von Adel, Monarchie und Kirche mißachtet?" „Ah, das thut Dr. X. aber nicht," entgegnete der Herr verwundert. „Nein, das thut er nicht," versetzte R., „aber etwas eben so Thörichtes thut er; er will mit der kurzen Erfahrung seiner jungen Heilmethode die mehrtausendjährige der ärztlichen Wissenschaft über den Haufen rennen."

Ungefragt seinen ärztlichen Rath zu geben trug R. eine beinah übertriebene Scheu und Zurückhaltung. Vollends gestattete er niemals, daß Patienten, und wären es auch die durchlauchtigsten, ihn hinterm Rücken ihrer gewöhnlichen Aerzte konsultirten. In diesem Sinne wies er auch jüngere Aerzte an. Sein Landsmann und früherer Schüler Dr. Mendel, Physikus in Simbach, hatte den Husten eines adligen Herren, der für lungensüchtig galt, als

gichtisch erkannt und mit Colchicum geheilt; das mochte der Königin Therese zu Ohren gekommen sein, und mit Stafette berief sie ihn zu ihrer kranken Kammerfrau nach München. Nach einer nächtlichen Fahrt trat er am frühesten Morgen bei Ringseis ein, ihm seine Verlegenheit klagend, es seien ja doch die Leibärzte Walther und Breslau da. „Gehn Sie zur Königin," erwiderte R., „und sodann zu den beiden Herren und theilen Sie ihnen die Sachlage einfach mit!"

R. konnte nur selten sich entschließen, Rechnungen zu schreiben. Mit guter Laune erzählte er, daß der Ehrensold manchmal danach ausgefallen. Eine Frau von N., die er Jahre hindurch behandelt hatte und die allerdings nicht in der Lage war, viel zu geben, erschien eines Tages in seinem Hause, bedauerte unendlich, ihn nicht anzutreffen und überreichte der sie empfangenden Nichte mit feierlicher Wichtigkeit ein winziges Päckchen für den „Herrn Onkel", der, wie sie wisse, Liebhaber von Kunstsachen sei. Bei Eröffnung des Päckchens zeigte sich eine römische Paste, Gypsabdruck nach irgend einer antiken Münze oder Gemme, wie R. deren in Rom nach Dutzenden, das Stück zu einem Bajocc (6 Pfennige alten Geldes) gekauft hatte. An der vollen Treuherzigkeit der Geberin waltete einiger Zweifel. Als hingegen ein von Geburt und Wesen recht vornehmer Herr, welcher R. offenkundiges Wohlwollen zeigte, ihm für mehrere Besuche sehr artig einen eingewickelten Preußen-Thaler überreichte, war R. von seiner Harmlosigkeit überzeugt und mochte ihn darum nicht merken lassen, daß er nicht völlig das Rechte getroffen. Wenn ihm in einem andren Haus für mehrjährige glückliche Behandlung ein Paar Bronzeleuchter verehrt, wieder in einem andren und zwar hochdiplomatischen Haus die Besuche grosartig in Bausch und Bogen so berechnet wurden, daß auf den einzelnen 7 kr. trafen, so ärgerte ihn solches wohl, aber

er ließ es gehn. Was die Dankbarkeit betrifft, äußerte R., so erlebe der Arzt allerdings oft schreienden Undank, wo er sein Bestes geleistet; oft aber werde er auch in den Himmel erhoben, wo er sich gestehen müsse, daß die Natur ohne ihn wäre fertig geworden. Freilich betonte er auch öfter, in vielen Fällen sei es schon ein großes Verdienst des Arztes, wenn er nur alle Schädlichkeiten und Hemmnisse fernhalte und hiemit die Natur in den Stand setze, ihr Heilwerk ungestört zu vollbringen.

Wir hörten R. sagen: Man hat mit Recht bemerkt, daß die sog. Popularität von Dichtern und Künstlern sich heutzutag nur sehr selten auf das gemeine Volk erstrecke; dieses habe ganz andere Helden, als da sind Fürsten, Feldherrn, Eroberer, auch Räuberhauptleute, Volksredner und Volsverführer, ebenso aber große Prediger, wunderthätige Heilige u. s. w. Bei diesen Aufzählungen ist selten vom Arzt die Rede; freilich ist seine Wirksamkeit und hiemit seine Popularität zeitlich und örtlich beschränkt; aber es gibt wenige Stände, die so in Verbindung kommen mit allen Sphären der Gesellschaft. Seine sich immer erweiternde Menschenkenntniß steht in Wechselwirkung mit seinem Einfluß auf Geist und Herz seiner Patienten und nicht selten auch ihrer Angehörigen. Das Königs-Schloß öffnet sich ihm und die ärmste Hütte; das Frauenkloster löst für seine Besuche die Strenge der Klausur; und der verschlossene Staatsmann und Diplomat gießt nicht selten in den Busen des als verschwiegen erprobten Vertrauten seiner körperlichen Leiden auch manch ein Geheimniß wichtigerer Natur. — Jedenfalls ist es richtig, daß Ringseis in München lang eine der populärsten Persönlichkeiten gewesen ist.

Niemand wußte besser als Ringseis die Grenzen, das Unzulängliche der ärztlichen Kunst. Sein stetes inneres Anrufen des göttlichen Beistandes gab Zeugniß

dafür. Aber eben so durchdrungen war er von der Wirklichkeit und Würde des ärztlichen Berufes, und Diejenigen, welche ob der vielen Irrungen, Uneinigkeiten und Fehlgriffe der Aerzte, deren Beiziehung überhaupt verwerfen wollten, erinnerte er daran, wie viele Feldherrn besiegt werden, wie viele Staatsmänner scheitern und doch falle es Niemand ein, Feldherren und Staatsmänner entbehren zu wollen. „Ja, der Arzt kann eben nicht hineinschauen ins Innere." Allerdings. Auch der Staatsmann blickt nicht in die Kabinete der fremden Fürsten, in die Schlupfwinkel der Verschworenen, der Feldherr nicht in die Zelte und Rüstkammern der Gegner. Aber das ist ihre Aufgabe, nicht nur Kundschafter zu halten, sondern vor Allem mit dem angebornen divinatorischen Blick des Staats-Mannes, des Feldherrn die Lage und die gegnerischen Pläne zu durchschauen. Ebenso der Arzt. Ueber Allem steht freilich ein Höherer, der auch die bestangelegten Pläne durchkreuzen kann.

Es war ihm eben die Arzneikunst, wie wir schon in Beilage 3 zum 2. Kapitel gesehen haben, nicht bloßes Wissen, sondern in Wahrheit eine Kunst. Weder an das ärztliche Wissen, noch an das ärztliche Können hatte er den Glauben verloren wie heutzutag so viele Aerzte.

„Der Arzt ist ein nothwendiges Uebel," meinte einst in seiner Gegenwart ein Geistlicher. „So wenig wie der Beichtvater," erwiderte Ringseis; „Beide sind da, vom Uebel zu erlösen. Wenn Beide, inwiefern es auf ihre subjektive Person ankömmt, nicht immer das Rechte treffen, so liegt dieß in der menschlichen Beschränktheit."

Hier unsren fragmentarischen Ausblick auf Ringseis' amtliche und ärztliche Thätigkeit abbrechend, kehren wir an unsren Ausgangspunkt zurück, um soviel thunlich chronologisch weiterzuschreiten.



Sechzehntes Kapitel.

Die Zeit von 1825 bis 1830.

Overbeck's Berufung. Griechen in München. Vaterfreude. Frhr. v. Hormayr und Genossen; der „Mystiker".

König Ludwig wünschte dringend, auch Overbeck für München zu gewinnen. Cornelius theilte diesen Wunsch so lebhaft, daß er sich erbot, wenn die Berufung zu Stande käme, seine Glyptothek-Cartone dem Könige zu schenken. In der That sagte Overbeck zu, nur mit dem Vorbehalt, erst sein Gemälde am Portiunkulakirchlein zu Assisi zu vollenden. In gütig uns vermittelter Abschrift liegt vor uns folgender Brief von Ringseis an Overbeck:

Liebes theures Herz!

Sey mir aus der innersten Seele gegrüßt. Cornelius hat mir deinen schönen, bescheidenen, innig lieben Brief mitgetheilt. Dein Entschluß, hieher zu kommen, erfreut mich außerordentlich und Alle, die dich kennen, somit lieben; aber schmerzlich ist uns, daß du erst nach drei Jahren kommen willst. Ich bitte, ja beschwöre dich, mache es möglich, früher zu kommen. Es kann nicht schwierig sein, von den Geistlichen in S. M. degli Angeli Befreiung von deinem Versprechen zu erhalten, besonders wenn sie erfahren, daß der König von Bayern dich hieher ruft. Komm, löse dein Gelübde hier, unterstütze das, was hier unter kaum zu verkennender Mitwirkung des Himmels sich bilden zu wollen scheint, mit deinen reichen Kräften, komm und erfreue uns alle!

Du erhältst zwar im Anfang nur 1150 fl. Gehalt; es ist aber hier 1. um die Hälfte wohlfeiler zu leben als in Rom und Düsseldorf, noch so wohlfeil als in Frankfurt. 2. Cornelius hat es in seiner Gewalt, deinen Gehalt nächstens um mehrere Hundert zu erhöhen; 3. du wirst immer Arbeit haben.

Deiner lieben Frau, der ich mich mit der meinigen empfehle, deiner Frau lege ich es ans Herz, allen ihren Einfluß auf dich anzuwenden, um dich zu bewegen, hieher zu kommen. Wir wollen hier ein seliges Leben führen; wahrscheinlich kommt mit der Zeit auch Veit.

Gott segne dich und die Deinigen. Von Herzen dein

München, den 4. März 1826. Ringseis.

Die Erwartung, daß Overbeck's Frau ihn beeinflußen werde, erfüllte sich in ungünstiger Weise: Sie glaubte, daß ihre Wiederverpflanzung nach Deutschland ihr Tod sein werde und erschreckte durch die Aeußerung dieser Ueberzeugung ihren Gemahl auf das Heftigste. Overbeck erklärte sich durch sein Wort gebunden, bat aber die Freunde, dem König die Sachlage darzustellen mit der Frage, ob Höchstderselbe ihn des gegebenen Wortes entbinden wolle. „Fühlt seine Frau sich unglücklich," erwiderte der König, „so wird auch er sich nicht glücklich fühlen; und fühlt er sich nicht glücklich, so kann er auch nicht mit Lust und Liebe schaffen. Geben Wir ihm sein Wort zurück!" Aus Overbeck's Biographie [1]) aber erfahren wir, daß der König bei seinem nächsten Aufenthalt in Rom eigens Frau Overbeck aufgesucht habe, um ihr tüchtig den Text zu lesen, worauf er, die Thür hinter sich zuschlagend, das Haus alsbald wieder verließ.

Der Philhellenismus von König Ludwig, dann die neuen Beziehungen Bayerns zu Griechenland führten viele

[1]) Friedr. Overbeck. Sein Leben und Schaffen. Nach seinen Briefen und andern Dokumenten des handschriftlichen Nachlasses geschildert von Margareth Howitt. Herausgegeben von Franz Binder. Freiburg i. Br. Herder 1886.

junge Griechen nach München; unter ihnen gewann der noch im Knabenalter stehende Sohn des Freiheitshelden Marko Botzaris, der kleine Demetrius, erst durch seine von der kleidsamen Tracht unterstützte Anmuth das Wohlgefallen, dann durch seine Liebenswürdigkeit und Begabung den warmen Antheil des Ehepaares Ringseis, in deren Haus er sehr häufig, zeitweise täglich kam. In seinem älteren, von der Mutter des Knaben ihm beigegebenen Begleiter Chrestos . . .[1]) stellte anschaulich jene Art zur Familie gerechneter Hausdiener sich dar, wie sie in mehr patriarchalischen Verhältnissen gedeihen. Fein von Empfindung, würdevoll und bescheiden in seinem Auftreten, verstund er seine Stellung als zugleich dienender und lenkender Gesellschafter mit ruhigem Ernste durchzuführen. Friederiken erzählte er, wie Demetrius' Mutter es nicht sich gestattet habe, durch Zärtlichkeit den Knaben zu verweichlichen, sondern nur in der Nacht zu dem Schlummernden sich schleichend mit einem Kuß ihrem Mutterherzen Genüge gethan. — Bald kamen so Zögling wie Begleiter ins Münchener Kadettenkorps, wo in der Charwoche ihr und ihrer Landsleute griechisch strenges Fasten das Wohlgefallen des Vorgesetzten errang; solche Enthaltsamkeit seinen deutschen Zöglingen zum Beispiel vorstellend, frug er diese: „Wie viele Tage würdet wohl ihr eine Festung halten, in welcher der Fleischvorrath ausgegangen wäre?" — Viele Jahre später entrichtete Demetrius' Schwester, die wunderschöne Hofdame der Königin Amalie, dieselbe nach München begleitend, den warmen Dank ihrer Mutter für Alles von dem Ehepaar Ringseis dem Sohn Erwiesene. Auch diesen selber begrüßten sie nochmal unter beiderseitiger Rührung als

---

[1]) Den Zunamen hat die Schreiberin vergessen.

griechischen Obersten im Gefolge des, sein altes Vaterland besuchenden Monarchen. Der wackere Chrestos aber, welcher in des Königs persönlichen Dienst getreten war, hat von diesem seinem Herrn bei dessen Vertreibung aus Griechenland nicht scheiden wollen, sondern, Weib und Kind in der Heimath zurücklassend, ihn nach Bayern begleitet. „Ich habe vom Könige Gutes empfangen in seinen glücklichen Tagen, ich will nicht von ihm gehen in den schlimmen." Erst nach Jahren, als König Otto in der Jugendheimath sich wieder eingewöhnt hatte, entschloß sich der alternde Mann, seinem Sehnen zu folgen und zu den Seinigen zurückzukehren. Man hört viel reden von griechischer Treulosigkeit; so sei denn auch dieß Beispiel prunkloser Treue eines Griechen verzeichnet.

Unter den übrigen in München weilenden Griechen waren manche sehr Bedürftige. Ringseis ließ ein schönes Bildchen, das ihm Philipp Veit einst gemalt hatte, zu ihrem Besten lithographiren und obschon das Blatt nur ungenügend die Lieblichkeit des Gemäldes wiedergibt, so trug es ein hübsches Sümmchen ein. Es war:

Der Auferstandene, an einer geschlossenen Pforte pochend.

Sieh, der Auferstandne pocht,
Seele, still an deiner Hütte,
Daß Er in dein armes Heim,
Allen Trost des Himmels
schütte.

Um die heil'gen Glieder fließt
Mildbeleuchtendes Gewand,
Und das Kreuzesfähnlein wallt
Hoch am Stab in Seiner Hand.

O die Hand, womit Er pocht,
Trägt die liebe heil'ge Wunde,
Drein den Finger legt getrost
Glaube zu jedweder Stunde.

Balsam hauchet um Ihn her,
Selig säuselt Ihm die Luft,
Erde lacht Ihn wonnig an:
„Nicht behielt Dich meine
Gruft!"

Lauschend neiget Er das Haupt,
Seele, still zu deiner Pforte,
Thu dich auf, ja thu dich auf
Weit dem auferstandnen Worte!

Auch durch Schenkung mineralogischer Sammlungen für griechische Lehranstalten erwarb sich Ringseis Verdienste um das hellenische Land. Seine thätige Theilnahme anzuerkennen, verlieh König Otto ihm in der Folge das Ritterkreuz vom griechischen Erlöserorden.

In einer Universitäts-Rede im J. 1828 bekämpfte Ringseis das Duell. Geheimrath v. Willemer[1]) in Frankfurt, welcher, nachdem er das Unglück gehabt, seinen einzigen Sohn im Zweikampf zu verlieren, dem Gegner sich edelmüthig erwiesen hatte, drückte dem Redner brieflich sein Wohlgefallen aus.

Friederike war bereits ins 38. Jahr getreten, als wider alles Erwarten noch Mutterhoffnungen sich zeigten. Im Herbst 1829 erschien ein Töchterchen, von welchem Ringseis seinem Schwager v. Hartmann meldet:

„Das Kindchen, das lang auf sich warten ließ, war fast eine Viertelstunde lang ohne Leben. Nun sind Mutter und Töchterlein wohlauf; dieses ist ein freundliches Angesicht, von braunen Haaren, blauen Augen, weißem, zarten Fellchen, auch etwas ansehnlichem Näschen, das es, ich weiß nicht von wem hat.[2]) Heute wurde die kleine Heidin getauft: Maria, Susanna, Therese, nach dem Namen dreyer mutterlosen Nichten, die sich als Gevatterinnen bei der Taufe mit Würde benahmen, und die Kerze dazu hielt Herr Peter, mein fünfjähriger Neffe."

---

1) Der Name ist Manchem vorzüglich bekannt durch Willemer's interessante zweite Frau, die geistvoll anmuthige und hoch geachtete Freundin Göthe's, das „Großmütterchen" in Clemens Brentano's Widmung seines Gockelmärchens.

2) „Darf ich fragen," frug in unterthäniger Theilnahme eine Stunde nach der Geburt ein zufällig ins Haus kommendes Doktorlein, „ob die liebe Kleine mehr die verehrten väterlichen oder mütterlichen Züge trägt?" „Ganz gewiß weiß ich das noch nicht," erwiderte R., „hoffentlich hat sie nicht meine Nase."

„Ein Student wäre mir vielleicht erwünschter gewesen, als Erbe meiner Sammlungen, aber Gott weiß, was dem Menschen gut ist, und so dank ich Ihm auch für das Fräulein.“

Obschon die zwei weiteren Kinder, welche Ringseis bescheert wurden, ins folgende Jahrzehent gehören, wollen wir den Artikel doch gleich hier abmachen.

Bei einem zweiten Töchterchen, für welches Emilie Linder und — als deren Stellvertreterin — Marie Cornelius zu Gevatter gebeten waren, vertröstete brieflich der bald nachher verstorbene Bischof Sailer, ein nächstesmal werde sicherlich ein Student erscheinen.

Als aber auch zum drittenmal ein Töchterchen erschien, rief Ringseis: „Schon wieder so ein Blitz-Mädel!“ Es half nichts, das Blitzmädel war und blieb sein jüngstes Kind. Dießmal vertrat bei der Taufe, zu welcher bereits das älteste Schwesterchen die Kerze halten durfte, Marie Görres die Stelle der fernlebenden Pathinen, nämlich der Schwestern Bettine v. Arnim, Kunigunde v. Savigny, Meline v. Guaita.

Ringseis scheint sich bald getröstet zu haben; wenigstens erzählte Friederike, daß Clemens Brentano gern ihn aufgezogen mit seiner Zärtlichkeit für seine drei Mädchen; auch wüßten wir nicht, daß er dem Wunsch, einen Sohn zu besitzen, falls er ihn noch gehegt haben sollte, jemals Ausdruck gegeben. Er war überhaupt nicht gewöhnt, Wünschen viel nachzuhängen, sondern überließ es Gott, ihm zu rechter Zeit das Rechte zu bescheeren.

Die Güte und Liebe, welche das Ehepaar Ringseis Friederikens Stiefnichte Marie Wagner hatte angedeihen lassen, hat diese in reichem Maße vergolten, indem sie mit unbeschreiblicher Treue und Zärtlichkeit die Pflege der Kinder besorgte, welche in nicht mehr jungen Jahren zu beginnen ihrer Tante nicht eben leicht geworden wäre.

Es würde sich für die Schreiberin nicht geziemen, in diesem Buche besagte drei Kinder mehr hervortreten zu lassen, als sich für Ringseis' Biographie von selber ergibt. Doch meint sie die Schranken der Bescheidenheit nicht zu überschreiten durch Mittheilung von drei ins Bayerische spielenden Distichen, welche Friederike, offenbar in früher Zeit, auf ihre drei Kinder gedichtet:

An die Aelteste:

Hausmutterl ruft dir der Vater; so nennet die Mutter dich gerne;
Freudig vernimmst du den Ruf, ahnend, daß viel er enthält.
Sinnig vereine du einst der Martha geschäftiges Walten
Mit Mariens Beruf, sitzend zu Füßen des Herrn.

An die Zweite:

Schalk und gemüthliches Dickerl, Student auch und Quecksilber heiß'st du,
Wirst oft gelobt, oft geschmäht, wie du es eben verdienst;
Reichlich entsprudelt die Quelle des Frohsinns dem kindlichen Herzen,
Doch es beherrschet der Ernst, lernend, den forschenden Geist.

An die Jüngste:

Wieder so 'n Blitzmädel! murrte der Vater der Jüngsten entgegen,
Seitdem, ach, blickt sie so scheu. Doch hat das Blatt sich gewandt;
Lieberes kennt er jetzt nicht als das Blitzmädel, seine Bettine,
Fühlet sich höchlich beglückt, naht ihm die Spröde zum Kuß.

Doch müssen wir zur Ehre der „Spröden" hinzufügen, daß es nur des Vaters nicht immer sorgsam geschorner Bart gewesen, welchen sie scheute.

Daß Friederike ihre Kinder nicht immer in poetischem Licht betrachtete, versteht sich ohnehin. Wüßten es aber die Töchter nicht aus Erfahrung, so belehrte sie ein Brief Friederikens an eine Nichte, welche ohne persönliche Be-

kanntschaft der Bäschen eine zu schmeichelhafte Vorstellung über dieselben geäußert hatte. Die Art, wie Friederike gewisse Fehler oder Unliebenswürdigkeiten ihrer Sprößlinge schildert, ist von einer Deutlichkeit der Anschauung, die den Töchtern nach Jahrzehnten noch Thränen des Lachens gekostet hat.

Die Einrichtung der Kindererziehung überließ Ringseis wie billig Friederiken, wenn sie auch selbstverständlich in allem Wichtigen sich mit ihm besprach. Was aber für diese Erziehung sein täglicher Verkehr bedeutete, durch keinen Klub- und Wirthshausbesuch der Familie entzogen, das brauchen wir nicht auseinanderzusetzen. Der Ernst seiner Gesinnung stützte die Kinder, seine Innigkeit erwärmte, sein Beispiel erbaute, seine Begeisterung entflammte, seine Fröhlichkeit durchsonnte sie. Wenn der Langmüthige rügte oder zürnte, so fürchteten sie ihn; — ob seine Langmuth manchmal zu groß, seine Strenge gegen drei naseweise Dinger nicht immer nachhaltig genug gewesen, lassen wir ununtersucht; doch bekamen sie zu rechter Zeit seine gutmüthige Ironie zu kosten. Ein unerschöpflich sprudelnder Born interessanter Mittheilung und Anregung war ihnen sein geistreiches Gespräch, und das bequeme Nachschlagen in diesem lebendigen Lexikon geradezu eine Verwöhnung, so daß in späteren Tagen auch in dieser Beziehung die nahe Aussicht seines Verlustes insbesondere der Schreiberin den Eindruck erregte, sie werde nach seinem Hingang sich gleichsam geköpft fühlen. In jeder Arbeit durften sie ihn unterbrechen mit einer Frage, mochte dieselbe eine Schulaufgabe oder eine Lesung oder was sonst betreffen. Immer gab er geduldig und gütig Auskunft, meist mit lebendigem Interesse, rief wohl zum Schluß noch aus: „Aber warte, zur Sicherheit will ich noch in

dem oder jenem Buche nachschlagen," — was alsbald geschah. Wie sehr auch kam der reiche Freundesumgang, den er sich gewonnen, den Töchtern mit zu gut! — Liebkosungen nahm Friederikens „trockenes Männle" (sieh Bd. II S. 359) auch von seinen Kindern meist trocken hin; aber der Schleier, der seine Zärtlichkeit deckte, war so durchsichtig, daß die Töchter keck ihn damit neckten und behaupteten, man müsse nur ihn etwas knapp damit halten, wenn man von ihm liebkost sein wolle. Fand er durch irgend ein besonderes Vorkommniß zu solcher Liebkosung sich veranlaßt, dann lag in Ausdruck, Stimme und Geberde eine unaussprechlich rührende Liebe und Güte.

In einem Briefe von Ringseis an seine in Oestreich weilende Frau vom 18. Februar 1829 lesen wir:

„Die Eos hat mit der größten Würde und Strenge die Artikel über Schlegel im Innland gezüchtiget."

Das Inland war ein in München mit einigem offiziellen Schimmer erscheinendes Blatt, der Zuchtmeister aber Joseph Görres in einem Aufsatze: „Das Recht der Todten". Vier Tage später schrieb Ringseis:

„Von Hormayr ziehen sich auch Jene zurück, die bis itzt in geselligem Verkehr mit ihm waren; du wirst dich freuen über die Erwiderung von Görres in der Eos; in St. Florian hält man sie."

Dießmal trug Görres' mit Namen unterzeichneter Aufsatz, der im März erschienen, den Titel: Frechheit und kein Ende. Ohne Zweifel war es diese Abfertigung Hormayr's und seiner literarischen Spießgesellen, von welcher Schelling gegen Ringseis äußerte: „Um dieses Aufsatzes willen allein schon hätte Görres die deutsche Bürgerkrone verdient."

Obige Brieftexte veranlassen uns, hier etwas weitläufiger von einem Manne zu reden, der nicht nur be-

deutenden Antheil gehabt hat an den Verfolgungen, welche am Schluß der zwanziger Jahre seitens einer gewissen Art von Presse und Publikum wider Ringseis sich zu erheben begonnen, sondern dessen Einfluß auf den König überhaupt für R. ein großer Kummer gewesen.

Der Leser wolle sich erinnern, was Ringseis im J. 1818 auf der Brücke von Rimini über Hormayr mit dem Kronprinzen gesprochen, (s. Bd. I. S. 530 f.) und daß trotzdem König Ludwig den Freiherrn zu berufen gedachte; (s. Bd. II. S. 224); nachdem dieser es abgelehnt, erhielt und befolgte er einen Ruf als Ministerialrath und Referent für sämmtliche Archive und Konservatorien.

Wie der Mann beschaffen war, dem dieser hohe Vertrauensposten zugewendet worden, darüber machte jener Exbenediktiner Moriz, von dessen Fleiß, Rechtschaffenheit und rührender Uneigennützigkeit uns Ringseis Bd. I. S. 216 gesprochen, eine denkwürdige Erfahrung, die er selber Ringseis mitgetheilt hat; Hormayr versuchte nämlich, ihn, den Custos an der kgl. Hof- und Staatsbibliothek zur Fälschung einer Urkunde zu bereden.

Welche Liebe ferner dieser Mann seinem neuen Heimathland entgegenbrachte, sprach er in einem Brief im Morgenblatt aus, worin er gleichsam zum Eintrittsgruß äußerte: Die Bayern seien — nicht etwa ein wilder, zu veredelnder, sondern ein „morscher" Stamm, der der Belebung durch „Pfropfreiser" bedürfte u. s. w. — eine wahrhaft erstaunliche Forderung an die Naturgesetze! Ringseis meinte, unter allen deutschen Stämmen sei der bayrische vielleicht der am wenigsten morsche.

Wenige Monate nach des Freiherrn Ankunft war es, daß eines Abends Schelling zu Ringseis kam mit dem Ausruf: „Dieser Hormayr ist doch ein schrecklicher

Mensch! Nicht nur hat er kürzlich den guten, alten Schrank mit Worten zweimal beschimpft, sondern er versucht auch, verschiedene Mitglieder der Akademie gegen einander zu hetzen."

In einem (unabgesandten) Brief an den Grafen Karl v. Seinsheim schreibt Ringseis:

„v. Hormayr hat das Geheimniß gefunden, sich in wenigen Wochen bey Leuten von allen Gesinnungen und Farben, namentlich allen Tüchtiggesinnten verächtlich, verhaßt oder gefürchtet zu machen:

durch seine Heucheley, Lügen und Verläumdungen, durch beständige Intriguen, Verhetzungen; Mangel an positivem Christenglauben, und Schimpfen und Toben über strenge Christen als über Jesuiten; Kriecherey gegen Gefürchtete und Uebermuth gegen andere; durch häufiges sich Besaufen, so daß er am hellen Tage nach Hause geführt werden mußte; durch seine enormen Unklugheiten.

Bei der Leichenfeyer Westenrieders wollte er zuerst mit Thiersch, dann mit Martius, dann mit Maurer gehen; alle drey zogen sich einer nach dem andren von ihm zurück und endlich ging er mit B. Aretin. Da er nun einmal der Sündenbock geworden ist, so legt man ihm, ich weiß nicht mit wievielem Grund, zum Theil den Tod von Westenrieder zur Last. Wenigstens hat er sich in der Akademie sehr unwürdig gegen ihn benommen, so daß er selbst einen amtlichen Verweis darüber erhielt."

An andrer Stelle heißt es:

„H. v. Schelling hat mich gebeten, ihm bey S. K. Maj. ein Zeugniß zu geben gegen eine Verläumdung H.'s. Dieser hat nämlich an einem bedeutenden Orte behauptet, die von Schelling mündlich gehaltene Rede habe starke Ausfälle gegen d. M.[1]) enthalten und sei von der gedruckten verschieden gewesen. Ich bezeuge, daß die mündliche der gedruckten . . . gleich laute . . .

Von Schelling, der ihn öfter nicht vorgelassen, erlangte er, „amtliche" Geschäfte vorgebend, eine Unterredung.

[1]) Den Minister? oder die Majestät?

In dieser betrug er sich .... auf die niederträchtigste, kriechendste Weise, und obwohl Schelling ihn kurz, trocken und abstoßend behandelte, bedankte sich H. beim Abschied, sich fast bis auf die Erde bückend, für die freundliche Aufnahme. Gleich nachher erzählte er bei Präs. (Name unleserlich) und H. Th. (Hofrath Thiersch?) er habe Schelling gänzlich von seiner Unschuld überzeugt, er habe Sch. gefragt: Sind Sie nun von meiner Unschuld überzeugt? und Sch. habe erwidert: „Vollkommen" und habe ihn unter der Thür umarmt. Sch. erfuhr dies sogleich wieder und nannte in meiner und Mehrerer Gegenwart diese Behauptung eine schamlose Lüge."

Lag es überhaupt in des edlen Freiherrn gemüthlichem Bedürfniß, Unfrieden zu stiften, so hegte er noch besonderen Groll gegen die Männer einer christlichen, vor Allem die einer kirchlich katholischen Gesinnung.

Eine Anzahl von Freunden, darunter Ringseis, Görres, Cornelius, Franz v. Baader, K. v. Oberkamp, K. M. Frhr. v. Aretin, Seyfried, Döllinger d. J., Gf. K. v. Seinsheim, Kleinschrod, v. Koch-Sternfeld, Schlotthauer u. A. m. hatten verabredet, sie wollten ohne bindende Verpflichtung an bestimmten Abenden gesellig zusammenkommen; es ward ein Lokal bei einer gewissen ältlichen Jungfer Nanny ausgekundschaftet, die für billiges Geld vortreffliche Abendküche bereitete. Ob nur Katholiken dabei gewesen, wissen wir nicht; möglich, daß sie hier unter sich sein wollten; den protestantischen Freunden ist es nicht eingefallen, es zu verübeln, thaten sie doch ihrerseits ein Gleiches und der gemeinsamen Geselligkeit gab es außerdem genug. Von Statuten war nicht die Rede, man unterhielt sich von Allem, was interessirte, also auch viel von Religion und Politik, aber ohne allen Zweck außer dem des Gedankenaustausches und die ernsten Besprechungen hinderten nicht die Herrschaft der heitersten Laune, (die, nebenbei bemerkt, auch dadurch nicht getrübt wurde, daß

sie häufig zu Dreizehn an einem Tische saßen; es hat sich Keiner darum beeilt, aus der Welt zu scheiden).

In dieser Gesellschaft Aufnahme zu finden, hatte der Freiherr sehr bald Versuche gemacht; aber man hatte gewußt, ihn fernzuhalten. Daß dieß seinen tückischen Groll nicht gemindert, ist sicher.

Im Sommer 1830 hielt Ringseis am Stiftungs-Jahrtag der Universität eine Rede über die wissenschaftliche Seite der ärztlichen Kunst (ersch. bei Fleischmann, München 1830), eine Art Präludium zu seinem System der Medizin. (Sieh beim J. 1841). In Kürze bekämpfte er die falsche Ansicht, als sei alle Theorie, somit auch in der Medizin, vom Uebel. Charakteristisch für die zur Bündigkeit drängende Klarheit seines Denkens, für sein Bedürfniß, Gesammtheiten ordnend zu bewältigen, scheint uns folgende Stelle:

> Bei der bisherigen Behandlungsweise der speziellen Pathologie und Therapie wurden viele Dinge drei-, vier-, fünfmal, ja viele zehn- bis zwanzigmal wiederholt; und diese Wiederholungen waren bei dieser (bisherigen) Methode, um nicht unklar und unvollständig zu werden, völlig unvermeidlich; allein in einem organischen Werke ist nichts mangelnd, nichts Wiederholung. Ein organisches System der Medizin muß, außer den allgemeinen Doktrinen, alle wesentlichen Momente von Monographien der Krankheiten enthalten, und dennoch in engeren Zeit- und Raumesgrenzen gefaßt werden, als die gewöhnlichen auf spezielle Pathologie und Therapie allein beschränkten Werke; denn das ist die Oekonomie alles Organischen in Natur, Gesellschaft und Doktrin, daß jedes Glied, bei der größten Sparsamkeit im Einzelnen, mit der Fülle der Macht und den Beziehungen des Ganzen ausgerüstet ist. Wo dieser organische Zusammenhang: da lernt man das Einzelne nur mit dem Ganzen, die einzelnen Krankheiten nur zugleich mit allen andern kennen und behandeln.

Am Schluß erwähnte Ringseis den Zusammenhang der Irrthümer in Natur- und Heilwissenschaft mit jenen

in Philosophie, Theologie, Jurisprudenz und warnte vor der Verderblichkeit der falschen Lehre. Dafür mußte er sich — und das von Staatsmännern — sagen lassen, er kämpfe gegen Windmühlen. Gesprochen hatte er am 26. Juni, im Juli predigte in Paris die Revolution den Kommentar dazu von allen Dächern. „Freilich," so äußerte Ringseis vier Jahre später in einer Anmerkung zu seiner Rektoratsrede, „wen der Revolutionsriese selber in seine Tasche gesteckt hat, der kann ihn nicht sehen.

Den Teufel spürt das Völkchen nie,
Und wenn er sie beim Kragen hätte."

Die vorhin besagte Gesellschaft bei Jungfer Nanny mag es gewesen sein, welcher zuerst, vielleicht im Scherz, der Name der „Kongregation" gegeben wurde, womit man in Frankreich die am Hofe wirkenden kirchlich Gesinnten zu verdächtigen pflegte. In einem Brief Achims v. Arnim an Görres vom 26. Nov. 1829 finden wir die Stelle: „Drücke ihn (Ringseis) in meinem Namen an dein Herz, er ist der Wohlwollendste unter allen Kongreganisten." Bald aber war in schamlos erheucheltem Ernst, besonders in ausländischen Blättern das Märchen von einer bayerischen Kongregation aufgetaucht, welche im geheimen Bund mit den französischen Kongreganisten stehe, Conventikel halte mit andren geheimen Gesellschaften in Oestreich, Frankreich u. s. w.; sie reize an zu Auflehnung und Empörung, zu Fluch und Protestantenverfolgung — (Protestanten wie Schelling, Schubert, Schnorr erklärten freilich, zu einer Kongregation gleich jener angefeindeten wollten wohl auch sie gehören) — sie strebe den Aufschwung Bayerns durch jeglich Mittel, das da helfen könne, zu verhindern, ihre Mitglieder seien Feinde des bayerischen Volkes und Landes. Immer wurden für die nächste Zukunft die erstaunlichsten Enthüllungen an-

gekündigt, Enthüllungen solcher Art, daß sie nothwendig ein Einschreiten der Gerichte hätten hervorrufen müssen, — immer blieb man sie schuldig, — von Beweisen für das Angedeutete keine Spur: Bald war es öffentliches Geheimniß, daß die Fäden jenes Hirngespinnstes bei Freiherrn von Hormayr zusammenliefen. Schon im Januar 1830 fand der jugendlich feurige Ernst von Lasaulx sich zu einem Zeitungsaufsatz gedrängt, worin er im heiligen Eifer für die Wahrheit und für die Ehre schmählich verleumdeter Größen erinnerte an das bekannte Bubenstück listiger Gauner, die dann am lautesten Diebe! Diebe! schreien, wenn sie selber im Begriffe sind, ehrliche Leute auszurauben; auch sei das Märchen von der sogenannten Kongregation bayrischer Jesuiten ein so bis zum Ekel verbrauchtes, französischen Schreiern von albernen Deutschen nachgeschrieenes, daß wer von solchen erlogenen Windmühlen sich schrecken lasse, nicht die Verschwendung eines Wortes an ihn werth sei, denn Solches hieße Butter an den Galgen schmieren. Ueber hämische Artikel in den Leipziger Blättern für literarische Unterhaltung, (Brockhaus 1830, Nro. 217—219), sehe man die kräftigen Erwiderungen der Münchner Eos in ihren Nummern 137 bis 139 sowie 201 und 202 des Jahrganges 1830. Da der anonyme Buschklepper in den Leipziger Blättern die oben erwähnte Rede von Ringseis auf das Schnödeste entstellt hatte, ließ dieser im Tagblatte das Inland Nro. 234 und 235 mit Unterschrift seines Namens eine Erklärung erscheinen, worin er mit kurzen kräftigen Worten dem Verfasser ein Dutzend der boshaftesten Lügen vorrechnet, wie man Druckfehler zählt oder Frösche am Wied zu Markte bringt. Anstatt einer Widerlegung kamen neue Anklagen, neue Entstellungen, — anonym, versteht sich — und Solches auf zweimaligen Protest immer neu.

„Ich hätte mir schmeicheln können,“ äußerte Ringseis, „den Schreiber zermalmt zu haben, aber um zermalmt zu werden, darf man nicht von der Natur des Kothes sein, welcher den Schlagenden nur bespritzt.“ In seiner letzten Erwiderung v. Dez. 1830, die uns im Concept vorliegt, sagt Ringseis von dem Verfasser, einem verrufenen Bundesgenossen Hormayr's:

„Er wird sich nennen, ‚wenn der Minister es will,‘ sagt der elende Wicht und will wohl gar dadurch glauben machen, als wüßte ein Minister um sein schändliches Treiben ... Hätte er sich doch gleich genannt: sein in ganz Deutschland längst gebrandmarkter Name hätte mich aller Widerlegung überhoben.“

Die Schauermähr von der „heimlichen Kongregation“ aber sollte noch besser aufgebauscht werden; die damals geschehene Begründung des harmlosen katholischen Büchervereins gab neue Handhaben zu den unglaublichsten Schreck- und Gespenstergeschichten. Der Freiherr hatte zutäppischere Genossen, welche die Oeffentlichkeit nicht scheuten und so war es denn einem Herrn Culmann, Sekretär der Kammer der Abgeordneten, vorbehalten, durch förmliche Anklage der gespenstischen Kongregation vor einer hohen Kammer sich unsterblich lächerlich zu machen; gesichert ward ihm diese Unsterblichkeit durch Joseph v. Görres' an ihn gerichtete klassische vier Sendschreiben. (Sieh Görres Gesamm. polit. Schr., 6. Bd.)

In Frankreich waren es der Constitutionnel, der Courrier français, das Journal des Débats, Messager, National und Andre, in welchen das Gift über bayerische Zustände niedergelegt wurde, merkwürdige Schmäh- und Hetzartikel, welche das Ministerium, besonders den Freiherrn v. Schenk und mit ihm die gediegensten Männer auf das Treuloseste verunglimpften und verdächtigten.

Der Freiherr v. Hormayr, welcher im persönlichen Verkehr überfloß von Schmeichelei gegen Minister v. Schenk und jeden Hochgestellten, hatte sie einem in München lebenden Franzosen eingeblasen oder zur Uebersetzung vorgelegt. Wie er bei solchen Anstalten sich zu helfen wußte, darüber gab Ringseis' alter Studienfreund Aman, welcher, in dürftigen Umständen lebend, von Hormayr öfter als Sekretär gebraucht wurde, einen denkwürdigen Aufschluß. Der Freiherr diktirte ihm einst eine deutsche Correspondenz, in welcher in der geschilderten Weise eine Reihe von Ehrenmännern, wenn auch unter der Blume, geschmäht und verhöhnt wurden. Aman stutzte je länger je mehr; endlich die Feder wegwerfend sprang er auf und rief: „Ich schreibe nicht weiter; soll ich Männer verhöhnen helfen, für welche ich die größte Verehrung hege?" Siehe, da fiel ihm der edle Freiherr um den Hals mit den Worten: „Bravo, mein theurer Freund, Sie haben die Probe bestanden; nunmehr ist mein Vertrauen in Ihren Charakter festgegründet."

Vor uns liegt in Abschrift von Ringseis' Hand ein undatirter, für die Eos bestimmter, aber wieder zurückgezogener Aufsatz Schelling's mit der Ueberschrift: „Ecce iterum Crispinus"; glühendste Entrüstung über einen der beregten Artikel im Constitutionnel, worin sich des Freiherrn gespreizter Styl nicht verkennen ließ, geißelt die Niedertracht des Inhalts und vergleicht schließlich das allgemeine Gefühl wider den Verfasser mit dem eines unbewachten Dorfes, in das sich nächtlicher Weile eine tückische Hyäne geschlichen.[1])

„Wenn ein Tyroler ausartet," pflegte Schelling, von Hormayr redend, zu sagen, „dann wird er scheußlich." „Corruptio optimi pessima, mögen die Tyroler dabei

[1]) Sieh Beilage.

denken," setzte Ringseis hinzu. Görres aber nannte den Freiherrn nicht anders als den Lügen-Seppel.

„Aber der Hormayr hat einen Einfluß auf den König, größer als der aller Minister zusammengenommen," sagte einst in Abend-Gesellschaft Gärtner der Architekt. „Und wäre sein Einfluß nochmal so groß als er ist," erwiderte Ringseis laut und ohne Scheu, „dennoch würde ich ihn einen Niederträchtigen und Ehrlosen nennen." Hormayr aber ließ Ringseis, der ihm das Haus verboten, durch einen Vertrauten sagen, auf den Knieen wolle er die Stiege zu R. hinaufrutschen, wenn dieser das Verbot aufhebe. Das Schauspiel wäre sehenswerth gewesen, aber Ringseis war nicht neugierig.

Der österreichische Legationssekretär Wolf war Patient und Hausfreund von Ringseis. Eines Tages trat er bei diesem ein mit dem Worte: Sit! Da er bei Wiederholung desselben merkte, daß Ringseis ihn nicht verstehe, — „Wie? Sie thun, als wüßten Sie nicht, was dieß bedeute? Ist Ihnen wirklich unbekannt, daß SJT die Losung ist, welche der Frhr. v. Hormayr in seinen Geschichtsstunden Ihrem Kronprinzen einzuprägen sucht? S — Salzburg, J — Innviertel, T — Tyrol, das sind, so lehrt er ihn, die Zielpunkte, auf welche das Streben des einstigen Königs von Bayern gerichtet sein müsse!" Dem Freiherrn und seinem rachsüchtigen Groll gegen Metternich und Oesterreich sah die Sache zwar ähnlich, dennoch konnt' es eine Fabel sein, die man der österreichischen Legation oder ihrem Rathe vielleicht aufgebunden. Aber siehe, kurz darauf tritt auch Schelling ganz erregt bei Ringseis ein, — „Nun hören Sie, wie dieser Hormayr den König, dessen Vertrauen zu ihm so bekannt ist, bloßzustellen sich untersteht! Heut Vormittag kommt er, wahrscheinlich angetrunken, in den Cotta'schen Buchladen

und dozirt und deklamirt über die politische Nothwendigkeit, daß König Ludwig — König von Ungarn werde, wo durch Hormayr's Einfluß eine große Partei ihm huldigen müsse!" Wirklich erschienen bald darauf in der Augsb. Allg. Ztg. Artikel, die mit dieser Aeußerung im offenbaren Zusammenhang stunden und für deren Verfasser der Freiherr einen kurz vorher auf Reisen verstorbenen Offizier ausgab. Daß er dem Könige selber mit solchen Plänen ernstlich hätte kommen dürfen, davon kann nicht die Rede sein; immerhin mochte die Schmeichelei, womit Solches angedeutet wurde, ihre sonstige Wirkung thun, und wie groß war der Schaden, den er dem Kronprinzen zuzufügen vermochte!

Gewiß ist, daß er seinen eignen Ultramontanen- und Jesuitenhaß seinem fürstlichen Zögling einzuflößen bestrebt war und so viel ist ihm wenigstens gelungen, dessen junges Gemüth mit dem unseligsten Mißtrauen gegen Viele seiner getreuesten späteren Unterthanen zu erfüllen. Hormayr soll dabei nicht zurückgeschreckt sein vor Verläumdungen jener Art, wie sie in der Geschichte Karls III. von Spanien zum Zweck der Jesuitenaufhebung eine Rolle gespielt.

Während eines Aufenthalts von König Ludwig in Italien machte ein Offizier, welcher dienstlich den Lehrstunden des Kronprinzen beizuwohnen hatte, dem Hofrath Schubert als Einem, der selber Lehrer des jungen Fürsten war, die Mittheilung, Frhr. v. Hormayr benütze seine Vorträge zu Aeußerungen, welche noch weit verderblicher sein mußten als Alles, was er in Politik vorbringen mochte, ja sogar unmittelbarer Unheil stiften konnten als selbst seine religiösen Ausfälle. Voll Entsetzen theilte Schubert die Sache Ringseis mit und meinte, sie müsse an Königin Therese gebracht werden, fand aber, die Auf-

gabe sei sauer. Ringseis hielt sich hiezu für noch weniger geeignet, indem er nicht das Vertrauen der hohen Frau zu besitzen glaubte. Er sprach daher mit des Kronprinzen Erzieher Oettl; weil es ihm aber keine Ruhe ließ, schrieb er an den König. Auf diesen Brief hat er niemals Antwort erhalten, weder schriftlich noch mündlich. Erst nach Jahrzehnten ward ihm der Gedanke nahe gelegt, ob der Brief, den er vermuthlich nach Gewohnheit in der Residenz abgegeben, nicht unterschlagen worden sei. Bezahlte Aufpasser und Handlanger kann Hormayr wohl gehabt haben. Doch erhielt Ringseis überhaupt seitdem keinen Brief mehr vom Könige bis nach dessen Thronentsagung.

Endlich schien es, als ob dem Freiherrn eine seiner Tücken denn doch in der Gunst des Königs den Hals gebrochen; ein französischer Schmähartikel, in welchem der ins Gesicht immer vergötterte Monarch lächerlich dargestellt war, machte denselben endlich stutzig und nun mocht' er den Freiherrn nicht mehr in München haben, sondern schickte ihn (1832) als Gesandten nach Hannover. Ein vollständiger Genickbruch war es aber doch nicht, denn nachdem schon im J. 1846 König Ludwig wegen Mißhelligkeiten beim Begräbniß von Königin Karoline sich wider die „Ultramontanen" erzürnt hatte, berief er Hormayr den Ultramontanenhasser in der Lola-Epoche nach München und zwar übergab er dem treulosen Manne die Stelle des edlen und bewährten Frhrn. Max Prokop von Freyberg als Vorstand des Reichs-Archives!

Etwas später, nicht lang vor des Freiherrn Tod, begegnete dieser einst Ringseis auf der Gasse, begrüßte ihn freundlichst und erzählte ihm gemüthlich, er wohne nun in der Nähe der Ludwigskirche. — „Da habe ich doch alle Tage meine heilige Messe," fügte der fromme Tyroler

hinzu. „Gott gesegn' es dir," dachte Ringseis in seinem Herzen, „und mög' es dir Ernst damit sein!" Aber es war doch ein eigenthümliches Schmunzeln, womit er die Begegnung daheim erzählte. —

Haben wir über Hormayr sonst nichts Gutes zu berichten gewußt, so mag hier wenigstens ein, wenn auch boshaftes, so doch hübsches Scherzwort von ihm stehen. Unter König Max I. war ein Norddeutscher, welcher durch theoretische Werke über Architektur sich einen geachteten Namen gemacht hatte, in eine hohe Stellung nach Bayern berufen worden. Hier aber erwies sich seine Praxis nicht auf gleicher Stufe mit seiner Theorie, wie denn wir selber in unserer Kindheit noch Ruinen einer seiner Brücken gesehen haben. Dennoch nannte ihn ein Schmeichler bei einem Festmahl „unsern summus pontifex". Hormayr stieß mit an, flüsterte aber seinem Nachbarn zu: „Schade! Die Pontes haben sich verflüchtigt, der Fex ist geblieben. —[1])

In jenen ersten Regierungsjahren König Ludwigs herrschte eine Weile völlige Preßfreiheit; es läßt sich denken, welche Nacheiferung das Vorbild eines Freiherrn v. Hormayr gefunden. Da redigirte z. B. ein ausgesprungener Mönch und in jeder Beziehung ehrloser Geselle, Dr. Kalb, ein satyrisch-seinsollendes Wochenblättchen, welches er zuerst den Reisenden Teufel, später den Furchtlosen genannt hat; moderne Aufklärung war darin nach damaligem Bedürfniß mit religiösen Phrasen verkleistert. Diesem Gutebel verirrte sich einmal das Geblüt nach dem Kopf und verrückte ihm das Concept. Er wurde auf Ringseis' Abtheilung verbracht.

1) Fex bedeutet im Bayrischen einen blödsinnigen, nach Umständen bloß einen albernen Menschen.

„Ich heilte ihn," so erzählte dieser, „nach der bekannten Methode, welche der selige Nicolai als probat wider das Geisterſehen an sich erfahren, indem das rebellische Blut durch Blutegel nach entgegengesetzten Regionen geleitet wurde."[1]) Dr. Kalb begann noch vom Spital aus sein Blättchen wieder zu redigiren und floß darin über vom Lob des Arztes und der Spitalverwaltung. Aber er war ein sogenannter „Spitalhocker"; die Rekonvaleszentenkost mundete ihm und es hätte ihm behagt, sein Redaktionsbureau im Krankenhaus aufzuschlagen. Als R. ihn ärztlich entlassen, ging er nicht; der Hausinspektor fürchtete sich, dem bösen Gesellen, obschon derselbe noch andre schwere Ungebühr trieb, die Zähne zu weisen, und so übernahm es R., ihn auszuschaffen. Nun ging es los. Etwa ein Jahr lang — vielleicht ist dem Blättchen dann die Lebensluft überhaupt ausgegangen — erschienen unaufhörlich Angriffe gegen Ringseis und die Direktion, manchmal zwei, drei in einer Nummer. „Es gab," so äußerte R., „keine Albernheit, keine Pflichtverletzung, keine Schändlichkeit, die mir da nicht vorgeworfen worden. Es schien darauf abgesehen, womöglich meine bürgerliche, ärztliche und amtliche Wirksamkeit zu vernichten." Da figurirte der Jesuit, der Mystiker, der Krankenumbringer, der Homöopath — (R. machte damals Versuche mit der Homöopathie) — bald Dieß, bald Jenes. Eigene Ehrentitel erfand der Wackere für den gehaßten Doktor; wo wir nicht irren, war darunter der Name „Staatsschuft"! Heut wirkt dieß freilich beinahe komisch, ebenso die An-

1) In lustiger Laune fügte R. manchmal hinzu: Als Nicolai, der tapfere Feind des Aberglaubens, nach seinem Tode den leibhaftigen Teufel sammt Hofstaat habe zu sehen bekommen, da habe er sogleich nach Blutegeln gerufen, um die Hallucination aus dem Kopfe zu kriegen.

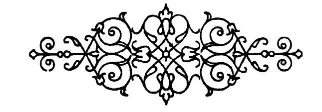
deutungen auf R.'s herzlose Gleichgiltigkeit, seine Gewissenlosigkeit gegen Kranke!

Ringseis klagte mit Nachdruck darüber, daß, während der Staat die materiellen Güter schütze, das weit kostbarere Gut, die Ehre, jedem ehrlosen Buben vogelfrei überliefert erscheine. Gerichtliche Klage führe, wie Beispiele lehrten, entweder zu keiner oder allzuspäter Genugthuung, weil der Strafcodex nur unzureichende Bestimmungen über jene Art von Injurien enthalte. Erwiderung in öffentlichen Blättern komme nicht vor dasjenige Publikum, vor welchem die Ehrabschneidung geschehen und werde vom verläumderischen Blatt einfach als Lüge zurückgewiesen und Anlaß zu neuen Injurien. Stehe der Angegriffene in Amt und Würden, so untergraben solche Vorgänge alle Autorität, denn in den untersten Klassen greife man pikante Beschimpfungen der Höherstehenden am Begierigsten auf, und so werden Botmäßigkeit und Vertrauen in der Wurzel vergiftet.

Solche Erfahrungen führten in der That bald die Aufhebung jener Preßfreiheit- oder Zügellosigkeit herbei.

Für Ringseis war nunmehr der Titel „Mystiker", welcher den Verein alles Schauerlichen mit allem Lächerlichen ausdrücken sollte, gewissen Zungen und Federn gang und gäbe geworden und von Zeit zu Zeit wurde das albernste Zeug aufgebracht und umhergetragen; z. B. er lege, anstatt ärztlich zu handeln, den Kranken das Evangelienbuch auf den Leib und exorcisire sie, er rede geheime Formeln unter die Bettstatt u. dgl. m. Freilich konnte er mit seinem göttlichen Meister sagen: „Ich war alle Tage bei euch und lehrte und heilte öffentlich; fraget die, welche mich gesehen und gehört haben!" Aber gleich dem Meister traf er nicht selten auf Ohren, die nicht hören mochten.

Eine Ausländerin hat uns bald nach R.'s Tod erzählt: Als sie vor Jahren einem Wiener Arzt den Wunsch ausgesprochen, ihren schwerleidenden Gemahl nach München zu bringen, erwiderte Jener: „Ach, was thun S' denn mit die Münchner Doktoren!" (Vermuthlich war Ringseis ausdrücklich genannt.) „Da heißt's nix als Bett'n, Bett'n, Bett'n!" Die Dame hatte nur Hochdeutsch gelernt und frug nachher verwundert ihren deutschen Gemahl, ob denn die Münchner Schule besondren Werth darauf lege, die Kranken im Bett zu halten, worauf er ihr erklärte, es handle sich um „Beten, beten, beten!" — Vielleicht war der Herr Doktor Mitglied jener ärztlichen Gesellschaft, welcher in späteren Tagen Ringseis ihr ehedem ihm ertheiltes Diplom zurückgeschickt hat, weil sie in ihrem literarischen Organ ihn mit Unwahrheiten hatte beschimpfen lassen und ihm die begehrte Genugthuung verweigerte.





Siebzehntes Kapitel.

Die Zeit von 1831 bis 1835.

Geselligkeit. — Gf. Ostermann-Tolstoy in München; Reise nach Oberöstreich. — Fürst L. Wallerstein Minister. — Einführung der barmh. Schwestern. — Reise nach Tyrol und Frankenburg; Poststallbrand. — La Mennais; die französische Kolonie. — Schäftlarn. — Cl. Brentano in München. Schlotthauer und Frau. — Erstes Rektorat. — Die Schulschwestern. Die Servitinen. — Phillips und Frau. Gebirgsreise. A. Sporer und „Sporer-Kathi". Savigny in Schäftlarn. — Reise mit Oberkamp nach Gastein und Tyrol. Maria v. Mörl. — Gedächtnißrede auf Röschlaub. — Ringseis' Mutter †.

Von In- und Auswärtigen hörten wir öfter die schöne Geselligkeit rühmen, welche von Ringseis und seiner Frau geübt worden, bevor ein veränderter Familienstand und Entlegenheit der Wohnung größere Zurückgezogenheit veranlaßten. In einer Epoche (1826) finden wir bei Friederike verzeichnet: Täglich 2, 3 Doktoren zu Tisch. 1831 lesen wir von musikalischen Abenden, bei welchen die Zahl der Hörer allmälig von 20 bis 80 Personen gewachsen. Zu andren Zeiten verging selten ein Tag, an welchem nicht — geladen oder frei erscheinend — ein Gast oder drüber (Freunde, Schüler, zugewiesene Fremde) das mäßige Nachtmahl getheilt. Dazu kamen größere Gesellschaftsabende, deren geistiger Glanz in dem noch kleinen München Aufsehen erregte. So gab einst der ausgezeichnete Chorregent zu St. Michael, der bekannte Komponist für Kirchenmusik Kaspar Ett einer großen Versammlung in R.'s Haus Musikstücke der ver-

schiedensten Völker aus entlegenster Zeit bis auf die Gegenwart, so weit die Ueberlieferung dieß ermöglichte, zum Besten.

Von dem sozusagen unermeßlichen Schatz an musikalischen Kenntnissen, welchen Ett mit der größten Bescheidenheit in sich trug, konnten die Eingeweihten nicht bewundernd genug erzählen. Der von R. mit ihm bekannt gemachte preußische Schriftsteller über Musik, von Winterfeldt, wurde nicht fertig, Ett anzustaunen und an seinem Verkehr sich zu erfreuen.

Ein andermal ergötzte R.'s Gäste der herrliche Sang der Münchener Nachtigall Frl. Nanny Schechner, mit welcher das Ehepaar in freundlicher Beziehung stund. Der eben anwesende Graf Ostermann-Tolstoy frug R.: „Darf ich wissen, wie viel Sie für den Abend ihr geben mußten? Unter 100 Dukaten wohl schwerlich?" „Das eben nicht," schmunzelte R., „ich kurire sie gratis und sie singt mir umsonst." Er und Friederike erzählten gern von der liebenswürdigen Anspruchslosigkeit der edlen Künstlerin, von der Strenge, womit ihre allzuwirthschaftliche Mutter die bereits Hochgefeierte zu Arbeiten anhielt, welche zu ihrem Beruf in schreiendem Mißverhältniß stunden, von der marternden Angst, welche das zart besaitete Gemüth der Aermsten vor jedem Auftreten befiel, von dem wunderbaren Eindruck ihres Gesanges und besonders auch ihres Spieles z. B. als Lady Macbeth, von dem Taumel des Entzückens, zu welchem sie die Berliner hingerissen.[1]) „In meine Ohren," erzählte ihr

[1]) Karoline Bauer, in ihren nachgelassenen Memoiren (bearb. von Arnold Wellmer, Berlin L. Gerschel 1880,) von Nannette Schechner und der „Macht ihrer wunderbaren warmen Herzenstöne, besonders als Fidelio" redend, erwähnt, daß Rellstab deren Talent eine „Gabe des Himmels" genannt, „wie sie kaum zweimal in einem

Bruder, der aus derberem Holz geschnitzte Dr. Schechner, „in meine Ohren hab' ich es gehört, wie sie von der Nandl gesagt haben: Die kann nicht katholisch sein!" — Ebenso hörten wir dann erzählen von dem Leidwesen, das ganz München mitempfand, als die daselbst mit dem preuß. Commissionsrathe Waagen Vermählte im ersten Kindbett ihre wunderbare Stimme unwiederbringlich verlor,[1]) von dem wehmüthig freundlichen Antheil, womit viele Jahre später die einst so Hochgefeierte dem Spiel und Sang einer ihr Ebenbürtigen, der schwedischen Nachtigall Jenny Lind gelauscht. —

Immer freilich konnten der Gesellschaft nicht so aus der Reihe tretende Genüsse geboten werden. Aber die geistreichen Männer, die verständigen und gebildeten Frauen des Kreises sorgten genügend in Ernst und Scherz für die Würze der Unterhaltung. Manchmal ließ Friederike sich herbei, ihr dramatisches Talent zu einem Scherz zu verwenden, wie sie denn einmal als Münchner-Nußweib verkleidet mit dem charakteristischen Ruf „Kaafts Nußn" in den hell erleuchteten Saal des philosophischen Nachbarn Schelling trat und den ernsten Hausherrn zuerst in strenge Entrüstung über den kecken Eindringling und dann zusammt der ganzen Gesellschaft in heiteres Gelächter versetzte.[2]) Auch ein freilich unausgebildetes plastisches Talent

„Jahrhundert ertheilt werden mag. Was die herrliche Fülle der „schönsten Stimme, was die tiefste Seele des Ausdrucks im Ge„sange und ein edelgehaltenes Spiel vermögen, das wurde ge„leistet . . . Nannette Schechner bleibt die großartigste Künstlerin „meiner Erinnerung, was die Wirkung anlangt. . . Ihre Seele „im Gesange wärmte gleich einer Sonne."

[1]) „Wir haben unsre Mutter niemals singen gehört," erzählte uns eine ihrer Töchter.

[2]) Bei Schelling las einst Graf August v. Platen aus seinen Gedichten vor. Ringseis und Friederike wunderten sich über die

kam ihr zu Statten, um mit geringen Hilfsmitteln für Lotterien und Bescheerungen zierliche Nichtigkeiten herzustellen, besonders auch niedliche oder ausdrucksvoll humoristische Figürchen, welche aus dem verschiedenartigsten Stoff zusammengeflickt und meist mit dichterischem Motto versehen, an sich oder als Hülle anderer Gaben, Freude und heitre Stimmung erregten. Noch in späteren Jahren hat sie z. B. mit viel Glück und Humor, aber wenig Draht, Watte und Kleiderzeug jene berühmte bureaukratisch-pathologische Persönlichkeit dargestellt, mit welcher Graf Pocci mehrere Jahrgänge der fliegenden Blätter ergötzte. Die Gesichter, wenigstens die ältlichen, wußte sie sehr geschickt mit rosig angehauchter Watte und einigen kühnen Nadelstichen und Pinselstrichen zu gestalten.

Wesentlich erleichtert wurde das gesellige Leben durch die Einfachheit der Bewirthung. Warme Küche blieb den kleineren Kreisen aufbehalten; für größere Abende erschienen eine Weile nach dem Thee, (der aber noch so wenig eingebürgert war, daß sein Einkauf für jede Gesellschaft eigens in Friederikens damaligen Hausbüchern verzeichnet stund,) zumeist nur Platten mit zweierlei kaltem

---

hohle Grabesstimme und häßliche Eintönigkeit, mit der es geschah. Vermuthlich war der Dichter nur bedacht, seine schönen Rhythmen zu accentuiren und vernachlässigte darüber die Modulation. — Ringseis gegenüber benahm er sich kalt und abstoßend. — Von einem Abend bei Schubert brachte Ringseis einmal Friederiken ein sinnreiches Räthsel in Versen heim und gab es ihr zur Lösung. „Räthselrathen war nie meine Sache," erzählte sie uns, „ich schickte darum in aller Frühe zu Schubert, er solle mir die Auflösung geben. Das that er, aber in einer neuen poetischen Verkleidung und ich war so klug wie zuvor. Dennoch übergab ich sie Ringseis in Abschrift von meiner Hand; er fand sich sehr geschmeichelt, eine so geistreiche Frau zu besitzen, bis ich den Sachverhalt ihm einbekannte."

Braten und Zubehör sammt Bier, selten ein besondrer Leckerbissen, schließlich Torte und Wein. Letzteren anlangend, bildeten allerdings die verschiedenen Sizilianer, welche Freund Kilian in Messina ihm besorgte, einen Stolz von R.'s Gasttafel. Im Allgemeinen aber gehörte es mit zum Selbstgefühl gewisser Professoren- und Künstler-Häuser, daß trotz jener Einfachheit ihre Gesellschaften belebt, die Einladung dazu gesucht war.

General Graf Ostermann-Tolstoy, welchem wir vorhin und früher im neunten Kapitel begegnet sind, brachte um jene Zeit mehrere Jahre in München zu; eine Weile zugleich seine Schwester Fürstin Gallitzin mit zwei Nichten. Der General hatte seine alte Zuneigung zu Ringseis und seinen Glauben, daß ihrer Beider Sterne in Conjunktion stünden, nicht aufgegeben und sah den Doktor gern und häufig. Im April 1831 finden wir diesen in des Fürsten Gesellschaft auf einer Reise durch Oberöstreich. Eine Weile fuhren mit ihnen auch die genannten Damen. Sowohl der Graf als die Fürstin hatten je einen großen, hochbepackten Wagen mit vier Pferden. Nur kleine Tagreisen wurden gemacht und die erste Nachtrast geschah in Ampfing, wo der General das Schlachtfeld sehen wollte, auf welchem Ludwig der Bayer Friedrich den Schönen von Oestreich besiegt hat. Auf der Post empfing der Posthalter, ein Wirth vom alten Schlage, groß und derb, sie in Hembärmeln und wies ihnen die Zimmer. Aber die Fürstin gefiel sich übel in der ländlichen Unterkunft, begehrte von den Dienenden dieß und das und gehabte sich so verdrießlich, daß endlich der Posthalter heraufkam, sich mit untergestemmten Armen in die Thür stellte und sprach: „Daß Sie was Vornehmes sind, merke ich wohl; auch hab' ich gethan, was

ich kann, um Sie zufrieden zu stellen; was in meinem Haus zu haben ist, haben Sie bekommen. Ist Ihnen das nicht genug, — sehen Sie, da ist die Thür und dort das Fenster." Die Fürstin, vor Ueberraschung wie versteinert, fand erst, nachdem er zur Thür hinaus verschwunden war, das Wort: „Aber das ist ein grober Mann!" Ihr Bruder, welcher Deutschland seit Langem kannte, wollte sich krank lachen und suchte ihr begreiflich zu machen, hier seien die Verhältnisse andre als in Rußland.

In Altötting, nur ein paar Stunden von Ampfing entfernt, wurde abermals übernachtet, nicht bloß der berühmten Wallfahrt halber, sondern auch um den Leichnam des edlen, vielverläumdeten Tilly in seinem gläsernen Sarge zu betrachten. Als Ringseis den Damen erzählte, dieser Mann sei in 99 Schlachten und Gefechten Sieger geblieben, da knieten sie ehrerbietig beim Sarge nieder, um für ihn zu beten.

In Braunau betrat die Gesellschaft die östreichische Grenze. „Haben Sie nichts Mauthbares? Kalender, Spielkarten, Tabak?" Der General zeigte seine riesige Dose voll Spaniol und bemerkte, dieß sei sein eigener Vorrath. Eine so ungebührlich große Menge fanden die Mauthner steuerpflichtig. „Dem General Ostermann ist in Oestreich noch niemals Mauth abgefordert worden," entgegnete dieser; in der That wurde dem Sieger von Kulm die Rettung Wien's vor den Franzosen zugeschrieben und demgemäß pflegte man ihn zu behandeln. Aber eine löbliche Mauthbehörde wollte nicht ablassen. Da schnellte Ostermann, mit der Faust von unten an den Boden der offenen Riesendose schlagend, deren gesammten Inhalt in die Luft, daß alle Umstehenden, Reisende, Mauthner, Gaffer in einen ungeheuren Nies-Chorus ausbrachen. Und siehe, die Zöllner warfen sich noch auf den Boden, um der köstlichen

Stäubchen keines verloren gehen zu lassen, worüber dann ihrerseits die Reisenden ein unbändiges Gelächter erhoben.

Aus Linz schreibt Ringseis an Friederike: „Auf der ganzen Reise bin ich mit dem männlichen und weiblichen Brummbären gut ausgekommen.“

Der General hatte die Seltsamkeit, nie höher steigen zu wollen, als über eine Treppe; in Linz, wo er Jahrmarktes halber in den größeren Gasthäusern nur mehr im zweiten oder dritten Stock hätte Unterkunft gefunden, zog er lieber in eine elende Kneipe, wo er seiner Grille genügen konnte. In Kremsmünster jedoch zog sein Stern, wie er behauptete, sogar in Thurmhöhe ihn empor. Sie hatten im Wirthshaus Quartier genommen; als der Prälat des Stiftes von seiner Ankunft erfuhr, ließ er alsbald den General ersuchen, mit seiner Reise-Gesellschaft in das Stift überzusiedeln, aber dankend lehnte dieser es ab, weil er dann Treppen hätte steigen müssen. Ringseis hingegen ermangelte nicht, den berühmten astronomischen Thurm in all' seinen acht Stockwerken zu besuchen. Zu seiner Ueberraschung erfuhr er durch einen nachgesandten Boten, der General folge sogleich. Und wirklich, kaum hatte Ringseis das zweite Stockwerk erstiegen, als er hinter sich den Grafen keuchen und stöhnen hörte. „Sie ziehen mich nach, ich kann nicht widerstehn.“ Und so ging's weiter, die übrigen Treppen hinan. Im obersten Stock, wo die Teleskope stehen und prächtiger Ausblick sich bietet, hörte R. auf einmal den Grafen in heulendes Schluchzen ausbrechen, wandte erschrocken sich um und sah ihn sitzend über das riesige Fremdenbuch gebeugt. „Da! da! Ich sag es ja immer, daß Ihre Sterne und die meinigen in Beziehung stehen. Da sehen Sie her, da lese ich den Namen meines Wohlthäters, des Kaisers Alexander, und hier den Namen derjenigen Frau, die ich in meinem

Leben am liebsten gehabt habe. Jetzt weiß ich, was mich Ihnen so nachgezogen hat." Für Kaiser Alexander hegte er eine schier abgöttische Verehrung und widmete ihm eine Art Cultus, zündete z. B. an dessen Geburts- und andren bedeutsamen Tagen vor dem Bilde des Kaisers Lichter an. Gegen Kaiser Nikolaus hinwider empfand er den heftigsten Groll und litt an der Einbildung, derselbe umgebe ihn überall mit Spionen, mit Leuten, welche die Aufgabe hätten, ihn zu ärgern. Diese Ueberzeugung wollte er vorzüglich gefaßt haben, seitdem er einst in Petersburg gebeten, bei seiner Aufwartung den Hut unterm rechten Arme halten zu dürfen, weil der linke durch eine Kanonenkugel zur Hälfte fortgerissen war, dieß ihm verweigert worden, der Hut dann zu Boden gefallen sei, indem der Stummel denselben nicht zu halten vermochte und darübes Einige, ja sogar, wie Ostermann vermuthlich nur sich eingebildet, Kaiser Nikolaus gelacht habe.

Daß Ostermann an partiellem Wahnsinn litt, läßt sich schon aus Obigem vermuthen. Anfänglich wußte R. nichts davon und war überrascht, als einst der General ihm die Frage vorlegte: „Halten Sie mich für wahnsinnig?" Ringseis verneinte. „Nun, so stellen Sie mir hierüber ein ärztliches Zeugniß aus!" R. hatte keinen Grund, es zu verweigern, überzeugte sich aber mit der Zeit, daß Störungen vorhanden. Zum erstenmal, so erzählte man, habe eine solche sich gezeigt, als Ostermann, im Burgtheater zu Wien erscheinend, von dem rasch sich erhebenden Publikum, trotz Anwesenheit der allerhöchsten Herrschaften, mit schallendem Jubel begrüßt worden; da hätten die überwallenden Gefühle sein Gehirn übermannt.

Ostermann war Fatalist. Befanden vor einem Hause sich Warnungszeichen wegen herabfallender Ziegel, so wich er nicht aus. „Ich bin so häufig im heftigsten Kugel-

regen gestanden, und es hat mich nicht fortgerafft, es wird mir auch hier nichts geschehn." „Eine hat doch getroffen," erlaubte sich R. zu bemerken; in der That hätten ihn die häufigen Schmerzen, womit der fehlende Arm sich noch geltend machte, an Vorsicht gemahnen können.

„Haben Sie Schulden?" frug Ostermann eines Tages. Ringseis erwiderte: „Jetzt nicht mehr." „Wie viel glauben Sie, daß ich etwa habe?" „Wie kann ich das wissen?" „Rathen Sie!" „Nun, vielleicht ein-, zweimalhunderttausend Gulden?" „Nein, vier Millionen Rubel." „Das ist ansehnlich." „Für den General Ostermann ist das nichts. Ich brauchte nur einige hundert Bauern zu verkaufen, so wären meine Schulden getilgt." —

Die Reise erstreckte sich bis Gastein. Als R. unterwegs eine Mineraliensammlung gern erworben hätte, bezeichnete er seiner Friedel schriftlich den bleibenden Unterschied seines Standpunktes vom ihrigen mit den Worten, der Besitzer wolle zu hoch hinaus, „was Dir viele und mir wenig Freude macht."

Gar zu gern hätte der General den Arzt und Mann seines Vertrauens auf eine Reise nach Oberägypten mitgenommen, welche er noch im Herbst 1831 angetreten. Ringseis jedoch erlaubten es seine Aemter nicht, auch sind aus den geplanten Monaten drei Jahre Aufenthalt im Orient geworden, aber er empfahl ihm einen Arzt und machte ihn außerdem bekannt mit Fallmereyer, welchen der General dann mit sich genommen. Auch Thiersch erhielt das Anerbieten, bis Athen den Wagen Ostermann's zu theilen. Wie jener sein bald gelöstes Verhältniß zum „Moskowiten" aufgefaßt, erzählt uns sein Sohn in der Biographie des Vaters. Ringseis hörte die Erzählung von andrem Standpunkt, durch den Moskowiten, welcher behauptete, Thiersch habe ihm in Kraft seiner philologischen

Kenntnisse beweisen wollen, gemäß der eingeschlagenen Taktik hätte die Schlacht von Kulm eigentlich von Rechtswegen verloren gehen müssen. — „Ich habe sie aber doch gewonnen," habe Ostermann entgegnet, Thiersch aber sei bei seiner Rede geblieben, da habe ihm Ostermann in Triest die weitere Mitnahme gekündigt.

In Oberägypten vermochte Ostermann mit fünf oder sechs Personen Gefolg und etlichen Berittenen, welche der Pascha ihm zur Bedeckung mitgegeben, täglich nicht mehr als fünf Gulden zu verzehren. (Seither ist das wohl anders geworden.) Sie hatten Hühnereier mitgenommen, die auf der Reise künstlich ausgebrütet wurden und kauften überall Kälber und Lämmer um sehr wohlfeilen Preis.

Bekanntlich war der General von väterlicher Seite Fürst Tolstoy; Name und Titel eines Grafen Ostermann waren durch Adoption an die Familie gekommen, nachdem ein Tolstoy eine Tochter des berühmten Ministers Peter des Großen geheirathet. Des Ministers Familie wiederum stammte aus Tyrol. Der General zeigte Ringseis einmal ein altes Adelsdiplom derselben, welches ihm auf der Post zu Sterzing ein Ostermann zu Geschenk oder Kauf angeboten, vermuthlich etwas Ansehnliches sich erwartend. Der sonst großmüthige Fürst gab ihm nur ein paar Thaler und dem Mann mochte es an Muth und Ueberlegung gebrechen, den Handel rückgängig zu machen. Daß den Tyroler die Sache gereut habe, erfuhr R. zufällig etwa 40 Jahre später durch einen Verwandten desselben, welcher beifügte: Nach dem Tode des Generals sei dessen Erbschaft ausgeschrieben worden, aber man habe der Tyroler Familie abgerathen, sich zu melden, sie würde nur schwere Unkosten haben und aus Rußland doch nichts bekommen.

Bei Ringseis hat Ostermann in späteren Jahren nichts mehr von sich verlauten lassen. Ob die Konstellation mit der Zeit ihre Kraft verloren?

Gegen Schluß des Jahres 1831 wurde Ringseis' ehemaliger Universitätsgenosse Fürst Ludwig v. Oettingen-Wallerstein durch Uebernahme des Ministeriums der inneren und Kultusangelegenheiten sein Vorgesetzter. So wenig Ringseis sich die üblen Seiten in des Fürsten Charakter, Gesinnung und Amtsführung verhehlen konnte, so wenig verschloß er sich den guten, als da waren große Umsicht und Geschäftstüchtigkeit, rastlose Thätigkeit, leicht begreifendes und in vieler Hinsicht auch von gutem Willen beseeltes Entgegenkommen im Amt, leutselig feinste Umgangsform und freundliches Wohlwollen nach dem Grundsatz „Leben und Lebenlassen" — freilich nur so weit gewisse Schwächen nicht ins Spiel kamen. Ringseis hat ihm schätzenswerthe Beweise freundlicher Gesinnung zu danken gehabt. Ueberdieß fanden er und Friederike Gelegenheit, des Fürsten unwandelbar ritterliches Benehmen gegen seine Gemahlin zu beobachten, welche, von geringer Herkunft, allerdings seiner Hochschätzung würdig gewesen, und ihm niemals Anlaß gab, seine Wahl zu bereuen. Trefflich von Charakter und verständig zugleich, wußte sie in edler Einfachheit ihrer Würde zu genügen, ohne ihren früheren Stand kleinherzig zu verleugnen. In König Ludwig's Sammlung von Bildnissen schöner Frauen ist auch jenes der Fürstin aufgenommen worden.[1])

Ueber die schweren Versündigungen des Fürsten an der katholischen Kirche in Bayern haben wir nicht zu reden.[2])

1) Sieh Beilage z. J. 1833.

2) Sieh hierüber „Kirche und Staat in Bayern unter dem Minister Abel und seinen Nachfolgern", Schaffhausen,

Persönliche Erfahrungen hat Ringseis gemacht über seine unglaubliche Leichtigkeit, mit der Wahrheit frei umzuspringen. So bekam er einmal des Fürsten Referat an den König in einer Sache zu lesen, über welche Ringseis selber im völlig entgegengesetzten Sinn an den Minister berichtet hatte. Er suchte denselben auf und sagte: „Soll ich mich so undeutlich ausgedrückt haben? Durchlaucht haben mich vollkommen mißverstanden; gerade das Gegentheil von dem, was hier steht, ist die Wahrheit.“ Stürmische Umarmung, — „Ich danke Ihnen, liebster Ringseis, daß Sie mich aufmerksam machen und ich ermahne und bitte Sie, auch in Zukunft Solches ja niemals zu unterlassen.“ Trotzdem ging der ministerielle Bericht unverändert an den König.

Bekanntlich spielte im J. 1848 der „Fürst unter den Proletariern und Proletarier unter den Fürsten“, wie er genannt ward, eine böse Rolle. Als er damals auf kurze Zeit zum zweitenmal Minister geworden, kam unsres Wissens Ringseis in keine wichtige Berührung mehr mit ihm und hat ihn auch in der Folge vielleicht nur ein paarmal wiedergesehn. Im Herbst 1849 stieg Ringseis in Augsburg aus dem Eisenbahnwagen, „da hör' ich,“ schreibt er an Friederike, „einen Mann mit kugelrundem, rothem Vollmondsgesicht und die Hand mir entgegenstreckend mir zurufen: ‚Ei lieber Ringseis, wohin wollen denn Sie?‘ Es war Bürger Ludwig Wallerstein.“ Und im J. 1862, bald nach R.'s fünfzigjährigem Doktorjubiläum

---

Hurter 1849, und „Das Recht der Kirche und die Staatsgewalt in Bayern“, Schaffhausen 1852. Beide anonyme Werke haben Hrn. Dr. Michael Strodl zum Verfasser. Ueber ersteres Buch schreibt der östreichische Philosoph Dr. Anton Günther an E. v. Lasaulx: „Wohl dem Lande, in dem noch solche Bücher geschrieben werden.“

begegneten sie sich auf der Straße. Der Fürst eilte auf das Freundlichste auf Ringseis zu, bedauerte, zur Zeit jenes Festes verhindert gewesen zu sein — (im Schuldthurm nämlich, wo aber die glatte Liebenswürdigkeit seines Benehmens alle Bediensteten bezaubert und für ihn eingenommen hatte,) — und versicherte den alten Doktor seines herzlichsten Antheils. R. dankte und sprach seine Befriedigung aus über Sr. Durchlaucht vortreffliches Aussehen. „Ja," erwiderte Hochderselbe, „drei Dinge erhalten mich gesund: Thätigkeit, Mäßigkeit und ..." Schon erwartete R. zu hören: Ordnung in meinen Geschäften, aber es erfolgte: „ein gutes Gewissen". Nun, gegen die Richtigkeit der zwei ersten Punkte war nichts einzuwenden und in Beziehung auf den dritten mochte Se. Durchlaucht denken: „Lügelchen sind harmlose Sündchen und Schuldenmachen gehört zum großen Styl; politische Sünden vollends rechnen nicht."

Es gab ehdem, so äußerte Ringseis, einzelne adlige und hochadlige Häuser, in welchen es ausdrücklicher Grundsatz war, Bürgerliche nicht freiwillig zu zahlen. Ringseis' eigne Schwiegermutter hatte mit dem Haupt eines hochfürstlichen Hauses Schwierigkeiten gehabt, indem der hohe Herr eine Rente zu zahlen unterließ, welche bei einem ohnehin ihr sehr nachtheiligen Gutstausch ihr war ausgesetzt worden. Präs. v. Feuerbach nahm sich der Sache an, prophezeite aber, auch nach günstigem Gerichts-Erkenntniß werde Frau v. Hartmann für jede einzelne Zahlung Exekution beantragen müssen, weil Solches dem Prinzip Sr. Durchlaucht entspreche. Und also kam es in der That. —

Im 12. Kapitel ist bereits vorgreifend gesagt worden, daß, und auf welche Erfahrungen gestützt, Ringseis, nicht ohne theilweis auf zähen Widerstand zu stoßen, die Berufung der barmh. Schwestern ans allgemeine Krankenhaus angestrebt und endlich durchgesetzt habe. Auf die vom Magistrat gestellte Bedingung, daß die Münchener Gründung vom Straßburger Mutterhaus solle unabhängig werden, ging dieses ein.

Als am 10. März 1882 der Orden sein fünfzigjähriges Bestehn in Bayern, zunächst München, feierte, da suchte Schreiberin eine bejahrte Schwester auf, von welcher ihr gesagt worden, sie gehöre zu den Wenigen, welche jene Anfänge mitgemacht; es ist dieselbe, von der wir schon oben S. 37 f. eine Erzählung gebracht haben. Diese berichtete denn:

„Vom Lande kam ich 1831 nach München mit dem Begehren, in den neugerufenen Orden zu treten; eine vom Magistrat ins Straßburger Mutterhaus entsendete und dort ausgebildete Schwester Mechthild unterrichtete mich und einige andre Jungfrauen in der Pflege. Aber sie starb und nun drohte bei theils fehlender, theils ungeeigneter geistlicher Leitung ein um das andremal Alles auseinanderzufallen. Da war denn in solcher Zeit des Verlassen- und Verzagtseins ganz besonders der Herr Obermedizinalrath unser Tröster, Berather und Beistand, der die Sache zusammenhielt, bis am 10. März 1832 endlich die Obern aus Straßburg kamen und Alles in den rechten und regelmäßigen Gang setzten."

Die von Straßburg herübergekommene Oberin, Schwester Ignatia Jorth, (in der Folge Generaloberin aller bayrischen Häuser,) war eine ausgezeichnet tüchtige Frau, deren Kernsprüche in ihrem elsässischen Dialekt Friederike öfter mit Wohlgefallen anführte. Mit großer Ruhe be-

wältigte sie den allmälig so mächtig anwachsenden Wirkungskreis, und nach ihrem Tod äußerte eine Schwester, aus deren verklärten Augen schon das hereinragende Jenseits blickte: „Jeder von uns war sie eine Mutter; ich meinestheils werde ihr bald folgen, aber für den Orden ist ihr Tod ein schwerer Verlust.“

Viel auch hörten wir reden von einer Schwester Michaela, welche durch Opferwilligkeit, Thatkraft, Geschicklichkeit und Verstand die Bewunderung aller Aerzte, besonders zur Zeit der Cholera auch die eines anwesenden englischen Arztes geworden. Während dieser Seuche Tage und Nächte unermüdet thätig, war sie einmal nach schwerer Anstrengung zum Schlafengehn befohlen worden, fand sich aber, als sie am Morgen erwachte, im Habit neben dem Bette liegend, — Schlaf und Ermattung hatten sie überwältigt, ehe sie dazu gekommen war, die Kleider abzulegen.

Eine Reihe von Jahren hindurch herrschte in der neubegründeten Ordensgemeinde eine betrübende Sterblichkeit. Nicht so sehr in Epidemieen als an Auszehrung welkten die trefflichsten und hoffnungsvollsten Schwestern dahin; die lange Reihe der einfachen schwarzen Kreuze, welche auf dem allgemeinen Gottesacker die Gräber der „Barmherzigen“ bezeichnete, gab Zeugniß von dieser Mortalität. Ein Grund derselben lag in der ungenügenden Zahl der Ordensgenossinen. Die Wünsche, Bitten, Forderungen um Abgabe von Schwestern schier in alle Gegenden Bayerns und viele des Auslandes waren so dringend, daß die Oberen sich derselben kaum erwehren konnten, und so mußte häufig das Mutterhaus in seinen Personalkräften sich allzusehr verbluten; dieß umsomehr als jede neue Gründung eine besonders verlässige Kraft als Oberin bedurfte. Nicht gering zwar war der Zugang

an Candidatinen; immerhin aber mußten auch Viele davon als nicht geeignet abgewiesen werden. Bedeutenden Antheil an der Sterblichkeit mochte auch der Umstand haben, daß die Schwestern noch kein eignes Klostergebäude besaßen, daher den bei größter Reinlichkeit doch unvermeidlichen Spitaldünsten weder bei Tag noch bei Nacht entrannen. Wir werden später hören, welche Kämpfe es Ringseis gekostet, welche Schmähungen er erlitten, als er im Landtag darauf drang, daß das ganze Land beisteuere zum Bau eines Mutterhauses, von dem aus die Segnungen ja auch dem ganzen Lande zu gut kommen sollten. Bald darauf wurde der Grundstein zum Klostergebäude gelegt, welches durch einen geschlossenen Gang mit dem Spital in Verbindung steht. —

Ringseis hatte seine Bevorwortung nicht nur nicht zu bereuen, sondern seine Bewunderung und Dankbarkeit für das, was der Orden ihm in seinem ärztlichen Wirken, der Stadt dienstlich in ihren leidenden Gliedern und überdies finanziell geleistet hat, befestigten sich je länger, je mehr. Wie er den Schwestern selber die rücksichtsvollste Behandlung gewidmet, so ermangelte er, wo es galt, auch niemals, seine feurige Verehrung für den Orden auszusprechen und eifrig dessen Vertheidigung gegen ungerechten oder verläumderischen Angriff zu übernehmen. Beispiele hievon werden wir an mehr als Einem Ort anzuführen bekommen.

Solche freilich, die das Ordenswesen oder wohl gar das Christenthum mißachten oder verfolgen, aber für die barmherzigen Schwestern mit gnädiger Billigung eine Ausnahme gestatten, erklärte er als im besten Falle gedankenlos und geschichtsunkundig: „Wie? Ihr wollt die Blüthe und die Frucht erzielen ohne den Baum und seine Wurzel?!“ —

Nicht am wenigsten hoch rechnete R. es den Schwestern an, daß sie Siegerinen geblieben im Kampf wider die furchtbare Plage der Spitäler, die Wanzen. Einst wurde er in einer außerbayrischen Stadt von Dem, der es uns erzählt hat, in ein Spital geführt. In Begleitung des Vorstandes traten sie in einen langen, mit Kranken belegten Saal. In der Mitte desselben blieb R. stehen, wandte sich nach allen Seiten und richtete sodann mit seiner weithin tönenden Stimme an den Vorstand die Frage: „Haben Sie hier auch Wanzen?“ „Zu Tausenden,“ erwiderte der Vorstand, und in den Betten der Kranken ringsum fingen Köpfe, die bei der Frage sich erhoben hatten, beistimmend zu nicken an. „Bei uns war es ebenso,“ entgegnete Ringseis, „und jetzt ist es anders. Unsere Oberin hat einen Preis von einem Dukaten Demjenigen gesetzt, der eine Hauswanze ihr vorzuzeigen vermag.“ Nun fingen die Kranken zu lachen an; welch schweres Geld hätten sie im dortigen Spital bei solchem Angebot zu verdienen vermocht! Aber da wollte Niemand das Angebot machen.

Selbstverständlich haben die Schwestern den gottesfürchtigen und rücksichtsvollen Arzt, der ihnen so oft in Wort und That seinen Beistand geliehen, in hohen Ehren gehalten. Der Dank des Ordens hat ihn begleitet bis ans Ende. Als in seinen letzten Jahren mehrmals eine Stadt-Schwester (aus der St. Ludwigspfarrei) für seine Pflege zu Hülfe gebeten ward, ereignete es sich eines Tages, daß keine mehr zu haben war; die dortige Oberin erzählte es beklagend der Generaloberin Schwester Regina und diese band ihr dringend aufs Herz, im Wiederholungsfalle doch ja ins Mutterhaus zu schicken, indem es „eine Verletzung der schuldigen Dankbarkeit“ sein würde, nicht jedesmal zu seinem Dienste bereit zu stehn. So ist denn

auch an seinem Sterbebett eine barmherzige Schwester gestanden, unter seinen Kindern und wie Eines von ihnen. Weil aber der Dank von wohlbestellten Ordensgemeinden nicht diesseits am Grabe stehen bleibt, sondern im Gebet für geschiedene Wohlthäter sich gleichsam verewigt, so wird nach der Frau Oberin herzlicher Versicherung noch täglich seiner gedacht.

Im Herbst 1832 weilte Friederike mit ihren zwei Kindern und der Nichte Marie bei Schwager Wagner in Frankenburg. Ringseis schrieb an sie:

„Schelling und Frau gehen in Bälde nach Venedig und haben mich dringend eingeladen, mit ihnen zu reisen. Allein ich kann nicht mehr lang von dir und den Kindern entfernt bleiben. So oft ich ins Kindszimmer gehe, schau' ich unwillkürlich in die Bettchen und finde sie immer leer."

Aber Fürst Wallerstein hatte ihm, wir wissen nicht in welcher Angelegenheit, geschrieben:

„Ich gestatte nicht nur, theuerster Freund, sondern bitte dringend, daß Sie nach Hohenstatt und Innsbruck gehen möchten. Es ist dies für die Sache unschätzbar."

Und da, wie es scheint, noch amtlicher Auftrag in aller Form erfolgte, so geschah die Reise nach Tyrol, — großentheils in Gesellschaft des nachmaligen Geheimraths v. Kleinschrod, mit welchem Ringseis zufällig zusammentraf. Ein Nebenausflug führte ins Zillerthal und an den in drei Absätzen 200 Fuß hoch herunterstürzenden Krimler Wasserfall; dann aber zog es Ringseis nach Frankenburg, die Seinigen wiederzusehen und heimzugeleiten.

Von den Zoll- und Mauthplackereien jener Zeit schalten wir hier etliche Züge ein, die Ringseis bei verschiedenen Reisen nach Oberöstreich erlebte. Zur Unterhaltung der

Kinder hatte man einst ein abgegriffenes und mangelhaftes Spiel Karten mitgenommen, so offenkundig alt, daß man sie arglos aus der Wagentasche hervorblicken ließ. Weil aber die Einführung von Spielkarten in Oesterreich verboten war, mußte Ringseis trotz energischen Protestes 10 fl. Strafe zahlen. Zwar erhielt er sie von der höheren Behörde in Linz zurück, weil er, erzürnt über solchen Widersinn und begleitet von einem angesehenen östreichischen Verwandten, Beschwerde geführt; aber wie Viele waren in der Lage, sich in ähnlichem Falle Recht zu verschaffen? — Auf kleinen Nebenstationen gerieth man wohl in die Verlegenheit, daß ein unkundiger Beamte das Alltäglichste, z. B. von Kleiderstoffen, wenn man es zur Verzollung anzeigte, als uneinführbar zurückwies und man es in feuchten Mauthlokalen hinterlegen mußte, bis etwa ein Freund auf bayrischer Seite es loseiste. Auf welchem Weg es dann doch nach Oesterreich gelangte, das wollen wir der jenseitigen Mauthbehörde lieber nicht verrathen. — Noch hübscher war es, daß Ringseis auf dem Rückweg vom Gollinger-Wasserfall Brückenfahrgeld entrichten mußte für eine Brücke, über die sein Wagen nicht gekommen. „Ich bin ja nicht darüber gefahren!" „Thut nichts; Sie hätten darüber fahren können." [1])

In der Nacht nach ihrer Heimkehr wurde die Familie erschreckt durch einen Brand, welcher in der schmalen Straße ihnen gerade gegenüber aus den Dachluken des kgl. Poststalles aufloderte. Ringseis' Wohnung füllte sich

---

[1]) Warum auch nicht? Zahlen doch in gewissen Ortschaften, die wir kennen, die Hausbesitzer — Bauern wie Villeninhaber — eine Steuer für die Miethe, die sie einnehmen könnten; zufällig ist zwar ihr Hausstand so zahlreich, daß sie nichts zu vermiethen haben; thut nichts, zahlen müssen sie doch; warum sind sie so Viele!

alsbald mit dienstbereiten Doktoren und Studenten, welchen nichts dringender am Herzen lag, als die Bücher zu retten. Aber in gerechter Furcht, daß die Verwirrung seiner Bibliothek ihm mehr Unheil drohe als die Flammen jenseits der Straße, steuerte R. mit einem Dank- und Machtwort ihrem Eifer, während Friederike, die in nachahmenswerther Vorsicht für solche Fälle jahraus jahrein Leuchter mit aufgesteckten Kerzen in allen Zimmern bereit zu halten pflegte, gern die befreundeten Adjutanten benützte, alles Leichtbewegliche in großen Waschkörben und Betttüchern in den Keller zu befördern. Lächerliche Episoden gaben Friederikens Humor den Stoff zu späteren heiteren Erzählungen; bezeichnend aber für das damalige München war es, daß trotz der vielen Menschen, welche in dem brennenden Hause ab- und zugelaufen — eine Feuerwehr nach heutigem Systeme gab es ja nicht — doch keine Entwendung vorgefallen, nicht Ein silbernes Kaffeelöffelchen der Frau Posthalterin abhanden gekommen war.

Bekanntlich war es in München, daß Abbé de la Mennais im J. 1832 von Rom nach Hause kehrend, das päpstliche Verwerfungsurtheil seiner religiös-politischen Anschauungen erhielt. „Il faut se soumettre," sagte er anfänglich zu Lacordaire, welcher, von Paris kommend, in München mit ihm und seinen Genossen Rio und Montalembert zusammengetroffen. Görres und dessen Freunde, darunter Ringseis, gaben den fremden Gästen ein Mittagmahl in der auf hohem Isarufer schöngelegenen Menterschwaig und sie erfreuten sich auf dem Rückweg durch die Isarauen am Anblick eines jener berühmten Münchener Abendhimmel, wie Künstler und Laien sie hier bewundern; aber an jenem Abend meinten selbst die Einheimischen,

einen prächtigeren an Glut und Gold nie gesehen zu haben; La Mennais, sagt man, erwähnte dieses Anblickes sowie seiner Münchener Gefährten in den Paroles d'un Croyant. — In München gefiel es La Mennais sehr wohl; ernstlich erwog er sogar den Gedanken, ob er nicht nach Ordnung der Geschäfte seines Blattes L'Avenir hieher zurückkehren und auf längere Frist sein Zelt hier aufschlagen solle. Vielleicht hätte — menschlicher Weise gesprochen — der Umgang mit Görres und dessen Kreis ihn vor dem tiefen Fall bewahrt, womit er dann die katholische Welt erschreckt und betrübt hat.

Montalembert und eine Anzahl andrer junger Franzosen [1]) haben um jene Zeit ein und mehrere Jahre an der Münchener Universität studirt. Nebst Görres waren ihnen besonders Baader und Schelling von Wichtigkeit. Von Baader, welcher bekanntlich einige seiner kleinen Schriften an Russen und Griechen gerichtet und darum sie französisch geschrieben hat, äußerte Rio: das Französische darin sei freilich etwas barbarisch, aber er, Rio, wollte doch froh sein, wenn er ihr Verfasser wäre.

Unter jenen Studirenden befand sich auch Edmond Cazalès, Sohn des gerichtlichen Vertheidigers von Ludwig XVI. und Freundes von Edmund Burke. Der junge Cazalès, (Burke's Pathenkind) hat im J. 1833 Ringseis' Rektoratsrede in's Französische übertragen. Später ward er der Ueberseßer von Clem. Brentano's berühmtem Buch: „Das bittere Leiden unseres Herrn J. Chr. nach den Betrachtungen der gottsel. Anna Kath. Emmerich". Dem Ueberseßer soll es ein Vermögen eingetragen haben; nicht Gleiches that es dem Verfasser.

---

[1]) Außer den im Text Genannten finden wir die Namen Jourdain und Margerin.

Als im J. 1833 Ernst v. Lasaulx von einer Orientreise zurückkam, traf er in Schäftlarn, wo Ringseis zum Landaufenthalte mit den Seinigen weilte, bei diesem mit Montalembert zusammen und entzündete durch seine feurigen Erzählungen die Phantasie des jungen Franzosen zum Wunsch einer gleichen Reise; da folgte aber als hinkender Bote die Schilderung dessen, was Lasaulx durch Ungeziefer gelitten hatte und kühlte den Eifer Montalemberts wiederum ab.

Noch im J. 1879 war uns rührend was der greise Léon Boré, einst auch ein Genosse jener kleinen französischen Studenten-Colonie, über den deutsch-französischen Krieg geäußert. Nachdem wir ihm bemerkt hatten, es sei selten, einen Franzosen so gerecht und maßvoll in jener Sache urtheilen zu hören, erwiderte er: „Ich bin nicht durch Jahre zu Görres' Füßen gesessen, um nicht vorauszusehen, daß für so vieles Unrecht, das Frankreich seit Jahrhunderten an Deutschland begangen hat, endlich eine Nemesis erfolgen müsse." — Seien wir aber ebenso gerecht und erkennen wir, daß der Fremde niemals soviel Unrecht gegen uns hätte anhäufen können, hätte ihm nicht der Deutsche selber durch Verrath die Wege gebahnt. Und wessen Sünde ist dann die größere?

Es war vorhin von Schäftlarn die Rede. Am linken Hügelrand der Isarauen liegt das so benannte ehmalige Kloster, das einst der Zollstätte „zu den München" und hiemit der nachmaligen Haupt- und Residenzstadt den Namen gegeben. Zu Anfang unseres Jahrhunderts hatten es Prämonstratenser (Norbertiner) inne, und noch lebten Leute, welche Ringseis von jener traurigen Mondnacht erzählten, in welcher die Klosteraufhebungs-Commission

die Mönche aufgeschreckt und vertrieben hatte, und wie unter dem Jammern und Weinen des schnell zusammengelaufenen umwohnenden Volkes die weißen Gestalten, eine nach der andern nach der Isar hingewandert, wo eine Fähre ihrer gleichwie Gefangener wartete. (Wer denkt hiebei nicht an die Worte des Herrn bei seiner Gefangennehmung: „Aber dies ist eure Stunde und die Gewalt der Finsternisse?") Seither war das Klostergebäude sammt Gründen in den Besitz eines Münchner Bräuers gekommen, welcher dort für städtische Sommergäste Wirthschaft mit Gelegenheit zu warmen Bädern übte. Die Tafel, in einem riesigen Langsaal gedeckt, war trefflich bestellt, die Wohnräume für die Gäste prächtig, nur zum Theil so weitläufig, daß Friederike, als Reconvalescentin in solch einem Zimmer hausend, scherzend von der Reise aus einem Ende desselben zum andren redete; aber das Herz blutete, wenn man die bauliche Vernachläßigung des schönen Stiftes sah, wo z. B. aus den Badewannen das Wasser einfach ausgeschöpft und zu den Fenstern hinausgegossen wurde und die Feuchtigkeit an den Mauern hinaufkroch. Die Luft in Schäftlarn ist eine so köstliche, daß man, wie Ringseis öfter erwähnte, niemals von Epidemien dort gewußt, — eine durch religiöse Erinnerungen geheiligte Quelle so klar und frisch, daß sie ohne besondere mineralische Bestandtheile für heilkräftig gilt; reizende Waldwege führen aufwärts nach dem mit prächtiger Fernsicht ausgestatteten Ebenhausen, wo Martius durch viele Jahre seine heitren Linnäusfeste veranstaltet hat.

Dieses liebliche Schäftlarn also war in jenen Jahren der bevorzugte Aufenthalt, wenn Friederike oder die Kinder etliche Wochen der Erholung bedurften. Noch bewahrt die Schreiberin aus einem alten Stammbüchelchen das Titelblättchen, worauf ihr Friederike das Kloster von

Schäftlarn mit landschaftlicher Umgebung gezeichnet und darunter die Worte geschrieben hat:

Nach Schäftlarn Mag die Emi fahr'n, Mag da Bergerl springen Mag da Liebln singen,	Auf'n grünen Grund Werd'n ihr d' Augn g'sund, Drum will's nach Schäftlarn Alle Sommer fahrn.

Mehr als einmal erfreute sich Ringseis hier willkommenen Zusammenseins mit Freunden (sieh beim J. 1834) und wenn auch in dem Hohlweg, durch welchen die Münchnerstraße in Schäftlarn einmündet, einst ein Wagen mit musiklustigen Gesellen, den Dr. Seufert an der Spitze, bös umwarf und zu leihen genommene kostbare Musikinstrumente bedenklich zu Schaden brachte — es hatte ein Ständchen für Friederike, (vielleicht im Innersten des Herzens auch für die Nichten,) gegolten — so war das kein Grund, nicht ein andermal wiederzukommen.

Clemens Brentano, der stete und darum unstete Wanderer, hatte nach Vollendung seiner eigenthümlichen Aufgabe am Schmerzenslager der Nonne zu Dülmen seinen Stab weitersetzen müssen und war nach Regensburg gekommen, wo Bischof Sailer, „dieser geweihteste Bayer," „dieser frömmste, liebevollste, kindlichste Priestergreis," wie er ihn nannte, und Melchior Diepenbrock mit Theilnahme seinen wunderbaren Berichten lauschten. Aber nach „Vater Sailer's" Tod wurden Josef Görres und sein Kreis zum Magnet, der den Wandermüden 1833 zu bleibendem Aufenthalt nach München zog. Den Lesern seiner Biographie ist es bekannt, wie er bei dem trefflichen Ehpaar Schlotthauer, trotz dessen Versicherung, daß es an Raum gebreche ihn aufzunehmen, ruhig seinen Ein-

zug gehalten und Jahre hindurch bei ihnen geblieben ist. Als wir in späterer Zeit das von Ed. Steinle nach Brentano's Skizze und Schilderung gefertigte Porträt von A. Kath. Emmerich in jenem Stich gesehen, der ihrer Biographie vorangeheftet ist, da stieg in uns die Vermuthung auf, in den edlen Zügen und dem frommen Wesen der sanften, viel leidenden Frau Schlotthauer habe den Dichter eine Erinnerung an die Emmerich angeheimelt. Mit Ringseis setzte sich die Freundschaft treulich fort, wie Clemens denn im Nov. 1833 an seinen Bruder Franz schreibt:

„Der treffliche Ringseis, der sich allen Gliedern unserer Familie herzlich empfehlen läßt, ist der unveränderlichste, wahre, treue, deutschkräftige, katholische und rechtgesinnte Mann, der er immer war. An ihm wird sich das alte Wort bewähren: Ehrlich währt am längsten."

Der Doktor holte den Dichter fleißig, zeitweise täglich ab zum Spazierengehen, nicht ohne Einkehr an allerhand traulichen Plätzchen, am liebsten an der Isar Strand; da wurde politisirt, philosophirt, polemisirt, diskurirt und auch viel der Heiterkeit gepflogen.

Herr Direktor Eduard v. Steinle schrieb 1878 an eine Tochter R.'s:

„Es war im Jahr 39 als Ihr verehrter Vater täglich bei Clemens Brentano die allgemeine Zeitung las; ich saß oft neben ihm und einmal zeichnete ich, während er lange las, sein Porträt auf den rein gescheuerten und glatten Tannenholz-Tisch. Die Zeichnung war durch das verführerische Material ziemlich vollendet, wurde aber natürlich am nächsten Samstag wieder fortgescheuert." (Wie schade!) „Ein ander Mal holten wir Ihren Herrn Vater zum Spaziergange ab und vor der Thüre sagte Clemens: „Ringseis, was ist die menschliche Seele?" Ihr Vater aber antwortete: „Die menschliche Seele ist" — und nun hielt er uns eine mehrere (?) Stunden lange Vorlesung zu meiner Belehrung und Erbauung. Da Clemens gar

nicht zu Worte kam und hören mußte, ist er sehr ungeduldig geworden, aber er hatte sich diese Abstinenz doch nur meinethalben auferlegt! Als wir Abends auseinandergingen, sagte er zu Ihrem Vater: Ich frag' dich in meinem Leben nicht mehr, was ist die menschliche Seele." —

Vierzig Jahre nach dieser eifrigen Belehrung ergötzte es R. noch, damit aufgezogen zu werden.

An den erwähnten Spaziergängen nahm häufig Ringseis' Familie nebst anderen Freunden Theil. Um zu den damals noch unkultivirten, aber stets malerischen Isarauen zu gelangen, wanderte man meist über den Gottesacker; auf ein Grab zeigend, auf welchem ein nichtssagender bärtiger Genius den Leichenstein mit einem faltigen Tuch überdeckt, sagte der ernstblickende Brentano zu einem der Kinder: „Da guck her, der trocknet sein Betttuch am Ofen." R.'s jüngster Tochter blieb in Erinnerung, wie sie mit dem Vater und Brentano zum sog. Lettinger gewandert, bei der Heimkehr müde geworden und auf den kreuzweis gelegten Regenschirmen der beiden Herren „Engelchen getragen" wurde. Gern gab er den Kindern Räthsel auf, sorgte für kleine Näschereien, erfreute da und dort mit einem Geschenkchen, sie entzückten sich an seinem Gockelmärchen, sie liebten ihn und dennoch war er für sie eine etwas scheu angestaunte Größe, — vielleicht weil sie es inne wurden, daß er und Friederike nicht besonders sympathisirten. Clemens hat irgendwo geäußert, ihm bilde es mit einen Maßstab für die Trefflichkeit eines Menschen, wenn derselbe ihn, Brentano, zu ertragen vermöge. Wir wissen aber nicht, ob er in der Demuth so weit ging, Jemandem, der zu solchem Ertragen nicht die volle Lust und Fähigkeit zeigte, es nicht an der richtigen Werthschätzung entgelten zu lassen. Was ihm an Friederike nicht sympathisch war, haben wir nicht zu bestimmen, wissen aber recht gut, was sie verletzte. Vor Gott war

gewiß jener Kampf, über den er selber in seinen Briefen so bitter klagt, der Kampf mit dem immer wieder aufzuckenden alten Adam und dessen schonungslosen Witzen sehr verdienstlich, nach außen aber wirkte derselbe häufig in jener seltsamen Weise, worüber Franz v. Baader, Einer der Wenigen, die mit Brentano's Witz es aufnehmen konnten, in märchenhaft drastischen Vergleichen sich erging, während Andre schnell fertig waren, über den „wunderlichen Heiligen" den Stab zu brechen. Hatte einst Meline v. Guaita gefunden, ihr Bruder Christian Brentano predige die Liebe mit zu vieler Heftigkeit, so jagte Clemens, mit dichterischem Gemüth die Einfalt der Heiligen aufrichtig und tief bewundernd, dieser heiligen Tugend zuweilen mit zu wenig Einfalt nach; Friederikens gesundem Sinn widerstrebte Solches umsomehr, als Brentano mit so scharfem Blick in Andren jede Unnatur entdeckte und gesalzen strafte. Einmal erzählte er ihr, daß nächster Tage das Ehepaar Phillips abreise. „Ich muß sagen, mir ist immer bang, wenn ein paar so treffliche Menschen die Stadt verlassen; man kann nicht wissen, was für Strafgerichte unser Herrgott um ein paar frommer Leute willen zurückhält." „Aber Herr Brentano," fuhr ungeduldig Friederike heraus, welche zwar auch das Ehepaar Phillips hoch schätzte, aber der Meinung war, vor und nach deren Ankunft habe die Stadt München schon eine löbliche Anzahl Frommer in sich geborgen, — „Aber Herr Brentano, Schwefel regnen wird es doch nicht, weil Phillips spazieren reisen?" „Uebrigens bin ich ihm auf manche Unhöflichkeit die verdiente Antwort schuldig geblieben, weil ich zu erzürnt gewesen," beklagte Friederike noch nach Jahren. (Auch die alte Frau Görres beschwerte sich einmal bei ihrem Mann: „Nein, der Clemens! Immer fährt er mir über's Maul!" „Ei wer nimmt denn dem Clemens was übel!" beruhigte

sie Görres; in seiner Jugend hatte er an dem Freund nicht immer solche Gelassenheit geübt. — Bei alledem wäre Friederike lebhaft für Brentano eingestanden, wenn Jemand die Echtheit seiner religiösen Gesinnung in Zweifel gezogen hätte. Ebenso konnte er seine Achtung ihr nicht versagen und überdieß hatte der geniale Mann Verständniß für den genialen Zug in ihrem Wesen, und Freude an manchen ihrer kleinen Kunstunternehmen mit den Kindern und für dieselben. Einmal traf er sie, als sie Marionettenpüppchen nicht etwa bloß kleidete, sondern mit ihrem plastischen Talent in ganzer Figur herstellte; nur die Köpfchen und Händchen hatte sie bei einem geschickten, sie verstehenden Schnitzer bestellt; das war so recht was für ihn und besonders erregte ein in großartiger Einfachheit originellgebauter Teufel, an dem sie Alles, vom Drachenkopf mit rother heraushängender Zunge bis zur Klauen- und Schweifspitze aus Drath und Watte, schwarzen und rothen Lappen, schwarzen Federn u. s. w. gebogen, gewickelt, gesteckt, gedreht und genäht hatte, seine Bewunderung: „Nein, was so eine Frauenzimmer-Phantasie doch Alles auszuhecken vermag!"

Bei Philipps ward Brentano häufiger Gast. Zwar mußte auch hier der Hausherr ihn hie und da heftig schelten ob unwirscher Laune und launenhaftem Uebermuth gegen andre, oft sehr hervorragende Gäste; das nahm Brentano mit Zerknirschung an und entschädigte ein andermal durch das sprudelnd Hinreißende seiner Rede. So begann er eines Abends aus dem Stegreif den Katechismus so herrlich schwungvoll, so rührend originell und so entzückend ergötzlich in Beispielen zu erläutern, daß Alles stundenlang an seinen Lippen hing. Vergeblich wäre es gewesen, ihn etwa zur Wiederholung eines solchen Ergusses bewegen zu wollen.

Als G. Fr. Daumer seine berüchtigten „Geheimnisse des christlichen Alterthums" herausgab, in welchen mit schaurigem Ernst der Christengott als Moloch hingestellt wird, der Heiland als heimlicher Lehrer des Kindermordes und des Genusses von Menschenfleisch, und die Welt über solch wahnsinnigen Frevel sich entsetzte, da waren Brentano und Ringseis der Meinung, in dem Manne sei, wenn Gott ihn zur Besinnung rufe, Tiefe genug, um katholisch zu werden, weil an verschiedenen Stellen seines Buches Verständniß für die Realität des Opfers zu Tag trete. Nach einer Reihe von Jahren vernahm die von Daumer Notiz nehmende Welt mit Erstaunen die Kunde seines Uebertritts.

Als Schlotthauer wegen neuer Lebensverhältnisse Wohnung wechselten und Brentano nicht mehr beherbergen konnten, zog dieser zu Prof. Daniel Haneberg in ein von Ringseis weit entlegenes Haus, wodurch Letzterem die Möglichkeit benommen war, den Freund so häufig wie bis dahin zum Spazierengehen abzuholen. Brentano vernachlässigte nun die nöthige Bewegung und hat hiedurch das Uebel, woran er gestorben ist, herbeigeführt oder beschleunigt. Bekanntlich flüchtete er, sein nahes Ende fühlend, zu seinem Bruder Christian nach Aschaffenburg, wo er am 28 Juli 1842 ergeben eines erbaulichen Todes starb, ohne daß er auf dem Sterbelager aufgehört hätte, mit Witzen zu spielen, die bald seinen grotesken Humor, bald seinen Tiefsinn der Seele, bald Beides in Einem zur Geltung brachten.

Da vorhin Schlotthauer's Name genannt worden, so wollen wir hier beifügen, was wir von diesem in den Erinnerungen schon oft genannten Mann als einem der

ältesten Freunde Ringseis' noch zu sagen wünschen. Dieser Wackere war der Sohn eines Münchner Tischlers; als kleiner Knabe war er durch Krankheit unfähig zum Gehen und Stehen, seine Beinchen litten am Schwinden oder einer Verkrüppelung; da trat eines Tages seine Mutter im Vorbeigehn in die Herzogspitalkirche, um vor dem Bilde der schmerzhaften Mutter Gottes Hülfe in ihrem Kummer zu erflehn; als sie heimkehrte, fand sie den Knaben am Gitter seines Bettstättchens aufgerichtet und nach dem Boden verlangend, er war und blieb geheilt. Dies Erlebniß mag seine spätere Neigung zur Orthopädie befördert, die Ausbildung im Handwerk seines Vaters sein mechanisches Talent früh entwickelt haben. Als Soldat ist er bis nach Spanien gekommen. Erst nach diesem wandte er sich zur Kunst und zeigte als Maler feine Empfindung und liebenswürdigen Schönheitssinn. Sein religiöses Bedürfniß führte ihn ähnlich wie R. jenen Männern zu, deren eifrige, aber unerleuchtete und starrsinnige Frömmigkeit sie schließlich in Separatismus gestürzt, worauf allerdings die Besten ihrer Freunde, wofern sie der Kirche sich innerlich entfremdet hatten, ihr wiederum von Herzen sich unterwarfen. — Schlotthauer hatte eine schöne Stimme und sang liebliche Volksweisen zu Guitarre oder Mandoline. Auf einer Reise, die er als junger Mann, zu Fuß wandernd, mit Freunden durch Oberitalien machte, kehrten sie meist in Bauernhäusern ein und erfreuten die abendliche Muße der Bewohner durch Sang und Spiel; frugen sie am Morgen nach der Zeche, so hieß es, man habe vielmehr ihnen zu danken für solchen Genuß. Als Cornelius nach München kam, schloß sich Schlotthauer ihm innig an und man versichert, dasjenige, was er von des Freundes Compositionen in der Glyptothek zur Ausführung übernommen, sei in der Farben-

gebung das weitaus Schönste. Von eignen Arbeiten Schl.'s hat ein Brustbild des Heilands so sehr gefallen, daß er Bestellung wohl für zwanzigmalige Wiederholung erhielt; fünfmal hat er es über sich gebracht, es auszuführen. Weithin bekannt und durch Küpferchen verbreitet ist auch jenes liebliche Bild der hl. Familie vor dem Hause von Nazareth, wo St. Joseph der hl. Jungfrau vorliest, während das Christkind zu Beider Füßen ein Lämmchen herzt. Die Professur an der Akademie gab Schl. einen reichen Wirkungs-Kreis, in welchem er als treuer Lehrer nicht nur das künstlerische, sondern überhaupt das Gedeihen seiner Schüler an Seel' und Leib sich zu Herzen nahm. Freilich wurde geklagt, daß seine Güte oft in Schwäche übergehe, indem er etwa einen vom Lehrerkolleg bei der Hauptthür Hinausgestoßenen durch sein Mitleid bei einem Hinterthürchen wieder hineinzuschmuggeln gewußt. Ebenso war er oft überschwänglich und die Rücksicht auf Würdigkeit allzuwenig im Auge haltend in seinen Almosen, worüber seine gute Frau einst äußerte: „Wenn Schlotthauer einmal an die Himmelsthür kommt, so wird er bitten müssen: Herr, verzeih mir meine guten Werke!" —

Von des Ehepaares Reise mit Frl. Linder nach Umbrien ist schon anderwärts die Rede gewesen.[1]) Leider ließ der Gute sich je länger je mehr von eigener Ausübung der Kunst abziehen durch seinen Erfindungsgeist in der Mechanik, der neben sehr tüchtigen Leistungen doch in Andrem, nicht ohne Verschulden Schlotthauers, sein Ziel verfehlte. Treffliche Erfolge hatte er aufzuweisen in der Orthopädie, in welcher sein künstlerisches Auge ihm häufig beistand, den Sitz des Uebels zu finden, während

---

[1]) Sieh Bd. II. S. 186 f.

ein tüchtiger Arbeiter seine sinnreich erfundenen möglichst milde wirkenden Maschinen und Mieder herstellte; für rein ärztliche Seiten der orthopädischen Behandlung nahm er R. und den ihm befreundeten Prof. Dr. Horner zu Hülfe; dennoch wurde er von medizinischer Seite das eine und andremal angefeindet; dies und noch mehr die finanzielle Schwierigkeit veranlaßte ihn, ein orthopädisches Institut für Mädchen, das er einige Jahre hindurch gehalten, wiederum aufzugeben und nun bezog er ein von ihm erworbenes Häuschen mit Garten am jenseitigen Isarufer, wo die schlichte aber künstlerisch traute Einrichtung den Reiz erhöhte, welchen die Freunde im Umgang mit dem redlichen und vielseitig begabten Mann und in der häuslichen Atmosphäre seiner trefflichen Frau empfanden. Aber die böse Isar, damals noch ungenügend regulirt, spielte seinem armen kleinen Anwesen so schlimme Streiche, daß er nach schweren Beschädigungen es verkaufen mußte. Jene erlittenen Nöthen veranlaßten ihn, seinen Erfindungsgeist auf Abhülfe gegen die so sehr gefürchteten Ueberschwemmungen der Gebirgsflüsse zu richten; die Mechanik, welche er ersann, hatte die Bestimmung, die wilden Gewässer zur Selbstregulirung zu zwingen; man hielt dafür, sie sei von wundervoll sinnreicher Einfachheit. Hier aber zeigte sich jene Seite in Schl.'s Wesen, durch welche er seinem eigenen Wirken das schlimmste Hinderniß und sich selber manch tiefe Kränkung, manch schwere Sorge bereitet hat: Einsam über seinen Gedanken brütend, nahm er zu wenig Notiz von dem, was Andre auf gleichem Felde bereits geleistet, wollte Alles allein zu Stande bringen und konnte an kein Ende kommen, weil er sich niemals Genüge that, immer noch eine neue Verbesserung, eine höhere Vervollkommnung im Sinne trug. Vergeblich drängten Ringseis und andre Freunde, endlich einmal

abzuschließen, die nöthigen Schritte zu thun, damit die Behörde seine Erfindung kennen lerne, immer wieder zögerte er, bis es endlich zu spät und ein andrer Plan von der Regierung genehmigt war. Aehnlich erging es ihm mit der Stereochromie. Als Geheimrath Dr. Joh. Nep. v. Fuchs das Wasserglas erfunden hatte, that sich derselbe mit Schl. zusammen, auf daß mit Hülfe dieses wichtigen Mittels eine Wandmalerei zu Stande komme, welche die Schwierigkeiten des al fresco vermeide; hiefür war es mit der Erfindung des Chemikers nicht genug, der Maler mußte seine praktischen Erfahrungen machen; dabei aber regte sich Schl.'s grübelnder Geist, er wollte weiter erfinden und laborirte so lang, daß nach wiederholt vergeblicher Mahnung und Drohung, sich von ihm loszusagen, der alte Herr, welcher die Anwendung noch zu erleben wünschte, Schl. den Scheidebrief gab und sich an Kaulbach wandte, welcher in kurzer Frist mit der Sache im Reinen schien. Ob von Schl's. Ideen etwas hiebei benützt worden, wodurch er wäre in einem wirklichen Rechte geschädigt worden, wissen wir nicht, wohl aber, daß er in tiefster Kränkung es ablehnte, auf Ringseis' Aussöhnungsversuche einzugehen; doch gereichte es Ringseis zum Trost, nach dem bald erfolgten Tode von Fuchs den alten Freund in dessen Seelengottesdienst zu treffen. Hätte Schlotthauer den jetzigen Zustand von Kaulbachs Bildern an der neuen Pinakothek erlebt, so hätt' es ihm zur traurigen Genugthuung dienen müssen. Er selber ließ nicht ab, an seinem Theil der Erfindung weiterzuarbeiten, und als R. ihn beschwor, doch wenigstens Alles genau in schriftlicher Aufzeichnung zurückzulassen, versicherte er, hiefür sei bereits gesorgt. Einstweilen war der gering Besoldete, welcher den künstlerischen Erwerb bei Seite gelegt und von seinen Erfindungen bisher nur

Auslagen gehabt, in die schlimmste finanzielle Lage gerathen und mehr als einmal mußten die Freunde schleunig eintreten, um ihn vor einer Katastrophe zu retten, wobei der Gute, überzeugt, wie er war von der Tüchtigkeit seiner Erfindungen, in bäldester Zeit zu erstatten versprach. „O wie kann Schl. das versprechen," sagte tiefbetrübt seine liebe Frau, deren letzte Jahre durch diese Kümmernisse und durch die schmerzliche Ueberzeugung, daß ihr guter Mann nicht wenig eigene Schuld daran trage, gar sehr verbittert wurden und die trotzdem ihr kleines Hauswesen immer noch in idealer Reinlichkeit und Trautheit zu erhalten wußte. Sie war eine richtige Künstlersfrau durch den feinen Sinn, mit dem sie diese kleine bürgerliche Häuslichkeit zu vergeistigen verstund, hatte auch von jeher, obschon häufig an schwerem Kopfweh leidend, mit ihren feinen, geschickten Fingern die niedlichsten, sinnigsten Arbeiten zu Stand gebracht.[1]) Rührend aber ist uns vor Allem die Erinnerung an ihre, des einfachen Bürgerkindes eigene Erscheinung, mit dem bleichen, sanften und doch so charaktervoll edlen Antlitz, mit der schlicht demüthigen Würde ihrer Haltung. Nicht allzulang nach ihrem Hinscheiden entriß auch ihren Gatten der Tod seinen irdischen Kümmernissen, aber sein Unstern, die Tragik, die theilweise in seinem Geschicke lag, war damit nicht zu Ende. Jene Aufzeichnungen über die Stereochromie, insbesondere über die Bereitung der Farben waren laut Versicherung seiner Verwandten noch kurz vorher bei ihm gesehen

---

[1]) In holder Erinnerung sind uns kleine Weihnachtskripphen, die sie für Frl. Linder's Bescheerungstisch improvisirt hatte, wo z. B. schlankstengelige Pflänzchen im Halbkreis über ein tief unten im Moos gebettetes Christkindchen die Häupter neigten gleich hohen Palmen des Orients; oder wo in einem Hain wirklichen kleinen Buschwerks die Engel musizirend zwischen den Zweigen schwebten.

worden, nun waren sie verschwunden. Wenn ein Unberechtigter sie sich angeeignet, so hat er nichts daraus zu machen gewußt, denn man hat niemals mehr von der Erfindung gehört. (S. übrigens bei 1869.)

Für das Jahr 1833/34 wurde Ringseis zum Rector Magnificus der Hochschule erwählt. Ueber seine Antrittsrede schreibt Clem. Brentano schon im Voraus, dieselbe werde sehr freimüthig die Revolution von Oben und Unten nachweisen. „Kaiser gib Gott was Gottes ist, dann wird man auch dem Kaiser geben was des Kaisers ist.“ Sie hieß: „Ueber den revolutionären Geist auf den deutschen Universitäten“[1]) und erörterte im Hinblick auf die Umsturzbewegungen der Neuzeit, insbesondere des vorhergehenden Jahres (Einfall eines Freicorps von Studenten in Frankfurt), den Zusammenhang derselben mit der „Revolution von oben“, wie die Regierungen, z. B. in hervorragendem Sinn Ludwig XIV. von Frankreich und seine Nachahmer sie getrieben, und betonte, daß es ungerecht, ja selber ein Akt des revolutionären Geistes sein würde, die deutschen Universitäten im Ganzen und Großen, wie solche Begehren damals laut wurden, es entgelten zu lassen, daß Einzelne ihrer Mitglieder an der Revolution von unten sich betheiligt hatten. Beim Eingang des Vortrages vernahm man im Saale Scharren; das bald verstummte, am Schlusse rauschenden Beifall. Ungewöhnliches Aufsehen erregte die Rede in ganz Deutschland, erlebte sogleich die zweite Auflage und wurde in fremde Sprachen übersetzt. Von vielen Seiten kamen Ringseis Glückwünsche zu, doch fehlte es nicht an Stimmen, welche seinem Freimuth die

[1]) Erschienen 1833 I. Aufl. bei Wolf in München, II. bei Cotta. Sieh Beilage 2 z. J. 1833.

allerhöchste Ungnade prophezeiten. Des Königs Antwort war die Verleihung des Ritterkreuzes vom Civilverdienst-Orden der bayrischen Krone, mit welchem der persönliche Adel verbunden ist.

Ein Brief Karl's v. Oberkamp spricht schon zu jener Zeit von einer „nur allzulangen Verkennung und Mißhandlung", welche Ringseis erduldet habe, (in der Presse nämlich) und er wünscht aus Anlaß der Gnadenbezeigung des Königes, daß dieselbe ein tröstliches Zeichen sei. „Möchte," so schreibt er, ohne Zweifel auf Hormayr anspielend, —

„Möchte die göttliche Gnade die verhüllende, verwirrende Binde ihm vom Auge genommen haben und ihm (dem König) die erste und nöthigste aller Regentengaben gewähren, den klaren unverblendeten Blick nicht nur zur Erkenntniß der Wahrheit in den Dingen, sondern vor Allem der Menschen, durch die allein die Dinge anders werden können, da man nur durch Menschen über Menschen herrschen kann, nur durch Menschen auf Menschen zu wirken vermag, und es keinen verderblicheren Irrthum giebt als die Meinung, daß man nach Willkür die Menschen zu Allem machen und brauchen und Gutes auch mit schlechten Werkzeugen bewirken könne."

Bürgermeister Thomas in Frankfurt schreibt an Ringseis, derselbe habe in seiner Rede, „die ganze Wahrheit" sagend, ihm aus der Seele gesprochen, und bemerkt sodann:

„Man ist verpflichtet, sich gute Schriften mitzutheilen, denn die Revolution secretirt sie. So ist deine Rede erst vor einigen Tagen hier angekommen und zwar in so wenigen Exemplaren, daß ich beinah den ganzen Vorrath allein zum Versenden an die Städte wegkaufte, nachdem ich sie 4 Wochen lang bestellt und vergebens darauf gewartet hatte. Cotta ist zwar besser gesinnt als sein Vater; aber seine Leute sind noch im alten Sinne."

Die Augsb. Allg. Ztg. endete ihren Bericht vom 18. Dez. 1833 mit den Worten:

„Der würdige Redner schloß mit ergreifender Ermahnung an die Jugend. Sein Vortrag, schon an sich voll tiefer und ergreifender Wahrheit, gewinnt noch durch die Zeit-Umstände an Bedeutung und wird als das gewichtige Wort eines Mannes von ächt christlicher und ächt loyaler Gesinnung, ausgesprochen inmitten einer der ersten Hochschulen, in Gegenwart ihres edlen, von dem Monarchen bestellten Pflegers, und gleichsam unter den Augen ihres königlichen Gründers, gewiß auch die verdiente Beachtung finden."

Den Beweis seines Freimuthes gegen die Großen der Erde hatte Ringseis also abgelegt, — nicht zum Erstenmale freilich; nach v. Oberkamps Zeugniß hatte er schon früher „oft Aehnliches mit gleichem Muthe fruchtlos gesagt"; — mochte derjenige Große, dem er am nächsten stund, auch oft sein Ohr dem treuen Rath verschlossen haben, jene Kundgebung in der Rektoratsrede hat er, wie wir sehen, im besten Sinne königlich aufgenommen. Auch den Helden des Zeitgeistes war der Handschuh lang schon mit kampfgerüstetem Muthe hingeworfen, es sollte noch besser kommen und ein Theil dieser Helden hat sich dabei jedenfalls von Seite des Charakters keine Lorbeeren gesammelt. Ringseis aber konnte 16 Jahre später sich darauf berufen, er, den man als Zopf und Rückschrittsmann, als „Finsterling" bezeichnete und zu den Unfreisinnigen, Knechtischen rechnete, er habe zu einer Zeit, wo der Freimuth gegen Höherstehende noch nicht spottwohlfeilen Kaufes gewesen, über Absolutismus den Fürsten unschmeichelhafte Dinge gesagt. Siehe d. J. 1850.

Vermuthlich war es um die Zeit seines Rektorats, daß Ringseis sein Fürwort eingelegt für Erhaltung der Studenten-Corps, und er hatte Anlaß zu glauben, er habe wesentlich beigetragen, höchsten Ortes den Gedanken

an ihre Auflösung zu beseitigen. Obschon persönlich oft unzufrieden mit vielen, dem Geiste des Studiums und des Christenthums widersprechenden Lebensäußerungen der Corps, hielt er doch das Prinzip der Vereinsfreiheit zu guten Zwecken zu hoch, um es einzelner Mißbräuche halber kränken zu lassen, wo er dies hindern konnte.

In einer zweiten Rede am Jahrtag der Stiftung der Universität erwähnt Ringseis:

„Als Seiner unwürdig verschmähte es der König, die Freiheit der Lehre und Lehrer zu beschränken; Seiner königlichen Gesinnung und dem Zweck entsprechender hielt er es, das halbe und durch Halbheit gefährliche Wissen durch umfassendes, gründliches, — die falschen, verworrenen und verwirrenden Prinzipien durch die wahren, ewigen, darum erhaltenden, überall durch tüchtige Lehrer zu bekämpfen und zu verdrängen. Diese Maßnahmen sind den bayrischen Universitäten eine Gewährleistung ihrer Erhaltung."

Im J. 1834 kamen Ringseis und Friederike gelegentlich eines Besuches in Schwarzhofen auch nach dem benachbarten Neunburg vorm Wald. Hier lernten sie jene ersten armen Schulschwestern kennen, welche, damals etwa seit einem Jahre klösterlich vereint, seither sich in weit über 300 Niederlassungen in zwei Continenten verzweigt haben. (Bis zum J. 1879 zählten sie in Bayern 132 Häuser, in Preußen 42, in Oesterreich 10, in Ungarn 10, in Baden 3, in England 4, in Amerika unter 2 Mutterhäusern 127; in Preußen und Baden hatte allerdings im J. 79 der Kulturkampf alle Häuser bis auf 12 wiederum zerstört.) Und zwar geschahen alle diese Niederlassungen unter der nämlichen demüthigen Frau, welche 1834 als die Vorsteherin etlicher wenigen Schwestern in der äußersten Dürftigkeit lebte. Die Gründung dieses Ordens nach dem Muster eines älteren französischen war

nach Aufhebung eines Klosters jener französischen Observanz in Regensburg ein Herzensanliegen sowohl des Bischofes Wittmann als seines Busenfreundes, des Pfarrers, dann Professors, endlich Hofkaplans Job gewesen. Wittmann erlebte nicht die Erfüllung seines Wunsches; jedoch übergab er auf seinem Todbett alle auf seinen Plan bezüglichen Bücher und Schriften der in seiner geistlichen Schule gebildeten Lehrerin Jungfrau Karolina Gerhardinger, trug ihr auf, sein Vorhaben unter Job's Mithülfe ins Werk zu setzen und legte sie und ihr Arbeiten einem mit am Sterbebett stehenden jungen Priester, Namens Siegert, ans Herz, der denn auch als Pater Spiritual des Hauptklosters sein ganzes langes Leben dieser großen Sache gewidmet hat. Jungfrau Karolina fand in Job, welcher als Hofkaplan und Beichtvater der Kaiserin Karolina Augusta (der Schwester König Ludwigs I. von Bayern) in Wien lebte, denjenigen Mann, welcher den zum Theil von ihm selbst geplanten Orden ins Leben rief und zwar in seiner Vaterstadt Neunburg vorm Wald. Er wies der neugegründeten kleinen Gemeinde den Genuß seiner Pension als gewesener Würzburger Professor an. Aber schon im nächsten Jahre starb er und dieser Zeitpunkt gänzlicher Verlassenheit war es, in welchem Ringseis sie fanden; es mangelte den Armen das Schmalz für ihre Wassersuppe, die Decke für ihr Nachtlager. In dieser äußersten Armuth aber erschien besonders die Oberin, welche ihren Namen Karoline nunmehr mit dem Kloster-Namen Maria Theresia a Jesu vertauscht hatte, durch ihre demüthige Festigkeit, ihr Gottvertrauen, ihren Eifer für die Ordenszwecke, dem besuchenden Ehepaar äußerst rührend; dasselbe begnügte sich denn auch nicht mit eigner Gabe, sondern nach München zurückgekehrt schlugen sie Lärm bei Freunden und Bekannten und mit solchem Er-

folg — die protestantischen Nachbarn Schubert waren unter den ersten Beisteuernden, auch Frl. Linder mit 100, dann wieder 50 fl. — daß Friederike in Bälde nicht nur ansehnliche Geldspenden, sondern unter unentgeltlicher Dienstleistung des Regensburgerboten ganze Frachtwagen von Geschenken nach Neunburg v. W. zu senden vermochte. Aus der Zeit von November 1834 bis Dezember 36 liegt uns eine wenn auch unvollständige Reihe von Briefen der Oberin an Friederike vor, in welchen häufig der ceremoniösen Anrede noch ein herzliches „Unsere liebe gute Mutter" u. dgl. folgt. Auch im Contexte kehrt in mannigfacher Wendung wieder der Dank für Alles, was die „liebe Mutterhand" beschafft, für „die sinnige und werkthätige Liebe", die besser zeige als alle Worte, daß der liebe Gott Friederiken zum Werkzeug für Seine Sache erwählt, wie denn die gefeierten Gründer Wittmann und Job es vorausgesagt hätten, das Werk werde durch fromme Frauen gefördert werden. Der getreue Priester, der die Noth und Armuth der Schwestern theilet, gedenkt der mütterlichen Vorsorgerin im hl. Meßopfer. Die Oberin wendet sich in den verschiedensten kleinern und größern Anliegen an sie, „nun schon Ihrer Muttergüte gewöhnt wie ein hülfloses Kind", meldet ihr schüchtern zutraulich alle Bedürfnisse bald des Hauses, bald der Kapelle. Jeder Brief Friederikens erregt der frommen Oberin wundersame Gefühle, die Worte des sterbenden Bischofes durch Jene erfüllt zu sehen. „Schon über ein halbes Jahr," heißt es am 3. April 35, „sind E. Gnaden in Liebe zu Gott bemüht, uns Arme zu nähren, zu kleiden — ja mit Allem zu versorgen, was unsere dringendsten Bedürfnisse sind. — O freuen Sie Sich, unsere liebe Mutter in Jesu! Ihr Lohn wird groß vor Gott!" Ein andermal: „Wenn auch die Liebe in vielen Herzen erkaltet, so hört doch Ihr

mütterliches Herz nicht auf, für die Sache Gottes alles Mögliche zu thun. Gott wirkt Wunder durch Sie, beste Mutter!" Und da Friederike es zu Stand gebracht, daß den Schwestern ein eigner Brunnen gegraben werde, damit sie nicht länger allen Wasserbedarf weitherholen müssen, — „O freuen Sie Sich, gnädige Frau! selig preist ja Sie und unsere Wohlthäter der Herr: Sie speisten bisher uns Hungrige — nun tränkten Sie auch uns Durstige." Kindlich wird bewundert, wie geschickt Friederike Alles gepackt, wie treffend sie in einem Bittgesuch alle Umstände anzugeben gewußt!

Weit mehr jedoch als die augenblicklichen Bedürfnisse des Unterhalts liegen der frommen Oberin die Ordenszwecke am Herzen; denn um dieser willen trägt sie ja mit ihren Schwestern ihre tiefe Armuth und die Seelenleiden, deren sie nur einmal vorübergehend erwähnt als gern getragener um der Sache Gottes willen. So sehr ihr neue Ordensschwestern willkommen sind, so ernstlich gibt sie einer um Aufnahme nachfragenden Jungfrau zu erwägen, ob sie stark und muthig genug sei, mit ihnen vom Bettelbrode in vieler Arbeit, Kälte, Verachtung u. s. w. leben zu wollen. Angebahnte und in's Aug gefaßte Niederlassungen sucht sie in aller Demuth und Standhaftigkeit in's Werk zu setzen. Ringseis' und Friederikens Rathschlägen und Anstalten gelang es, daß hohe Frauen, vor Allem die Kaiserin-Mutter als ehemalige Beichttochter Job's sich für das Werk einnehmen ließen und die Schwestern unterstützten; Ringseis aber bewog nicht nur seine alte Mutter und seinen Schwager Trautner, einen Theil des ehemaligen Klostergebäudes von Schwarzhofen, das in ihrem Besitze war, den Schwestern für eine Filiale um sehr billigen Preis zu verkaufen, worauf das Pensionat dahinverlegt wurde und in Neunburg nur das Novizat

verblieb, sondern er sprach auch dem König Ludwig von der jungen Pflanzung. 1835 kam die Oberin nach München und wurde dem Landesvater vorgestellt; in Folge dessen erging an sie die Aufforderung, schriftlich den Ordenszweck und die geplanten Mittel zur Ausführung anzugeben. Ihre schlichte Darlegung, deren Abschrift einem Brief an Friederike beigesellt ist, hatte den gewünschten Erfolg und verschiedene Niederlassungen kamen in Gang. In Abschrift von Friederikens Hand liegt uns, ohne Zweifel aus dem Jahr 1837 stammend, ein Aufsatz vor, in welchem dem Publikum eine allgemein gehaltene Rechenschaft über die Verwendung der eingelaufenen Gaben und den Stand der Dinge abgelegt wird. Aus einem Brief der Oberin [1]) sind folgende Stellen ausgehoben:

„Gott kennt unsre Freudenthränen, weiß von unserm Dank und Gebet. O möge Er doch die seligen Folgen desselben unsern Wohlthätern zu Theil werden lassen. . . . . O mit welch seliger Freude setzte ich meinen lieben Schwestern bessere Speise vor! Sie verdienen es in Wahrheit. Wer aber vom Almosen leben muß wie wir, muß arm und elend leben. Doch Gott Ehre und Dank! Hunger ließ Er uns bis zur Stunde noch nicht leiden. Uebrigens hat Er ja die Macht, in unsre elende Kost seine Kraft zu legen und Leib und Seele weit mehr zu stärken, als (durch) die besten Speisen. Und diese Macht glauben wir zu fühlen.

„Und so sehe ich nicht ohne Thränen die armen Schulschwestern voll Frohsinn und Heiterkeit mitten in unseren Leiden und Drangsalen.

„Wir nähmen gern noch mehrere Schwestern auf und hätten für sie der Arbeit genug in der Schule und im Hause, denn wir zählen 362 Schulkinder. Allein wir haben kein Brod für sie, und daher bei vieler Arbeit und geringer Zahl für Jede viele und schwere Arbeit. Doch wir können einmal nicht anders und müssen, wie unser Heiland Sich für uns opferte, uns als niedrige Schlachtopfer für Seine heilige Sache aufopfern, möchten

1) Das Original dieses Briefes fehlt in unsrer Sammlung.

auch um Alles nicht in der Welt vom Kreuze mehr herabsteigen."

„Diesen Ergießungen eines irdisch bedrängten und himmlisch getrösteten Herzens brauchen wir nichts beizufügen," meint der Verfasser besagten Aufsatzes.

Um jene Zeit, also 1837, scheint Friederikens Thätigkeit zunächst abgeschlossen zu haben; als aber im J. 1839 der Pfarrer der Vorstadt Au bei München ein paar Schwestern zur Uebernahme der Mädchenschule berief und abermals Mangel an gar vielem Nöthigen sich zeigte und die jungen Schwestern auch manchen Rathes bedurften, da war die weltkluge Friederike alsbald zur Hand, und Schreiberin dieses erinnert sich wohl der vielen Wanderungen, welche die Familie damals von der Sendlingerlandstraße in die Au gemacht, um nachzusehen und zu bringen, wie es eben Noth that.

Im Jahr 1877 — das Mutterkloster war längst, seit 1841, nach München verlegt worden — standen Friederikens Töchter, um die kürzlich verstorbene greise Mutter in Trauer gekleidet, im Sprechzimmer dieses Klosters, sich nach dem Befinden der schwer erkrankten greisen Generaloberin zu erkundigen. Da traten zwei an deren Lager herbeigeeilte Oberinen auswärtiger Filialen ein zu herzlichem Gruß; sieh, es waren die zwei einstigen Auerschwestern, die voll des Eifers Friederikens thatkräftiges Wohlwollen priesen und in lebhafter Erinnernng an jene Zeit die Wangen der Töchter streichelten, als wären diese noch die kleinen, theils schüchternen, theils geschäftigen Mädchen von dazumal.

Die ehrwürdige Generaloberin, welche vorübergehend sich einigermaßen erholte, hatten Friederikens Töchter dann noch einmal das Glück zu begrüßen. Sie sprach mit gewohnter Dankbarkeit von ihren „ältesten Wohlthätern"

und verhieß, sobald sie wieder sich besser befinde, für Friederike ein Todtenamt halten zu lassen; das Versprechen gelangte nicht mehr zur Erfüllung; — 1879 starb die Generaloberin; daß aber jener brieflich so oft verheißene Segen noch in Friederikens Todesstunde wirksam gewesen, sind deren Hinterbliebene trostvoll überzeugt. Ein Schulmann, welchem einst Ringseis seine Beziehungen zu dem Orden erzählte, erwiderte ihm: „Dafür blüht Ihnen im Himmel eine eigene Krone."

Hier wollen wir etwas einschalten, das, in den I. oder II. Band gehörig, erst jetzt uns freundlich mitgetheilt worden. Ringseis erzählte unsrem Gewährsmann, daß er einst mit dem Kronprinzen Ludwig über die Aufhebung der Klöster in Bayern gesprochen. Bei dieser Gelegenheit erinnerte er denselben, daß Ein Kloster noch bestehe, nur Eins und zwar dasjenige, dessen Mitglieder ununterbrochen für das Wohl des regierenden Hauses (und des Hauses Oestreich, denn die Gründerin war von Geburt eine östreichische Prinzessin,) vor dem ausgesetzten hochwürdigsten Gut zu beten haben. Es war das Kloster der Servitinen am Herzogspital zu München, das man bei der Aufhebung entweder vergessen, oder wegen Mangels an Reichthum, vielleicht doch auch im Hinblick auf obige Verpflichtung hatte bestehen lassen. Es waren nur mehr wenige Klosterfrauen vorhanden, alt, gebrechlich, und dennoch erfüllten sie noch gewissenhaft im Wechsel jene Pflicht. Den Kronprinzen rührte dies so sehr, daß er unverzüglich die Angelegenheit seinem Vater Max I. vortrug. Wirklich erhielt das Kloster wieder die Erlaubniß, Novizinen aufzunehmen, und erreichte in Bälde eine erfreuliche Blüthe. Mit der Haltung einer Volksschule für Mädchen betraut, leisteten sie nach dem Urtheil der prüfenden Fachmänner Vorzügliches, und lange Jahre stund dem Kloster als

Beichtvater, als Religionslehrer und Inspektor der Schule, ein in Palast und Hütte werthgehaltener Mann vor, unvergleichlich an Frömmigkeit und Seeleneifer, väterlicher Güte und Weisheit, der Allen, die ihn gekannt haben, unvergeßliche geistliche Rath Mathias Schön († 1859). Da Schreiberin dieses in der Schule der Servitinen den Grund gelegt zu ihrer späteren Schriftstellerei und auch sonst nur liebe, schöne, zum Theil herrliche Erinnerungen davon behalten hat, so mag man es ihrem beschränkten Unterthanenverstand zu gut halten, wenn sie die Gründe nicht zu würdigen versteht, aus denen in neuerer Zeit den Frauen Servitinen die Volksschule wieder entzogen worden.

Im J. 1834 knüpfte sich für Ringseis ein neues Freundschaftsband, als Georg Phillips, der ausgezeichnete Jurist, welchen sein Uebertritt zur katholischen Kirche aller Aussicht auf Beförderung in seiner preußischen Heimath beraubt hatte, an die Universität nach München berufen wurde. Der geistreiche junge Gelehrte und warme Katholik war zugleich ein heiterer Gesellschafter, zu dessen Gewandtheit im witzigen Wortgefecht seine feine kleine und doch nicht unkräftige Statur, die zugleich feinen und festen Züge des Gesichtes vortrefflich stimmten; fein waren desgleichen Sprache und Weltform, Beides aber im ausgesprochenen Typus des Professors. Seine liebenswürdige, kluge und fromme Gemahlin, welche zugleich mit ihm übergetreten war, bildete geistig und in der schönen äußern Erscheinung eine Zierde des Görres'schen Kreises, wie denn Cl. Brentano beim ersten Begegnen schon in seiner grotesken Weise sie wohlgefällig einen „rechten Anmuthshammel" genannt hat; in späteren Tagen der all-

mähligen und endlich vollendeten Erblindung ist sie Allen, die sie kannten, ein Muster christlicher Geduld geworden.

Phillips haben München sehr lieb gehabt und dasselbe nicht verschmerzt, nachdem die leidigen Ereignisse des Jahres 1847 ihn als „Ultramontanen" seiner Professur beraubt und durch ungeeignete anderweitige Anstellung aus dem Lande gedrängt hatten. Für die Münchner Freunde aber war es ein besonderes Fest, wenn sie bei gelegentlichem Besuch die so ungern Vermißten wiederbegrüßten.[1])

Brieflich erzählt Friederike im J. 1834 einer Nichte, wie Studenten am Vorabend von R.'s Geburts- und Namenstag ihm ein Ständchen mit gutbesetzter Militärmusik gebracht, von ihm in seine Wohnung geladen worden und sich ein Tanz daraus entsponnen, zuerst bei den Klängen der Militärmusik, dann bei Zitherspiel. Ebenso berichtet sie, wie sie selber nebst den Schwestern der Adressatin „den Onkel" bis Aufkirchen begleitet habe, da er eine Gebirgspartie angetreten. Das mag wohl jene sein, die er mit dem kleinen Phillips und dem himmellangen Sporer, einem trefflichen jungen Priester, unternommen hat. Wenn in Habbach jenseits des Starnbergersees als ihrer ersten Nachtherberge noch vor dem Morgengrauen der fromme Convertit dem Priester zur hl. Messe diente, so war das gut; wenn aber dann neben den ruhig und weit ausgreifenden Beinen des langen Geistlichen die kurzen Beinchen des berühmten Juristen in übermüthiger Lustigkeit immer hin und her und über jedes Bächlein sprangen, so war das schlimm; vergebens warnte der in Gebirgswanderungen geübtere Ringseis

---

[1]) Sieh noch Einiges über Phillips beim J. 1846.

den unerfahrenen Norddeutschen: „Männeken, Männeken, nehmen Sie sich in Acht; bis zum Abend geht es aus einem andren Ton." Und wirklich, nachdem ein Schalk von Führer, dem es nur darum zu thun gewesen, auf gute Art seinen Schatz zu besuchen, sie auf weitem Umweg über die Berge gegen das Graswangthal hin geführt und dann im Stich gelassen, da konnte der arme Freund sich kaum mehr schleppen. Als sie das Gebirge wiederum verließen, mochte ihr Aeußeres etwas verwildert erscheinen; in einem Dorf-Wirthshaus (etwa in Rottenbuch) erklärte die mit Beobachtermienen sie musternde Wirthin, die sie für geldlos fahrende Geometer oder so was dergleichen halten mochte, für solche Leute habe sie keine Zimmer mit Betten. „Gut denn," erwiderten sie wohlgemuth, „so lassen Sie uns Stroh auf den Boden schütten." Während sie der Abendkost harrten, trat der Landarzt des Ortes ein, (Titel einer seither ausgestorbenen Klasse unpromovirter Aerzte.) Seine höchstmögliche ärztliche Obrigkeit erblickend, knappte er in tiefster Ehrerbietung wie ein Taschenmesser im rechten Winkel zusammen und trat dann respektvoll stumm wieder zurück. Als er Platz genommen, drückte sich die Wirthin verwundert an ihn und begann ein Flüstern, und von Stroh auf dem Boden war keine Rede mehr.

Dr. Anton Sporer, in der Folge Professor in Amberg, zur Lolazeit gleichsam strafweise auf die Pfarrei Huglfing bei den Iffeldorfer-Seeen südlich vom Würmsee versetzt, dann viele Jahre lang geistlicher Rath und Vorstand des katholischen Schulwesens in Nassau, brachte endlich seinen Ruhestand in München zu, wo er oftmal zu Ringseis kam, ein stets willkommener Besuch und häufig ein Beistand zu historischen Nachsuchungen, deren Ergebniß er in charaktervoll schöner Lateinschrift zu bringen

pflegte.[1]) Aus seiner Pastoration in Huglfing erzählte er Ringseis, wie eines Sonntags während der Vesper ein fürchterlicher Hagelschlag eingefallen sei und er sich gedrungen gefühlt habe, das Volk zu trösten und zur Ergebung in den Willen Gottes anzuhalten, da nunmehr ihre schöne Erndte vernichtet sei. Endlich verlief sich die Gemeinde und er folgte nach. Wie war er verwundert, als er, an den offenen Fenstern des Wirthshauses vorüberkommend, die Bauern in aller Gemüthlichkeit darin sitzen sah und das gewohnte Summen und Surren vernahm. „Ja,“ hieß es, als er sein Staunen kundgab, „das sind wir in unsrer Gegend nicht anders gewöhnt, als daß alle 3, 4 Jahre im Durchschnitt ein Hagelschlag die Erndte verwüstet.“

Hier mögen wir auch noch der Schwester des geistlichen Rathes gedenken, der originellen „Sporer-Kathi,“ welche noch in vielen Münchener Familien in gutem Andenken steht. Unabhängig lebend, verkehrte sie vorzüglich in Sachen der Armenpflege mit den verschiedensten Häusern, ja hatte Beziehungen zu hohen, höchsten und allerhöchsten Personen. Man konnte die noch mit der bürgerlichen Haube gehende Bäckerstochter mit behaglicher Vertraulichkeit von ihren Besuchen bei Hofdamen erzählen hören, sie wurde wieder besucht und durch ihre Hand liefen reiche Spenden für die Armen. Wenn König Ludwig I. auf Reisen ging, so brachte sie ihm einen eigenhändig bereiteten Laib schwarzen Hausbrodes an den Wagen; er ließ ihr dann zu wissen thun, wie weit derselbe gereicht,

---

[1]) Hingegen ließ er sich 9 Jahre lang auf Ringseis' Sommersitz in Tutzing einladen, bis er im Okt. 1873 „auf Eine Stunde geliehen“ sich einfand. Unter seinen Namen im Fremdenbuch setzte dann eine andere Hand die Worte: „Ist wieder zur Strafe nach Iffeldorf zu versetzen.“

wann und an welchem Ort er das letzte Stück davon verzehrt habe. Im J. 1849 ging Kathi nach Innsbruck und machte sich um die Pflege östreichischer Verwundeten verdient; ihr Stolz war ein Dankschreiben Radetzky's für einen von ihr ihm gesendeten Gratulationsbrief. Für Napoleon III. hatte sie merkwürdigerweise ein besonderes Interesse, das sie durch ein tägliches Vaterunser für seine Bekehrung bethätigte.

Im Herbst 1834 hatten Ringseis die Freude, die Familie v. Savigny in München zu begrüßen. Der Herr Minister aber war leidend und darum schlug das Ehepaar Ringseis ihnen vor, einen gemeinsamen Aufenthalt in dem so gesund gelegenen Schäftlarn anzutreten, was auch geschah. Zwar fanden die beiden, von den Damen Savigny aus Berlin mitgebrachten Zöfchen das Leben „in den düstern Klostermauern" nicht entsprechend und trösteten sich nur, wenn sie an die S—pree, vulgo Isar hinabspazieren konnten, die Herrschaft hingegen brachte trauliche Tage mit den Freunden zu. Mit theilnahmsvoller Erinnerung gedachte Friederike noch oft ihres damaligen Verkehrs mit der schönen und interessanten Bettine v. Savigny, welche sich auf der Brautfahrt befand. Sie hatte sich vor Kurzem schriftlich mit dem griechischen Minister von Schinas verlobt, an welchen sie seit den Tagen seines Universitätsstudiums in Berlin eine gegenseitige Neigung fesselte. Mit edler, etwas schwärmerischer Begeisterung sah sie ihrem neuen Wirkungskreis entgegen, wohl bewußt, wie sie sagte, was ihr als der Trägerin zweier solcher Namen wie Savigny und Schinas obliege. — Einstweilen wollte das Befinden Hrn. v. Savigny's sich nicht bessern und gegen das von Ringseis

am ersten Tag schon vorgeschlagene Brechmittel sträubte sich sein und seiner Gemahlin homöopathisches Gewissen; Wochen lang schleppte sich das Uebel hin, bis endlich eine selber jener Heilart ergebene Dame gestund, in gewissen Fällen wende ihr Arzt denn doch auch das im Codex der Homöopathie verpönte Mittel an. „Jetzt war es recht," pflegte Friederike schmunzelnd zu erzählen; das Brechmittel wurde an- und eingenommen und nach 2 Tagen war der kranke Magen in Ordnung. — Ein Brief aus Italien meldete sodann den in München zurückgebliebenen Freunden die vollzogene Vermählung der beiden Verlobten, aber ach kein ganzes Jahr verfloß, bevor die Trauer-Nachricht vom Tode der Frau v. Schinas einlief. Als ihre deutsche Kammerjungfer aus Griechenland nach der Heimath zurückkehrte, kam sie über München und mit tiefer Wehmuth vernahm Friederike, wie Bettine v. Schinas im Gefühl ihres Hinsterbens immer stiller, immer stummer geworden und endlich wie ein nahrungsloses Lichtlein ausgelöscht war. Wir begriffen Friederikens Empfindungen, wenn wir in Frl. Linders Malzimmer die rührend geistvollen Züge in Bettinens gezeichnetem Bild betrachteten.

1835 machte R. mit Herrn v. Oberkamp eine Badreise nach Gastein. Vorher kam sein Jugendfreund Medizinalrath Fuchs zu Friederike und beschwor sie, ihn nicht ziehen zu lassen; Ringseis habe sicherlich ein Herzleiden und müsse als Arzt ja selber wissen, was in solchem Fall der Gebrauch von Gastein bedeute. Auch andre Aerzte waren dieser Ansicht; wahrscheinlich hatte R. bereits jenen beim 3., 4., manchmal schon beim 2. Schlag aussetzenden Puls, von dem eine lange Reihe von Jahren hindurch sich viele seiner Collegen überzeugt haben. Er aber war versichert,

daß wenn ein Herzleiden vorhanden, es doch kein bedenkliches sei, lachte dazu und ging. Wie immer auf Reisen, loderte seine gute Laune alsbald empor. Bis Salzburg reiste mit ihm die Nichte Marie zusammt seinem zweiten Töchterchen, um von da nach Frankenburg abzulenken; die Mutter hatte dem Kind ein Pfeifchen umgehängt und es bildete sich ein, wenn es dreinpfeife, so merkten Mutter und Schwesterchen daheim, daß es wohlauf sei. Da war es nun eine Freude für den Vater, sich jedesmal zum Wagenfenster hinauszubiegen, um Antwort zu pfeifen, was das Kind sehr vergnügt als Gegengruß der Mutter aufnahm. In Gastein badete Ringseis täglich eine Stunde und meinte: „Es hat mir zwar nichts genützt, aber auch nichts geschadet." Zugleich machte er sich das Geschäft, das Buch eines Arztes in der Hand, die darin von etwa 5 zu 5 Minuten notirten Veränderungen des Körpers in Folge des Bades auch an sich zu beobachten, — „Keine einzige hab' ich an mir entdecken können," lachte er wohlgemuth. Damit wollen wir aber nicht sagen, daß jeder Andre hätte wagen dürfen, was er gedurft.

An die Badekur schloß sich ein Ausflug nach Tyrol bis an den Gardasee, wobei Herr v. Oberkamp mehr als einmal sich wunderte über die gute Laune, mit welcher Ringseis Unbequemlichkeit und schlechte Bewirthung hinnahm. Dieser wiederum ergötzte sich an der Unbefangenheit, womit das gemeine Volk in Italien auf Scherze einging. „Ei was für eine erstaunliche Bestie führt ihr da?" frug er einen Bauern, der einen Esel trieb; „das ist wohl gar ein Löwe?" „Si Signor, un leone," erwiderte der Mann mit großem Ernst und Nachdruck. (Uebrigens hatte auch in Amberg ein Bursch, der in grobem Sack ein quiekendes Spanferkelchen trug, auf Ringseis Befragen, was für einen Singvogel er da ver-

berge, getrost erwidert: „Gaawizln, Herr, ja wohl Gaawizln!" — d. i. Kibitze.)

Jos. Görres schreibt aus Botzen am 30. Sept. an seine Frau: „Ringseis und Oberkamp, die nach dem Gardasee hinunter sind, haben es gut getroffen. Die Ufer des Sees werden im schönsten Lichte sein. Morgen gehen wir ihnen bis Kaltern entgegen." Und am Schlusse seines Briefes: „Eben komme ich von Kaltern zurück, wo wir R. und O. entgegengegangen. Diese werden euch mündlich Rapport abstatten." Der Rapport bezog sich ohne Zweifel mit auf den Besuch bei Maria von Mörl, der bekannten, mit den Wundmalen des Herrn bezeichneten Ekstatischen. War Görres als der Verfasser des Buches der Mystik an sich schon an solchem Ort empfohlen, so fand Ringseis in Frau v. Schaßer, der mütterlichen Gönnerin des frommen Kindes, die Schwiegermutter seines ehemaligen Universitätsfreundes di Pauli. Da er später (im J. 1840) nochmal jenes lebende Wunder besuchte und die Erzählungen über Beidemale uns in der Erinnerung ineinanderfließen, so berichten wir, nachdem Görres, Brentano, Clarus und Andere in Schriften und Briefen den ergreifenden Anblick geschildert haben, nur zusammenfassend, daß auch Ringseis die Verzückte am Donnerstag und Freitag gesehen, in den Stunden, darin sie allwöchentlich die Passion durchlebte und einigermaßen an sich selbst erfuhr. Auch er überzeugte sich von der thatsächlichen Richtigkeit der Ekstase, der Malzeichen, der Blutung u. s. w., sah wie in dem Antlitz voll tiefsten Ernstes Fliegen über die weitgeöffneten, äußerlich blicklosen und starren, fast schaurigen Augen hinliefen ohne ein Zucken zu verursachen, beobachtete jene für den wachen Menschen un-

mögliche Vorbeugung des Körpers in knieend anbetender Stellung und die blitzartig schnelle Veränderung dieser Stellung in die liegende, wenn des Beichtvaters leiser Ruf sie aus der Verzückung weckte, und wiederum der liegenden in jene schwebendknieende, wenn die Ekstase sie auf's Neue entraffte. Beim Erwachen war sie wie verwandelt, das volle Gesichtchen bekam einen kindlich freundlichen Ausdruck.

Dieser Ausdruck und das ganz klare natürliche Wesen bei der Rückkehr aus der Verzückung dürfte sehr entschieden gegen die Annahme eines sog. kataleptischen Zustandes sprechen.

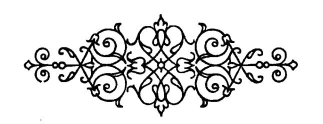
Wir fügen hier noch drei interessante Zeugnisse bei, die wir sämmtlich aus dem Munde von je Betheiligten besitzen. Geheimräthin v. Schubert, die Protestantin und nüchtern verständige Frau, sah Maria Mörl 2 bis 3 Schuh hoch über dem Bette schweben, (vermuthlich in der besagten knieenden Stellung.) — Ein Enkelkind der Frau v. Schaßer zur Taufe haltend gerieth Maria in eine Entzückung, in der sie hoch in Freuden aufsprang. — Während Prof. Sighart, der christliche Kunstarchäolog, sie besuchte, ließ ein Bauer, den Kopf zur Thür hereinsteckend, einen eben gefangenen Feldhasen in's Zimmer los; anstatt angstvoll umherzurennen oder sich unter's Bett zu verkriechen, sprang das Thier auf dasselbe hinauf und schmiegte sich an die ekstatische Gestalt.

Marie konnte in ihrem leidenden Zustand geflochtene Zöpfe weder aufgesteckt noch hängend ertragen; das offen und geordnet herabfließende Haar aber gab der rührenden Gestalt etwas besonders Poetisches. Da bat man einst Frau v. Schäßer, doch auch eine gewisse Person zu besuchen, welche ähnlichen Zuständen entgegengehe wie „die fromme Marie". Sie fand dieselbe mit aufgelöstem

Haar im Bette liegend. Nach einigen kurzen Fragen meinte die verständige Frau ganz trocken: „Weißt du was? Das Erste ist, daß du dir deine Zotteln flichtst.“ Damit war der Zauber gebrochen.

Im Laufe des Jahres 1835 hielt Ringseis die Gedenkrede auf seinen am 7. Juli gestorbenen alten Lehrer, den Hofrath und Professor Dr. Andreas Röschlaub. Etliche Bruchstücke aus dieser Rede geben wir in Beilage.

Im November endlich schloß Ringseis' treffliche Mutter in Schwarzhofen im 80. Lebensjahre die Augen.





Achtzehntes Kapitel.

Von 1836 bis 1840.

Amtsreise zu Irrenhäusern. — Partenkirchen. Die Cholera. — Amtswohnung am Krankenhaus. Die „Erdmännlein". — Zwei Briefe Cl. Brentano's. — In der Ständekammer. — Kleine Theaterspiele. — A. Spring. — Oberammergau. — Mit G. Görres in Tyrol; D. Lazari; verschiedene Abenteuer. J. Beraz.

Jos. Görres schreibt[1]) an Bau-Inspektor J. Cl. Lasaulx in Koblenz:

„München, 8. April 1836.

.... Ich sende dir Ringseis mit diesem Briefe. Er reist auf die Narren oder vielmehr die Narrenhäuser, und da ihr unten eines habt in Siegburg, und die Leute an dem einen Orte immer meinen, die am andern hätten Alles aufs Beste bestellt, so wie diese dann hinwiederum den Andern dieselbe Ehre geben, so hat er hinuntergemüßt.... Ich habe ihm gerathen, nach Lothringen zu gehen und die dortigen Narrenhüterinen sich in ihrem Thun und Treiben zu betrachten. Er meint aber, die Zeit sei ihm zu kurz dazu."

April auf Mai also geschah diese schon einmal erwähnte amtliche Reise R.'s nach verschiedenen Irrenanstalten am Rhein und in Bayern. Daß ihm — vielleicht auf seinen eigenen Vorschlag? — ein Bauverständiger beigesellt worden, (der kgl. Ingenieur bei der obersten Baubehörde Unger,) wurde von mehreren Anstaltsdirektoren als besonders weise Maßregel der bayrischen Regierung gepriesen; ihnen sei dieser Vortheil auf ihren Reisen nicht zu Gebot gestanden. „Sowohl der Arzt," bemerkt Rings-

[1]) Sieh Gesamm. Bfe. Bd. III. S. 448.

eis, „als der Baumeister, jeder ohne den andren, übersieht Dinge, welche für Bau und Einrichtung wichtig sind.“ — So besuchten die Herren das würtembergische Winnenthal, dessen trefflicher Direktor Zeller beinah 3 Jahrzehnte später in Gesellschaft Karl Simrocks Ringseis seinen Gegenbesuch in Tutzing gemacht hat, — sodann Karlsruhe und Heidelberg, Siegburg bei Bonn, Ebersbach bei Wiesbaden, Bamberg, Bayreuth, Nürnberg.

Der große Aufschwung in der Irrenbehandlung hatte bereits seinen Anfang genommen; überall waren neue Gebäude oder Umänderung vorhandener nach neuem System in Aussicht, im Werk oder vollendet. Die wichtigsten Punkte, deren Erörterung wir in R.'s Aufzeichnungen nach Abschluß der Reise begegnen, sind freilich seither bei den Irrenärzten mehr oder minder erledigte, waren es aber damals noch keineswegs. Interessant war uns das Begehren einer Sonderung der Heilanstalt von der Anstalt zur Verpflegung der unheilbaren Geisteskranken, indem es Verschwendung kostbarer Kräfte sei, die überlegene Tüchtigkeit eines zur Irrenheilung befähigten Arztes und ausgebildeter Wärter an die Bedürfnisse einer bloßen Pfleganstalt zu wenden, — überflüssige Quälerei, Pfleglinge und Wartpersonal der Pfleganstalt zu behelligen mit der strengen Ordnung der Heilanstalt; nahes Zusammenleben beider Anstalten unter Einer ökonomischen und ärztlichen Leitung Verwirrung, Mißgriffe und Mißverständnisse herbeiführe, die weniger straffe Zucht der einen Abtheilung lockernd wirke auf die der andren.

In Marieville bei Nancy, heißt es sodann, genügen laut Versicherung verschiedener Augenzeugen 15 barmherzige Schwestern zum Dienste von 450 Irren und besorgen überdies alle ökonomischen Geschäfte. (Siehe: Die

barmh. Schwestern in Bezug auf Armen- und Kranken-pflege. Koblenz 1831. S. 98.)

„In allen Anstalten," notirt sich R., „wurde geklagt über die Schwierigkeit, eine hinreichende Zahl tüchtigen Wart-personals zu bekommen, und über die Unmöglichkeit, die tüchtigsten in der Anstalt zu erhalten, wenn man ihnen nicht erlauben will, in der Anstalt zu heirathen, was wieder viele Unbequemlichkeit verursacht. Es macht sich hiedurch von selbst das Wohlthätige, jd die Unentbehrlichkeit der ärztlichen Pflege durch Orden bemerklich."

Hiemit zu Ende mit dem, was wir Geschäftliches von obiger Amtsreise zu sagen wissen, knüpfen wir an die letzte Bemerkung noch an, was wir in späteren Aufzeichnungen von R. (vermuthlich aus den Fünfzigerjahren) diesbezügliches gefunden haben. R. erwähnt, es hätten mehrere (oder alle?) Irrenhausdirektoren sich einhellig darüber ausgesprochen, wie weit schwieriger noch es sei, für geistig als für leiblich Erkrankte ein entsprechendes Wartpersonal zu erlangen, weil an jenes viel höhere und mannichfaltigere (sittliche, intellektuelle und körperliche) Forderungen zu stellen seien als an dieses; troß allen Bemühungen sei es nirgends und niemals gelungen, ein solches Personal in hinreichender Menge zu gewinnen; es meldeten sich fast nur Menschen aus der Klasse der Dienstboten und Jedermann wisse, wie selten tüchtige Dienstboten auch nur für gewöhnliche Zwecke zu finden seien, vollends für also schwierige. Eben so einhellig werde von den Herren zugestanden, daß in Gent, in Marieville in Lothringen, in Stephansfelde im Elsaß die Schwestern den Forderungen entsprochen hätten. „Unbedingt," so bemerkt R., habe Keiner der Herren sich gegen Pflege durch geistliche Orden ausgesprochen; an den bedingten Einwendungen, welche Mehrere erhoben, habe gerade Derjenige keinen Theil,

welcher, der Einzige unter ihnen, jene Pflege aus eigner mehrjähriger Erfahrung kenne.

„Nur in einem Orden," fügt R. bei, „nie bei einem Laienpersonal bilden sich allmählig feste Traditionen über die Behandlung der Kranken, und die Aerzte sind dadurch allein der traurigen Nothwendigkeit überhoben, die Hälfte ihrer Zeit auf den Unterricht der beständig wechselnden Wärter und die Verbesserung ihrer Fehler und Versäumnisse zu verwenden."

Dann betont er, daß unter den Ordensleuten nicht selten Personen aus höheren und hohen Ständen die intellektuelle Bildung dieser Stände mitbringen, wogegen diese Nämlichen es unterlassen würden, in die Reihen eines gewöhnlichen, so vielfach Anstoß erregenden weltlichen Wartpersonals zu treten. Weiter:

„Das Beste wäre freilich, wenn barmherzige Schwestern alle Irren einer Anstalt, Männer und Weiber, Katholiken und Nichtkatholiken zu besorgen vermöchten. Allein wo dies nicht ausführbar, — soll man, wenn man nicht überall das Beste und Vollkommenste haben kann, sich nicht wenigstens das möglich Bessere aneignen? Was hindert die Einführung barmherziger Schwestern im oberbayrischen Irrenhause, wenigstens für die katholischen Irren? In Marieville und Stephansfelde pflegen die Schwestern seit Jahren auch nur die weiblichen Irren und in der Charité in Berlin die Diakonissinen nur den kleinsten Theil der weiblichen Kranken . . . Und in keiner dieser drei Anstalten ist man geneigt, diesen wenn gleich nicht auf alle Kranken ausgedehnten Dienst mit dem Dienste von Lohnwärtern zu vertauschen und ihn nur für einen halben zu halten, wenn sie gleich nur die Hälfte der Kranken pflegen und in Berlin nicht einmal die Hälfte. Da in Oberbayern die katholische Bevölkerung zur nichtkatholischen sich verhält wie 41 zu 1: so träfen im oberbayrischen Irrenhause auf 250 bis 280 Irren ungefähr 5—6 Nichtkatholiken, und darunter 2—3 weibliche. Also ungleich weniger als in Marieville und Stephansfelde. Man thue aber dem Gewissen keine Gewalt an. Will man die 5—6 nichtkatholischen nicht pflegen lassen

durch katholische Schwestern, so gebe man ihnen eine Diakonisse oder eine andere Wärterin, die dann nicht unter der Ordensoberin, sondern lediglich unter der Leitung des Arztes stehn. In Berlin haben bekanntlich die Protestanten keine Scheu vor den katholischen Schwestern, indem der Magistrat den Vorständen des katholischen Krankenhauses für gewisse Vergünstigungen zur Verbindlichkeit machte, protestantische Kranke aufzunehmen."

Wir zweifeln nicht, daß R. obige Gedanken und Vorschläge auch amtlich abgegeben habe. Dennoch entbehrt bis zur Stunde, da wir dieses schreiben, in Altbayern die überaus große katholische Mehrzahl für ihre Geisteskranken jener unaussprechlichen Wohlthat, aus Rücksicht auf eine winzige Minderzahl, die vielleicht in ihren leidenden Gliedern sehr gern die so liebevoll gebotene Pflege durch Ordensleute sich gefallen ließe oder doch leicht in der von Ringseis angegebenen Weise zu befriedigen wäre.

Ringseis' Briefe von dieser und ähnlichen Reisen, meist in Eile geschrieben, darum für öffentliche Wiedergabe zu gedrängt, sind doch charakteristisch gerade in ihrer Kürze, durch welche überall der wache Beobachter und Forscher hindurchblickt, mag er in zwei Worten Landschaften mit einander vergleichen oder statistische Notizen hinwerfen, z. B. über die vorjährige Summe der Reisenden auf den noch nicht lang eröffneten Rheindampfschiffen und Aehnliches mehr. Dazwischen trocken humoristische Bemerkungen; auch wohl kleine unartige Späßchen, über welche mitzulachen die Schreiberin dem Leser nicht erlauben kann. Ueberall durch aber zieht wie ein schimmerndes Band die fröhliche Herzlichkeit, mit der er den Menschen, alten und neuen Freunden und Bekannten begegnet und demgemäß von ihnen aufgenommen wird. Von den Fachgenossen empfängt er nützliche Aufschlüsse und Förderung für seine Zwecke. Aus Stuttgart schreibt er:

„Im Vorhaus (des Obermed.-Raths Köstlin) traf ich einen ungemein dicklichen, mit einem fetten Unterkinn versehenen, heiteren, laut lachenden Mann, der mich einigermaßen an Janson erinnerte. Ich ging darauf zu Prof. Jäger; als wir zusammen aus seinem Haus traten, trat uns der dickliche Mann entgegen; ‚Das ist Dr. (Justinus) Kerner.‘ Wir wurden fast auf der Stelle vertraut, er umarmte mich und wir verabredeten heute Abend zusammenzukommen. Prof. Jäger zeigte mir die Mineraliensammlung. — Köstlin führte mich in's Krankenhaus. — Mit Schelling [1]) habe ich mich lang unterhalten."

Von Mannheim aus wurden die alten Freunde Batt und Babo mit einem Besuch erfreut. Aus Köln, dem weitesten Punkt der Reise im Eilwagen nach Bonn zurückgekehrt, besuchte er sogleich Windischmann (den Arzt) und fand „eine höchst liebenswürdige Familie; drei Abende und einen Mittag habe ich dort gegessen," meldet er Friederiken. Arndt und Brandis traf er nicht, wurde aber von des Letzteren Frau in rührender Weise empfangen; Frl. Jakobi war ungemein erfreut, ihn zu sehn. (Sieh Bd. I S. 305, auch über das Begegnen mit Mark. Niebuhr Bd. II S. 54). In Koblenz wurden er und sein Reisegefährte sogleich von Herrn Diez in Beschlag genommen, dem Vielen bekannten Armenvater, welchen Clemens Brentano scherzend unsres Herrgotts Hausknecht genannt hat; desgleichen aßen sie bei Settegast.

Den Bädern Ems, Schwalbach und Schlangenbad widmete Ringseis je einige Stunden; in Wiesbaden empfingen ihn auf das Herzlichste der geh. Hofrath Dr. Peß, „ein frommer inniger Mann, bei dem Sailer öfter gewohnt" und seine gleichgestimmte Frau, eine Convertitin.

In Frankfurt vollends schicken alle Brentano schon nach dem Gasthof, noch ehe Ringseis ihre Schwelle be-

---

1) Der Arzt, Bruder des Philosophen.

treten, und wollen ihn zu Tisch haben. Neef und Sömmering werden besucht. Bei Passavant nöthigt ihn die Frau auf das Liebenswürdigste zu Tisch zu bleiben.

„Gestern Abend hatte Thomas schon mehrere Freunde gebeten. Heute Mittag esse ich bey Veit mit Passavant. Alle diese grüßen dich. Bei Thomas bekam ich Halsentzündung, und da nöthigte mich Frau v. Passavant, die mir schon vorher ihre Wohnung angeboten hatte, bey ihnen einzuziehen."

Er versäumt nicht zu berichten, daß Frau v. Passavant ihm den Einkauf eines schönen französischen Kleiderstoffes für Friederike besorgt, „nicht theurer als vor der Zollvereinigung", und für die Kinder „eine gelb, grau und schwarz gefleckte Mini Mini, und Hündchen und Häschen".

Von Würzburg aus wurden Kissingen, Bocklet und Brückenau, in Baireuth des Grafen Münster interessante Sammlung von Petrefakten besehen. Ueber diese erzählte R., der Graf habe von einer sehr interessanten Versteinerung Eine Muschelhälfte besessen; da sei er einmal in einer norddeutschen Stadt (Erfurt oder Halberstadt) an einem Haus vorübergegangen, wo eben der Schieferdecker das Dach ausbesserte; eine Platte flog herunter zu des Grafen Füßen und sieh, was fand er? die andre Hälfte seiner versteinerten Muschel.

In Erlangen begrüßte Ringseis nebst Anderen Raumer, Rückert, Andreas Wagner. Eine Gesellschaft bei Raumer anlangend s. Bd. II S. 255 f.

Ueber Nürnberg und Amberg, wo er beim Schwager Schiestl abstieg, kehrte er heim.

Die Titelanrede seiner Briefe variirt auf das Thema: „Lieb Friedel mein, liebe Kinderchen fein, liebe Marie," (Friederikens Nichte). Im ersten Brief hofft er, sie seien „so wohl als ich, oder als es mir ohne Euch und Euch ohne mich möglich ist." —

Im Herbst 1836 brachte Ringseis mit den Seinigen heitre Ferienwochen in dem durch großartige Gebirgsnatur berühmten Partenkirchen zu. In der Nähe fließt, nicht eben sehr reichlich, eine kalte Mineralquelle, welche doch für viele Gäste genügen sollte. Der wohlmeinende Besitzer ermangelte denn nicht, jedem Badegast die sehr richtigen Badregeln besonders einzuschärfen: „Dreierlei thaat ich Ihna halt rathn: Net z'hoaß, net z'hoch, net z'lang."

Zu eben jener Zeit war für Bayern die Cholera in naher Sicht und trat denn auch in Bälde über die Grenze, den Gebirgsmarkt Mittenwald heimsuchend. Auf Ringseis' Antrag wurde der junge Dr. Karl Pfeufer, welcher bereits in Rom die Cholerapraxis an den Deutschen besorgt hatte, von der Regierung nach Mittenwald gesendet. Die Vorbereitungen und Anordnungen, welche nunmehr getroffen wurden für München, wo die Seuche im Oktober ihren Einzug hielt, und für das ganze Königreich, bewährten sich trefflich und wurden mehrfach im Auslande nachgeahmt, wie sie denn auch den späteren bayrischen Verordnungen bei Wiederkehr der Cholera zu Grund gelegt blieben.

Schubert schrieb im Dezember 1836 aus Egypten an Ringseis:

„Ich habe mich sehr gefreut, mein geliebter Bruder, über die allgemeine Anerkennung der vortrefflichen Vorkehr-Anstalten gegen die Cholera in Bayern, die man doch zumeist dir verdankt. Ich hoffe, daß dir neben dem Segen von Oben auch ein anerkennender Dank von dem mitlebenden Geschlecht zu Theil werden wird."

Wesentliche Förderung gewährte R. die Geschäftstüchtigkeit und praktische Gewandtheit des Ministers Fürst Wallerstein, welcher überall thätig und verstehend ihm entgegenkam. Vor Allem wurde getrachtet, die Anlage

zur Cholera zu mindern durch gesteigerte Fürsorge für Kost, Wohnung, Lagerstatt und Pflege der Armen, das nächste Augenmerk richtete sich dann auf Bekämpfung der ersten Anfänge jeder Einzelerkrankung, und damit sie rasch möglich sei, Bezeichnung der ärztlichen Wohnungen durch rothe Laternen, die bei Tag und Nacht in die Augen fielen u. dgl. m. — Täglich dreimal war im Regierungsgebäude (damals im Mittelpunkte der Stadt an Stelle des jetzigen neuen Rathhauses) Zusammenkunft, um den gegenseitigen Verkehr der Aerzte, der verschiedenen Behörden unter sich und dieser mit jenen zu erleichtern. Hiebei erschienen der Minister, Ringseis und noch ein Ministerialrath; desgleichen drei Herren von der Regierung, drei von der Polizei und so viele praktizirende Aerzte, als von ihren Patienten abkommen konnten, auch solche jüngere, welche auf ihren Studienreisen die Cholera anderwärts, z. B. in Paris, beobachtet hatten. In Kürze wurden die mündlichen Berichte erstattet über den Krankenstand und was sich Wichtiges ergeben, die nöthigen Verordnungen ertheilt und in Empfang genommen. Bei diesem mündlichen Verfahren konnt' es geschehen, daß der Akt über die mehrere Monate dauernde Seuche nur eine sehr geringe Bogenzahl umfaßte, worauf Ringseis als Feind bureaukratischer Vielschreiberei sich etwas zu gut gethan.

Im gleichen Haus der Fürstenfeldergasse wie Ringseis wohnte ein Kaufmann E. M. Wassermann mit Familie. Er und seine Frau, altgläubige Juden, waren rechtschaffene, achtbare Leute; die christliche und die jüdische Familie hielten große Stücke aufeinander und so hatten sie denn auch für die Zeit der Cholera ein gegenseitiges Schutz- und Trutzbündniß geschlossen, im Erkrankungsfall sich beizustehn. Ringseis war durch die Epidemie auf dreifache Weise in Anspruch genommen: durch die gehäuften Ge-

schäfte auf dem Ministerium, desgleichen am Spital, und begreiflich entzog er in einer Zeit so hochgesteigerten Bedürfnisses sich auch nicht den Ansprüchen der Stadtpraxis. Bei solcher Ueberanstrengung kam er denn einst mit Cholerine nach Haus. Im Augenblick erschien Herr Wassermann und obwohl beklommen von der damals fast Alle beherrschenden Furcht, wich und wankte er nicht von Ringseis' Bett; selbst als Friederike sich überzeugt hatte, daß der leichte Anfall bereits vorüber war, hatte sie Mühe, den bundestreuen Pfleger zum Fortgehn zu bereden. Den Liebesdienst in gleicher Münze heimzugeben, fehlte der Anlaß; aber es gab immer einen Austausch von Gefälligkeiten, und als die gute, sanfte Frau Wassermann Wittwe geworden, hat sie noch oft, bald bei Ringseis, bald bei Friederike Rath und Beistand gesucht, obwohl diese längst nicht mehr ihre Nachbarn waren.

Mehrere Jahre, bevor die Cholera epidemisch in München aufgetreten, wurden einst Ringseis und andre Aerzte von einem Kollegen eingeladen, einen Bedienten der östreichischen Gesandtschaft zu besuchen, der mit allen Zeichen der Cholera erkrankt war. Der Fall blieb vereinzelt. Merkwürdigerweise aber herrschte sie zu jener Zeit in der böhmischen oder mährischen Heimath des Mannes, ohne daß er kürzlich dort gewesen. Man könnte die Sache als seltsamen Zufall betrachten, wenn nicht Schriftsteller des Alterthums und späterer Zeit Gleiches berichteten über vereinzelt gebliebene Pestfälle an Solchen, deren Heimath eben von jener Geißel betroffen war. Wollte man hier an Ansteckung durch Briefe oder Sendungen denken, so bliebe räthselhaft, warum der so leicht Angesteckte Niemand Andren von seiner Umgebung mitangesteckt. Seine unmittelbare Nähe mußte dann doch gefährlicher sein als solche weitgereiste Gegenstände.

Der Leser hat seinerzeit vernommen, daß Ringseis im J. 1817 als zweiter Primärarzt am Krankenhaus einen Gehalt von 600 fl. zugesprochen bekommen; es stund damals das Spital noch in königlicher Verwaltung, war aber seitdem in städtische übergegangen. Nun befand sich zu jener Zeit die Stadtgemeinde München und das Spital insbesondre in finanziell sehr engen Umständen. Ministerialrath v. Abel schlug Ringseis vor, wenn er die Anstalt eines Theils seiner Besoldung entlaste, solle er dafür eine Gehalts-Erhöhung an der Universität bekommen. Auf letztere Erhöhung hatte Ringseis ohnehin dringenden Anspruch; denn noch immer war sein Gehalt der verordnungsmäßig geringste gleich dem des jüngsten Professors. Nahm er also den Vorschlag an, so hieß das einfach auf einen Theil seiner Spitalbesoldung verzichten. Um die Stadt zu erleichtern, willigte er ein und erhielt von da an statt des definitiven Gehaltes von 600 fl. eine bloße Funktions-Remuneration von 300 fl., dazu eine Holzentschädigung von 150, während sie bei seinen Vorgängern auf 300 fl. berechnet war.[1])

Um die Zeit der Cholera hatte Phil. v. Walther seine Amts- und Freiwohnung am Krankenhaus aufgegeben und sie wurde Ringseis, der bereits 20 Jahre als Ordinarius wirkte, zur Benützung angeboten. Wenn wir nicht irren, war sie ihm schon früher einmal angetragen worden, er hatte aber seine schöne Wohnung in der Fürstenfeldergasse, (s. 8. Kap.) nicht aufgeben mögen. Aus Anlaß der Seuche aber war ihm der Nachtheil des fern vom

---

[1]) Gelegentlich seiner Entlassung vom Spital im J. 1852 haben ihn Sachverständige versichert, er habe ein Recht, die definitive Besoldung von 600 fl. wieder zu fordern, und die Stadt war unterdessen in finanzielle Blüthe gekommen; aber er mochte keine Schritte darum thun, so unterblieb es.

Spital Wohnens empfindlich geworden unter Andrem darin, daß er für Fiakerfahrten hinaus und herein — Droschken gab es noch nicht — mehr ausgegeben hatte, als seine bescheidene Spitalbesoldung betrug. Auch machte die Rücksicht auf seine Kinder den Garten, welcher zur Amtswohnung gehörte, dem Ehepaar wünschenswerth und so schoben sich zwischen die alsbald zu besprechenden Landtagskämpfe die untergeordneteren Mühen eines Umzugs. Auf Tragbahren wurden die Schubladen der Mineralienschränke oder die größren Steine eigens aufgestellt von Soldaten hinausgetragen nach dem damals sogenannten „Krankenhausgaßl", das sich seither in eine breite Straße verwandelt hat, und die Anwohner der Sendlingergasse, durch welche wohl 14 Tage lang diese Wanderungen sich bewegten, frugen verwundert: „Nimmt's noch kein Ende?" Im neuen Quartier fand die Sammlung in einem etwas in den Grund hineingebauten Zimmer mit hochgelegenen Fenstern einen originellen Aufstellungsort, aus welchem etliche der ansehnlichsten Stücke bald nachher zu einer besondren Gelegenheit emporstiegen.

~~~

Friederike ließ nämlich im März 1838 ein von ihr gedichtetes kurzes Märchenspiel, die „Erdmännlein", durch kleine Welt aufführen; da dasselbe in Anspielung sich auf Ringseis bezieht, sehr kurz und nach unsrer Meinung sehr niedlich ist, glauben wir durch Einschaltung wenigstens des ersten Aktes den Lesern ein Vergnügen zu machen. (Die Regiebemerkungen beschränken wir auf das bescheidenste Maß.)

Schneider Wetz (näht in seiner Stube mit großen Stichen drauf los, schneidet den Faden ab und wirft die Arbeit seiner ebenfalls nähenden Schwester zu):
~~~

Da! Das Mieder ist fertig bis auf zwei Stich,
Die schicken sich grad noch für dich.
Ich habe nun lange genug gesessen,
Was gibt's denn, Schwester, noch zu essen?
Schwester: Noch zu essen? Nichts! Fast Mitternacht ist's,
denk an's Schlafengehn,
Denn morgen müssen wir mit der Sonne aufstehn.
Schneider (seinen Sitz zur Lagerstatt richtend, resignirt):
Nu! So leg ich mich schlafen — aber morgen
Wirst du für etwas Gutes sorgen.
Es ist morgen mein Namensfest,
Hörst du? In der Früh einige Tassen Kaffee —
Schwester: Kaffee, — — warum nicht gar — jetzt geh!
Ja, wärst du fleißiger,
Brächte der Festtag mehr!
So heißt's Kartoffel heut
Und morgen Erdäpfelbrei,
Das ist Gebrauch im Haus,
Bleibt auch der Festtagsschmaus.
Schneider (die Schwester höhnend):
Brummelsupp' in der Früh,
Und Mittags Brummelbrüh,
Brummel du spät und früh.
(Er löscht seine Kerze, legt sich, mit dem Mantel zugedeckt auf seinen Sitz, am hervorgestreckten Bein wird ein Loch im Strumpfe sichtbar.)
Schwester: Ach du liebe Zeit,
Guter Humor flieht weit;
Wo Schmalhans ist Küchenmeister,
Verschwinden die lustigen Geister.
(Arbeitet und spricht daneben:)
Ja in meiner Aeltermutter Tagen,
Da konnt' man in diesem Hause von Glücke sagen,
Da standen die Erdmännlein ihm zu Gebot,
Die halfen der Großmutter oft aus der Noth.
Nicht selten, wenn sie im Gedränge war,
Retteten Erdmännlein sie aus Noth und Gefahr.
Ueberhaupt, fromme Mädchen und ehrbare Frauen,
Die konnten sich ihnen völlig vertrauen;

Nur bösem Volke und Lumpenpack
Dem spielten sie gern einen Schabernack.
(Mit einem Seufzer:)
O gute Zeit, ach Erdmännlein Schaar,
Entschwunden seid ihr nun manches Jahr;
Seitdem die Aufklärung ist über uns kommen,
Habt ihr lieben Nachbarn Reißaus genommen.
Ei kehrtet ihr wieder um,
Ich gäbe was drum!
(Unterirdisches Pochen. Sie springt erschreckt auf und horcht gespannt:)
Hat's nicht gepocht?
Wie bin ich verhofft!
(Setzt sich wieder und deutet auf Tisch, Wand und Boden und auf den Bruder:)
Da soll ich noch zwei Mieder einfassen,
Die mein fauler Bruder mir übrig gelassen,
Dort auf den Latz eine Rose sticken, —
Dem ein schreckliches Loch im Strumpfe flicken;
Die Stube! Ach sie sieht grauenhaft aus,
Wie bring' ich das viele Geschnipfel hinaus?
Aber (gähnend und die Augen reibend) die Augen fallen mir zu —
(Wieder gähnend:)
Ich kann nicht länger — ich schmachte nach Ruh.
(Setzt sich mit gefalteten Händen auf ihren Sitz und schläft ein.)
Erdpunker (erscheint aus der Erde[1]) oder Wand hervor und spricht):
Aus alter Treu' und Anhänglichkeit,
Auch weil sie hat viel Aehnlichkeit
Mit ihrer Aeltermutter, tröst' sie Gott,
Wollen wir ihr helfen aus ihrer Noth.
Nicht vergebens sie nach uns verlangt;
Doch weil dem Geschlecht von heut vor Geistern bangt,
So komm' ich, während sie schläft, mit meinen Gesellen,
Wie einst bei der Ahnfrau das Haus zu bestellen.

---

[1]) Aus der Erde hervor, — das war im gegebenen Fall von der Treppe des tiefergelegenen Mineralienkabinets herauf.

(Er klopft mit seinem Hammer auf den Boden, worauf hinter dem Tisch hervor, zur Thür herein, die Treppe herauf rc. Erdmännlein kommen mit Besen, Kehrwisch, Tüchern rc. Er spricht indeß:)

Knappen herauf, Knappen herein,
Kehret und feget die Stube hier rein,
Ordnet den Schrein —
Fädelt mit Seide die Nadeln auch ein,
Stickt und vollendet die Miederlein,
Stoppt dem den Strumpf gleich am Bein!

(Der Schneider ist schon seit einer Weile erwacht, hat aber furchtsam hinter seinem Mantel hervorgeblickt, jetzt gibt er Staunen und Schrecken kund; da die Erdmännlein sein Bein erfassen, geräth er außer sich, strampelt, stößt; es hilft aber nichts, er wird gehalten, Einer näht drauf los. Erdpunker fährt fort:)

So wird schön Jüngferlein
Mit uns zufrieden sein.

(Ein ganz kleines Erdmännlein kehrt eifrig die Schnitzeln auf dem Boden zusammen und spricht:)

Schnitzel Schnitzel Schnitzel Schnatz,
Die Schneid'rin ist ein lieber Schatz,
Drum kehr' ich ihr das ganze Haus
Und kehre alle Schnitzeln 'naus.

(Erdpunker klopft mit dem Hammer; er und die Gesellen verlaufen sich)

Schneider (streckt den Kopf empor, sieht ihnen nach und ruft mit halberstickter Stimme):
Schwester — Schwester! Schwester wach auf!

Schwester (dehnt sich, reibt die Augen und spricht):
Was weckst du mich doch —
Ich wollt', ich schliefe noch!
Hab' einen gar lieblichen Traum gehabt.

Schneider (auf sein Bein deutend):
Mich haben sie indessen am Bein ertappt.

Schwester: Wer?

Schneider: Wer? Wer anders als die unterird'schen Gesellen,
Von welchen die Ahnfrau so viel konnt' erzählen.

Schwester (rasch und freudig aufspringend):

So ist's kein leerer Traum — ist's wirklich wahr?
Hast du sie auch gesehen, die Erdmännleinschaar?
Schneider: Gesehen, (auf sein Bein klopfend) und empfunden!
Schwester: Dafür danke dem Herrn,
Der durch sie uns will Gutes bescheer'n!
Schneider: Das laß' ich mir gerne gefallen,
Nur gegen das Strumpfrepariren
Muß ich gehorsamst depreciren.
Schwester: O warum bin ich nicht auch erwacht,
Wie gern hätt' ich ihnen meinen Gruß dargebracht!
(Die Hinterwand theilt sich, Erdmännleins Königin, dunkel gekleidet, mit Gold und Steinen besäct, ein funkelndes Steindiadem auf dem Haupt, erscheint in Mitte ihrer Knappen, deren jeder ein schönes Mineral hält; sie spricht:)
Eure Liebe zu meinen Vasallen
Hat mich gerührt, hat mir gefallen;
Erdmännleins Königin
Lohnt gern dankbaren Sinn.
Aus der Erde tiefestem Schacht
Hab' ich euch seltne Gesteine gebracht,
Auch andre Gebilde, edles Metall,
In tausend Gestalten den klaren Krystall;
Mit diesen möget ihr Handel beginnen,
Mit Ehren und Fleiß euch Schätze gewinnen.
Wie ihr dies anzufangen habt,
Mein Diener Erdpunker euch sagt.
Erdpunker: Nach meiner Königin höchsten Befehlen
Werde ich dies in Kurzem erzählen.
Packt diese Fossilien sorgsam ein
Und ziehet damit in die Stadt hinein.
Durchkreuzet die Plätze, durchwandert die Straßen,
Bis Einen ihr findet, der ganz gelassen,
Die Brill' auf der Nas', ein Buch in der Hand,
Lesend dahinzieht, als spaziert' er auf'm Land.
Dem naht euch und ruft ihm „Herr Doktor" in's Ohr
Und haltet ihm eure Krystalle vor!
Erblickt er diese, so ist er gefangen,
So darf euch für euren Handel nicht bangen.
Das Uebrige wird in der Praxis sich finden,
Jetzt ziehet dahin, euer Glück zu begründen.

Schneider und Schwester: Wie sollen wir dir, erhabene Königin, danken?
Königin: Durch Rechtthun ohne Wanken,
Durch Glauben an Den, der über uns Allen thront,
Der die Bösen bestraft, die Guten belohnt.
Beide Geschwister: Wir geloben es dir, es sei unser ernstes Bestreben;
Dank dir, o Königin! Hoch sollst du leben!
(Ende des ersten Aktes.)

Sollte der Leser, der diesen ersten Akt nun kennen gelernt hat, nicht auch begierig nach dem Schlusse sein? Ich dächte. Also II. Akt:

(Schneiderstube. Die Schwester tritt ein, legt Strohhut und Körbchen ab, wischt sich die Stirn; fröhlich bewegt:)
Da komm' ich nun aus der Stadt,
Wo es uns Thaler[1]) geregnet hat.
Der rechte Mann ward bald aufgefunden,
Und kaum war eine Stunde entschwunden,
So war unser Körblein schon gänzlich leer;
Ja, soviel wir ihm boten, stets wollt' er noch mehr.
Ich hab' ihn aber auch von Herzen gern,
Den lieben, braven gnädigen Herrn.

Mein Bruder that das Geld gleich vertheilen —
Dann rennt er davon, war nicht zu ereilen.
Da dachte ich: Lauf zu! Ich will vor Allem
In die Kirch', auf meine Kniee fallen,
Will danken unserm lieben Herrgott,
Der uns verhilft zu ehrlichem Brod. —
Dann mußt' ich, was Noth thut, für's Haus einkaufen
Und, vor die Sonne sinkt, nach Hause laufen.
(Sie packt ihr Körbchen aus:)
Hier ist nun Brod, da Zwirn, Häfteln und Band,
Kurz, was zum Schneidern gehört, allerhand;

---

1) Darunter verstund man damals sog. Bayer- oder etwa Kronenthaler.

Das Arbeiten ist nun eine wahre Lust,
Kein Hunger quälet den Magen, keine Sorge die Brust.
Da können wir uns wohl sein lassen,
Sollen nicht darben, sollen nicht prassen,
Denn nur den Mäßigen bleiben die Erdmännlein hold,
Nur den Fleißigen spenden sie Gold!

(Sie blickt zum Fenster hinaus und spricht in abgebrochenen Reden unwillig:)

Ah! da seh' ich meinen Bruder herkommen —
Was für einen Kameraden hat der mitgenommen?
Der gefällt mir nicht — der sieht verdächtig aus,
Herr Jemine! — er tritt gar mit ihm in's Haus!

(Man hört den Vorsaal durchschreiten, poltern, lachen; unter Taumeln und Lärmen treten Schneider und Kamerad herein und besetzen den Tisch mit Eßwaaren und Getränk:)

Schneider: So Kamerad, mach dir's kommod,
Schenke dir ein, nimm Wurst dir und Brod,
Laß dir's in meinem Hause gefallen,
Von nun an soll die Freude drin schallen.

(Beide stürzen ein paar Becher voll hinunter, während die Schwester staunend, scheu und mißbilligend zuhört und =sieht. Da der Schneider sie gewahrt:)

Ih Schwesterchen, bist du auch schon zurück?
Komm her und stoß an, auf unser Glück!

(Die Schwester weist den Becher zurück.)

Kamerad (höhnisch): Es scheint, dem Jüngferchen ist etwas über die Leber gekrochen.

Schwester (flehend): Bruder, mein Bruder, du hast mir so ernstlich versprochen.

Schneider: Weiß schon, weiß schon, recht fleißig zu sein,
Sieh, Schwester, vorerst bin ich's beim Wein.
Schenk mir recht fleißig ein —
Sei du ganz ruhig, mein Schwesterlein!

(Schwester blickt gen Himmel, wischt sich eine Thräne ab, dann setzt sie sich zur Arbeit, während die zweie trinken, singen und lachen.)

Kamerad (zieht Würfel und Karten heraus):
Beliebt jetzt ein Spiel?

Schneider: Mit Vergnügen. Um wie viel?

Kamerad: Je höher, je lieber.
Schwester (legt ihre Arbeit weg, blickt erzürnt den Kameraden, kopfschüttelnd den Bruder an):
Ich bekomme vor Aerger das Fieber.
(An der Thür wird geklopft, die Schwester öffnet, ein alter Mann mit langem weißem Bart, in einer Bluse mit Kapuze tritt an einem Stabe mühsam ein und wendet sich erst an die Beiden, dann an die Schwester:)
Vergönnt ihr guten Leute einem armen Mann,
Der kaum mehr weiter schreiten kann,
Auf jene Bank sich hinzulegen,
Der Ruhe auf ein Stündchen dort zu pflegen.
Schwester: Von Herzen gern!
Ihr kommt wohl von fern?
Wollt ihr euch erst mit Speise erquicken,
Oder sogleich zum Schlafen anschicken?
(Der Greis weiset die Speise ab, legt sich zur Ruhe und scheint sogleich einzuschlafen.)
Schwester (betrachtet ihn theilnehmend, dann zu ihrem Bruder gewendet):
O sieh, mein Bruder, den armen Greis!
Wie glänzen die Haare so silberweiß,
Welch ein Friede malt sich auf seinem Gesicht,
(den Finger auf den Mund legend)
St! Störe des Müden Ruhe nicht!
(Sie tritt zu ihrem Bruder und ihn ein wenig zu sich vorziehend spricht sie halblaut, aber sehr dringend:)
Ich bitt' dich, entlaß doch diesen Gesellen!
(Laut:) Ich will dir sogleich ein Lager bestellen.
Bruder und Kamerad (zugleich):
Nichts da, bis die Flaschen nicht ausgeleert,
Keiner von uns des Schlafes begehrt.
(Sie trinken, spielen und lachen fort.)
Schwester (im Ausdruck tiefer Betrübniß, mit gefalteten Händen, kniet nahe an ihrem Sitz nieder und ist wie in Nachdenken versunken; plötzlich erhebt sie das Haupt, dann neigt sie sich gegen die Erde hinab und klopft mit dem Mittelfinger der Rechten auf den Fußboden):
Lieb' Erdmännlein, Erdmännlein, stehet mir bei,
Ach machet den Bruder vom Bösen mir frei!

Nichts will ich von Gold noch von Silber erringen,
Nur rettet ihn mir aus Satans Schlingen.

Der Greis (erhebt sich langsam, legt Kapuze, Bluse und Bart ab und steht als Erdpunker vor der Schwester, während die zwei Kameraden, trunken von Wein und Tumult, auf ihren Sitzen eingeschlafen sind):
Schon eh du gerufen, war ich da,
Dem Hilfreichen ist immer die Hilfe auch nah.
Was du begehrest, soll ihm geschehen,
Doch muß er vorerst eine Strafe bestehen.

(Er stellt sich vor die beiden Schlafenden und verwandelt den Kopf des Bruders in einen Esels-, und den des Kameraden in einen Teufelskopf. Die Beiden dehnen sich, wachen auf, erblicken sich und erschrecken vor einander. Erdpunker spricht:)
Nun, ihr lustigen Brüder,
Laßt euch gefälligst auf's Neue nieder!

Kamerad (auf den Schneider deutend):
Zu einem Esel? — nein — nein!

Schneider (auf den Kameraden deutend):
Zum leibhaftigen — nein nein nein nein!

(Er wendet sich mit aufgehobenen Händen und sehr weinerlicher Stimme zur Schwester:)
O allerliebste Schwester mein,
(sich am Kopfe betastend)
Mit mir muß etwas vorgegangen sein.
Es ist mir so erschrecklich schwer im Kopf.
Ich komm' mir vor wie ein recht dummer Tropf.

Schwester: Es wird höchst wahrscheinlich was dran sein,
Beschau dich nur in diesem Spiegelein!

(Sie hält ihm ein Spiegelchen hin, er beschaut sich drein und läßt es entsetzt fallen. Dann nimmt er ein Sacktuch aus der Tasche, mit dem er sich heulend und weinend die Augen wischt, indem er auf- und abläuft:)

Erdpunker (hält auch dem Kameraden einen Spiegel hin):
Sieh hier deine wahre Physiognomie!
Besserst du dich nicht, — so vergeht sie dir nie.
Willst dich aber reuig zum Guten bekehren,
Dann soll dein menschlich Antlitz wiederkehren.

(Er bedeutet ihm — mit der Hand gegen die Thüre zeigend — daß er fortgehen soll, was dieser auch kopfhängend thut.)

(Erdpunker und Schwester zu beiden Seiten, der Esel tritt in ihre Mitte, fällt auf die Kniee und fleht mit aufgehobenen Händen bald zum einen, bald zum andren.)

Esel: Habet Mitleid, habet Erbarmen
Mit mir Elenden, mit mir Armen,
Helft mir von diesem Eselsgesicht,
Die Schande ertrag' ich länger nicht.

Erdpunker: Niemand als du selber kannst dir helfen.

Esel: Sag an, was ist zu thun, was ist zu lassen?

Erdpunker: Die Tugend lieben, das Laster hassen,
Was du erwirbst, nicht sogleich verprassen,
Nicht herumschlenzen auf den Straßen,
Nicht Kameraden holen in den Gassen.
Fleißig sollst sein
Wie dein Schwesterlein,
Mäßigkeit üben,
Niemand betrüben,
Das Alter ehren,
Nicht zuviel begehren,
Höflich und gut sein mit Allen, —
Thust du das,
Dann wird das Eselsgesicht dir abfallen.

Esel (tief seufzend): Ach —!

Schwester (mit dem Ausdruck des Mitleids gegen ihren Bruder, naht sich schmeichelnd dem Erdpunker):
Edler Junker,
Herr Erdpunker,
Was Ihr sprecht,
Ist ganz gerecht,
Doch Ihr wißt,
Wie schwer es ist,
Aendern sich an Einem Tag;
Fällt ja auch kein Baum auf Einen Schlag.
Drum seid gut
Und geruht,
Löst den Eselskopf
Ihm vom Schopf!

Esel (bittet aufs Neue und dringender als je):
Habt Erbarmen
Mit mir Armen!

Erdpunker (zur Schwester): Um deinetwillen ergehe
Gnad für Recht.
(Er löst ihm den Eselskopf ab.)
Schneider (noch immer knieend, betastet sich die Stirn, blickt
Beide halb weinerlich, halb freundlich an und spricht):
Ach ich bin noch völlig dumm —
Nichts für ungut — wahrer Dank ist stumm!

Ende.

Wenn der von Friederike selber aus Pappendeckel gedrehte, genähte und schließlich bemalte Eselskopf mit seinen mächtigen Ohren das, was er sein sollte, mehr symbolisch andeutete als wirklich vorstellte, so war er doch ausdrucksvoll genug, um in seinen Rechts- und Linksbewegungen oder den Schultern des zappelnden bittenden Schneiderleins den Zuschauern zum Ergötzen zu dienen. Ueberhaupt wußte Friederike bei derlei Unternehmungen einerseits die Requisiten mit wenig Aufwand, aber vielem Geschick und Humor zu bereiten, andrerseits das Hauptgewicht so entschieden auf Inhalt und dramatische Darstellung zu legen, daß sie es mit den Zuthaten um so leichter nehmen konnte; ein ehrlich Stück Plage blieb freilich auch da noch ihr Theil und wenn die Wogen ein bischen über ihr zusammenschlugen, verredete sie wohl mit großer Ueberzeugung, je wieder solch eine Last sich aufzubürden; war dann aber die Aufführung zu herzlichem Vergnügen der Betheiligten wie der Zuschauer von Statten gegangen, so war auch aller Ueberdruß vergessen.

Solchen Lesern, die sich für den armen, dämonisch geplagten Joseph im sechsten Kapitel dieser Erinnerungen (Bd. I. S. 326 — 329) mögen interessirt haben, schalten wir nachfolgenden Brief Clemens Brentano's hier ein:

„Lieber Ringseis!

Wir bitten um deinen Beistand und Rath, heut Mittag kam jener arme landlaufende Joseph (von Baindelskirchen) zu uns, ganz erschöpft, mit kranken Füßen, von Hunden gebissen, sonst still und rührend. Er ist so herunter, daß er kaum essen kann, betet und jammert nur! Da er gar nicht weiß wohin, da Schlotthauer morgen verreist, so bitten wir dich, ob du ihm nicht auf einige Tage ins Hospital helfen willst, damit wir indessen mit dir überlegen können, ob für diesen höchst jammervollen Menschen nichts von uns gethan werden kann, komme doch noch heut, ihn zu sehen, und so du kannst ihm ins Hospital zu helfen, ich bin bereit, gern Etwas für ihn zu bezahlen, so dieses üblich ist.

Von Herzen dein

Samstag, 15. April 1837. Clemens Brentano."

So hatte also dieser arme Dulder Joseph, dem wir beim J. 1816 in seinen furchtbaren Zuständen begegnet sind, im J. 1837 noch nicht ausgeduldet! —

Im J. 1837 erhielt Ringseis den Rang eines Ministerialrathes.

Ein neues Zeichen des Vertrauens gab die Universität dem tapfern Kämpen für ihr Dasein und ihre Freiheit, als sie 1837 ihn zu ihrem Abgeordneten für die zweite Kammer der Stände ernannte. Als solcher brachte er gemeinsam mit den Vertretern der zwei andern Landes-Universitäten (Dr. Ernst v. Moy für Würzburg, Dr. Julius Stahl für Erlangen) einen Antrag auf Etatserhöhung für die Hochschulen ein und unterstützte ihn mit Gründen, die wir im Wesentlichen aus seinen Darlegungen an den König schon kennen.[1])

[1]) Siehe dreizehntes Kapitel.

Der bereits in früheren Ständeversammlungen eingebrachte Antrag auf Abschaffung des staatlichen Zahlenlotto ward auch diesmal erneuert. Unter den Rednern, welche ihn befürworteten, war Ringseis einer der feurigsten. Er führte aus: Das Lotto als Finanzquelle für den Staat sei an sich unsittlich; sagen, man könne das Lotto nicht entbehren, würde heißen, man könne nicht regieren, ohne unsittlich zu sein, hieße Gott selbst Lügen strafen, der die Unsittlichkeit unbedingt und Allen ohne Ausnahme verbeut, und Allen vielmehr einschärft: „Suchet zuerst die Gerechtigkeit, alles Uebrige wird euch zugeworfen." Nicht schlaffer als für den Einzelnen gelten die Gebote der Religion und Sittlichkeit für die Regierenden, die Vormünder und Väter des Landes, sondern ohne Vergleich strenger noch und gebietender. Der Staat, der zur Deckung materieller, ja selbst intellektueller Bedürfnisse, als da sind Wissenschaften und Künste, unsittliche und unrechtliche Hilfsquellen benütze, gleiche dem Manne, der um eine Lücke der Mauer zu füllen, die Quaderstücke des Fundaments herausreiße. Propter vitam vivendi perdere causas. (Man hatte den Rath vernehmen lassen, das Lotto an den Grenzen zu dulden, um Geld vom Auslande ins Inland zu locken. R. erklärte Solches für unerlaubt selbst gegen den feindlichen, geschweige den befreundeten Nachbarn, — dazu unpolitisch, weil der Nachbar die Mittel zur Wiedervergeltung in Händen habe. Man werde nicht mächtiger durch Schwäche, nicht reicher durch Armuth, nicht gesünder durch Krankheit des Nachbarn.) — Ueberhaupt aber sei es auch unwirthschaftlich, den Baum und den Acker, von denen man Früchte, das Huhn, von dem man Eier wolle, zu schwächen und zu verderben. Ein Unterschied sei zwischen Staatswirthschaft und Plusmacherei, welch Letztere, um augenblickliche Bedürfnisse zu

befriedigen, das ganze Kapital selber verschlinge, propter pecuniam pecuniae perdere causas. So kurzsichtig und verderblich die Politik und Verwaltung sei, die sich schlechter, schlauer, pfiffiger Menschen bediene und dadurch Achtung und Vertrauen, ihre Lebenswurzeln beschädige, ebenso kurzsichtig und sich selber zerstörend sei die Afterfinanzweisheit, die Sünden und Laster begünstige, um sie im Sinne der modernen Industrie zu einer Finanzquelle zu machen, wie man jüngst wieder zum Hohne der Sittlichkeit in einem berühmten Badeorte gethan habe. Endlich sei es auch unpolitisch, in einer Zeit, da $^{19}/_{20}$ der Verbrechen Folgen der Armuth seien und der Antheil der Armuth an den Meutereien so erschreckend sich steigere, dieser Verarmung noch Vorschub zu leisten, und er, der Redner, müsse erinnern an das Wort, das der berühmteste neuere Diplomat in seiner bekannten Weise von der Ermordung des Herzogs von Enghien gesagt: „Das war nicht bloß ein Verbrechen, es war mehr, es war ein Mißgriff.“ Das Volk dürfe nicht sagen können: „Die Regierung sucht nur Geld zu erobern; Andern verbeut sie das Hazardspiel, um es selbst zu treiben; dem Unterthan soll die Religion nur Kappzaum sein, darum baut man neben den Kirchen für Gott den Herrn, in den Lotto-Kollekten dem Teufel viele 100 Kapellen.“ U. s. w.

Bald nachdem R. gesprochen, überraschte ein Abgeordneter, (derselbe, welchen schon Joseph Görres einst als seinen „Schwindelhafer ausfäend“ dargestellt hatte,) obwohl selbst für Aufhebung des Lotto sprechend, die Kammer mit folgender Auslassung: „Erwarten Sie von mir keine Kapuzinerpredigt über das sündhafte Menschengeschlecht, erwarten Sie nicht, daß ich den orthodoxen Rabbiner des dermalen überall und auch in unserer Mitte spukenden religiösen und politischen Mysticismus mache.

Meine beste Welt ist eben die nämliche, welche seit Jahrtausenden unter Gottes allmächtiger Vormundschaft, gleichwohl auch solchen abgelebten (!) Gespensterfehern gefallen muß und zwar — so wie sie ist." Er nannte keinen Namen, aber in der ganzen Kammer war Niemand im Zweifel, wer gemeint sei, es konnte kein Anderer sein, als der den Katechismus und eine oberstrichterliche Vorsehung zur Grundlage seiner Bekämpfung des Lotto gemacht. Seine Gesinnung theilten Viele; aber es hatte Keiner mit solcher Unmittelbarkeit und solcher Wucht das Gebot Gottes als das Entscheidende hingestellt.

Ringseis war also gewarnt. Widerfuhr ihm Derartiges, wo er mit solchem Recken unter Einer Fahne stritt, was hatte er zu gewärtigen, wenn er demselben sich zielrecht gegenüber stellte! Nur war R. nicht der Mann, auf derlei Warnungen zu achten. So gleichgiltig waren ihm zumeist persönliche Angriffe dieser Art, daß als er im Lauf der nämlichen Sitzung nochmal das Wort erhielt, um ein geschäftliches Bedenken darzulegen, er obigen Angriffes gar nicht Erwähnung that. Dr. Stahl sah sich veranlaßt, zu bemerken, er habe dafür, daß der verehrte Abgeordnete der Universität München nochmal das Wort erhalte, sich lebhaft interessirt in der Voraussetzung, derselbe werde den persönlich auf ihn gemachten Angriff erwidern, welchen Stahl von Herzen beklagen müsse.

Auch in der Erregtheit, womit im Laufe der Debatte der anerkannt maßvolle und ruhig besonnene Freiherr Max v. Freyberg zu Gunsten R.'s die schulmeisternde Art eines Ausschuß-Referenten zurückwies, fühlen wir deutlich noch die Empörung über jene vorhergegangene maßlose Ungezogenheit nachzittern. Der Schulmeisternde, ein wie es scheint sehr reizbarer Herr, hatte als Referent jenes geschäftliche Bedenken von Ringseis höchst ungnädig auf-

genommen. In der Folge polemisirte der Nämliche stark gegen „Prinzipien" überhaupt, meinte aber vor allen die von Ringseis vertretenen.

Die Kammer sprach mit 107 Stimmen gegen 10 sich für Abschaffung des Lotto aus. Der Landtagsabschied hingegen versagte die Genehmigung. Erst einer späteren Epoche war es vorbehalten, den Antrag durchzusetzen. Selbst wohlgesinnte Finanzmänner geriethen 1837 über die Zumuthung der Kammer und insbesondere über R.'s Rede in Aufregung, weil man noch nicht im Stande sei, den Ausfall zu decken. Möglich, daß Ringseis mit etwas zu hitzigem Eifer seine Lanze eingelegt, der Sache mit etwas einseitiger Ueberschätzung ihrer Schädlichkeit auf den Leib gerückt. Aber das Brockhaus'sche Convers.-Lexikon der Gegenwart nennt in seinem Artikel über Ringseis jene seine Rede eine schöne und feurige. Man beruft sich zu Gunsten der Staatslotterie häufig darauf, sie sei das beste Mittel, des Volkes Spiellust von heimlichen, verderblichen Spielen abzulenken. War aber diese Fürsorge ernst gemeint, wie durfte das Lotto zu solch einer ergiebigen, angeblich nicht zu entbehrenden Finanzquelle heranwachsen?

Als Rand-Arabeske schalten wir ein, daß in der Zeit zwischen 1837 und der Aufhebung des Lotto eine wackere Judenfrau vertrauensvoll zu Frau Friederike gekommen, um Ringseis' Fürwort für einen Verwandten von ihr nachzusuchen, der von einer geringen Lotto-Kollekte zu einer einträglicheren wünschte versetzt zu werden und dies verdiene durch die Thätigkeit, womit er am bisherigen Ort das fast ungebräuchliche Spiel in rechten Aufschwung gebracht habe. „O meine gute Frau," meinte Friederike lächelnd, „diesmal sind Sie an die unrechte Thür gekommen; dazu kann mein Mann Ihnen nicht behülflich sein." —

Doch kehren wir zu den Kämpfen des Landtags zurück!

Schon in einer der nächsten Sitzungen, dann zu verschiedenen Malen im Laufe der Gesammtsession fand R. die Gelegenheit, auch im Sachlichen sich jenen Herrn gegenüber zu stellen, welchen selbst in der Bundesgenossenschaft seine Gesinnung und insbesondere der „Feuereifer", womit er sie kundgab, so zuwider gewesen. Wie überall seit Einführung der mechanischen an Stelle der organischen Constitutionen, waren auch jene Vertreter des Liberalismus beherrscht von dem Wahn: Das was sie, die Kammern, die Majoritäten beschlössen, das sei an und für sich das Recht; sie machten sich zu Urhebern und Meistern dessen, was allem menschlichen Gesetz zu Grund liegen soll, des göttlichen Rechtes und Gesetzes, von dem allein alles menschliche Recht und Gesetz kann Kraft und Bedeutung erhalten, und des historischen Rechtes, das aus früheren Bedingungen sich organisch gebildet hat; sie verpflanzten hiemit in die Kammern den Wahn aller Despoten, aller Bureaukraten: L'état c'est moi — l'état c'est nous.

Ein Hauptanliegen jener Herren und der Bureaukratie war das eifrige Ablösen aller Zehentgebühren, in welchen man ein Haupthinderniß des landwirthschaftlichen Aufschwungs sah.[1]) Die damalige Berechtigung des Zehenten an und für sich wird Keiner läugnen, dem überhaupt Achtung für geschichtliche Rechtsverhältnisse innewohnt. Man erblickte aber, und zum Theil wohl mit Grund eine Unbilligkeit darin, daß von solchen besonderen Aufbesserungen eines Besitzes, deren Verdienst dem Zehentpflichtigen allein zuzuschreiben, zugleich der Zehentnehmer den Vortheil mitgenoß, obwohl andererseits wahr ist, daß

[1]) Sieh Beilage 2 z. J. 1837.

in schlechten Jahrgängen oder bei nachläßigem Landbau seitens des Pflichtigen der Zehentberechtigte häufig — aus Mitleid oder nothgedrungen — anstatt des Zehenten das Nachsehen hatte. Man ging denn auch hier damit um, das Kind mit dem Bad auszuschütten und durch Ablösung, womöglich zwangsweis gebotene, das Band zwischen den Zehentverknüpften völlig zu zerreißen, (wie es in der That allmählig, erst freiwillig und seit 1848 zwangsweise und vollständig geschehen ist.) Ringseis war den Anschauungen treu geblieben, die er im Verkehr mit Freund Bairhammer und mit Adam Müller, sowie durch eigenes eifriges Studium sich erworben; er war im Klaren über den Fluch der Alleinherrschaft des Geldes, bekämpfte diese Geldwirthschaft mit allen Gründen und bestand darauf, die Zehenten sollten, anstatt abgelöst, fixirt werden, d. h. sie sollten Naturalabgabe bleiben, wodurch der Bauer davor gesichert werde, baar Geld zur Steuer beim Wucherer suchen zu müssen, es solle jedoch die Höhe dieser Naturalabgabe ein- für allemal nach Maßgabe der Grund- und sonstigen Verhältnisse festgestellt werden, auf daß die Aufbesserung dem Zehentpflichtigen ungeschmälert zu gut komme. Aber auch dieses wollte er nicht durch Zwang erreicht wissen. Ringseis sagte voraus, daß bei Nichtannahme eines derartigen Mittelweges alles Land in Folge der Ablösung in die Abhängigkeit einer Schaar von Geldmännern gerathen müsse, weil Jedermann dann baares Geld bedürfe, Niemand mit dem Produkt des Bodens oder seines Fleißes unmittelbar seine Bedürfnisse eintauschen könne, Jeder also den Geldmann brauche, dieser dann aber Regen und Sonnenschein des Wohlstandes allein in Händen habe.

Auch die Beamten, so war seine Ueberzeugung, sollten vom Staat wieder wie ehedem einen Theil ihrer Besol-

dung in Naturalien erhalten, einmal um sie für die wichtigsten Lebensbedürfnisse unabhängig zu machen von den Schwankungen der Preise, sodann um den Staat selber nicht unter das Joch der Geldaristokratie zu bringen.

Ringseis' Grundsatz war: Der Staat solle von Allem, was zum Leben unentbehrlich ist, eine gewisse Menge besitzen, ungeachtet seine Besitzthümer, seine Unternehmungen weniger ausgenutzt, mit minderem Eifer betrieben werden als die der Einzelnen; dafür aber könne er in Zeiten des Mangels dem armen Manne das Unentbehrliche wohlfeiler bieten, in Zeiten des Ueberflusses die Preise, die zum Schaden der Verkäufer zu niedrig werden, durch Zurückhaltung seiner Vorräthe in die Höhe treiben. „Welch ein Grundfehler," pflegte er zu sagen, „muß in einer Staatsverwaltung liegen, in welcher der Segen des Himmels, eine reiche Erndte, wie wir so oft die Klage vernehmen, dem Lande Verlegenheit und Unheil bereitet!"

Höchlich rügte er den herrschenden und ausdrücklich betonten Grundsatz, daß Geld und wiederum Geld Anfang und Ende aller Staatswirthschaft darstelle, wodurch das Mittel zum Zweck erhoben werde. Anfang und Grundlage des Staates seien vielmehr Viehzucht und Ackerbau, Ende und Blüthe seien Gewerbe, Künste und Wissenschaften, und nur in der Mitte, d. h. nur vermittelnd habe sich der Handel, das Geld zu bewegen. Drastisch erinnerte Ringseis diejenigen, die Alles in Geld verwandeln und aus Geld herleiten wollen, an eine berühmte Fabel des Alterthums.

Während die Gegner alle Augenblicke R. und seinen Collegen (zunächst Ernst v. Moy) den doktrinären Professor vorwarfen, der immer nur auf Prinzipien reite, worauf R. bemerkte, ohne Prinzipien handle Keiner, nur Einige nach guten, Andre nach schlechten, Einige nach primitiven,

Andre nach abgeleiteten, Einige an ihren Prinzipien festhaltend, Andre sie wechselnd wie Kalender und Kleider, Einige mit klarem, Andre mit unklarem Bewußtsein, merkten die Herren es nicht, daß gerade sie am meisten auf unfruchtbaren Theorien herumritten, in hohlen Idealen — vielfach der französischen Revolutionszeit — sich bewegten, und die Nämlichen, die keine Achtung für das noch bestehende historische Recht bezeugten, holten aus seichten Geschichtswerken die Waffen, um zu beweisen, daß in grauer Vorzeit, unter Karl dem Großen und den mittelalterlichen Päpsten diese „angeblichen" Rechte seien unrechtmäßig erworben worden.

Gegen solche geschichtsrhetorische Auslassungen bemerkte R.: Gesetzt, nicht zugegeben, daß dem also wäre, komme es bei Beurtheilung der Rechtlichkeit oder Unrechtlichkeit des gegenwärtigen Zehenten nicht auf seine ursprüngliche Entstehung an, sondern darauf, unter welchen Verhältnissen gegenwärtig die Zehentberechtigten den Zehent erworben, die Pflichtigen ihn übernommen hätten. Denn kein einziges Grundstück sei mehr in den Händen der ursprünglichen Besitzer, und er, R., behaupte: Zur Zeit bezahle kein Pflichtiger den Zehenten aus seinem Vermögen, denn jeder jetzt lebende Zehentpflichtige habe Grund und Boden gerade um so viel Capitalsumme weniger, jeder jetzt lebende Zehentberechtigte aber um so viel theurer erworben, als der zum Capital erhobene Zehent betrage. Der Zehent sei somit nur ein Zins, ein Pachtgeld, eine Vergeltung für die Benützung, die dem Pflichtigen ohne Capital, also unentgeltlich, vom Berechtigten überlassen worden. Besonders aber betonte R., daß durch die Ablösungen die Regierung ihre physische Wurzel im Land und dadurch einen großen Theil ihrer politischen Macht verliere. Den liberalseinwollenden Herum=

nagern aber, am Rechte des Adels und der Geistlichkeit rief er zu: Hütet euch! In Kurzem werden eure Knechte und Mägde und alle Nichtbesitzenden wider euch aufstehn, und nachdem ihr die Rechte der über euch Stehenden mißachtet habt, auch die eurigen mit Füßen treten. „Beherziget, was Mirabeau zu Josef II. gesagt hat: ‚Sire, die Antastung des kleinsten Besitzthums erschüttert die Krone auf Ihrem Haupt‘, und er hätte hinzufügen dürfen: Das Haupt unter Ihrer Krone!“ Hierauf Sturm des Unwillens in der Kammer und in den Zeitungen; so etwas in dem in Loyalität ersterbenden Bayern!

Im Ministerium, das schon zu tiefst in den Ablösungen steckte und die Beamten nach Maßstab ihres Ablösungseifers belobte, stieß Ringseis auf den heftigsten Widerstand; Herr v. Abel, damals Ministerialrath, (aber schon am 4. Nov. d. J. selbst Träger des Portefeuille an Stelle des Fürsten Wallerstein,) war so aufgebracht über Ringseis, daß der Minister Letzteren in Schutz nehmen mußte. Der König äußerte: „Der Muckerl meint es gut, aber er geht zu weit.“ Doch hatte Ringseis die Genugthuung, daß schon im folgenden Jahr die theilweise Naturalbesoldung der Beamten wieder eingeführt wurde; (leider ist sie unter Max II. abermals aufgehoben worden). König Ludwig aber und Andere haben in der Folge Ringseis zugestanden: „Ihre Vorhersagungen erfüllen sich.“

Es steht der Schreiberin nicht zu, ein Urtheil zu fällen, ob und inwiefern im einen oder andern Punkte Ringseis aus seinen gewiß richtigen Grundanschauungen etwa eine zu schroffe Folgerung gezogen. Wir denken hier z. B. an die Zwangsabtretung von Grundeigenthum (Expropriation), welche Ringseis auf den Nothfall beschränkt wissen wollte, wogegen auch conservativ Gesinnte sie zu Gunsten des öffentlichen Nutzens

ausdehnbar erklärten. Ringseis' Bedenken war begreiflich, wenn er sah, wie mit dem geschichtlichen Recht und Besitz zu Gunsten eines angeblichen „Staatszweckes" vielfach mit einer Willkür umgesprungen wurde, die er, freilich zu großer Empörung des Liberalismus, trotz alles gesetzlichen Scheines als revolutionär bezeichnen mußte, — begreiflich war sein Bedenken in einer Zeit, worin nicht selten die Nutznießer industrieller Unternehmungen als die Hauptförderer des öffentlichen Nutzens, als die eigentlichen Größen der Zeit ausposaunt wurden und die Industrie als Götze auf dem Altare stund. — Da die Expropriation vorzüglich zu Gunsten der Eisenbahnen geschehen sollte, die Eisenbahnen aber vor allem der Industrie zu dienen haben, betonte Ringseis, die gegenwärtige Handhabung der Industrie, die nichtcorporative nämlich, bei welcher einige Wenige sehr reich werden, die Mehrheit arm, sei nicht gemeinnützlich, sondern gemeinschädlich. Industrie sei löblich, aber nicht auf Kosten des täglichen Brodes.[1])

Von der Verfassungs-Urkunde wurde öfter in einer Art Verzückung gesprochen wie von einem Mysterium der Vollkommenheit. Wider die Abgeschmacktheit nun, als wurzle in ihr erst alles Recht in Bayern, als habe sie nicht vor Allem die Aufgabe gehabt, das bestehende Recht zu verbürgen, warf Ringseis mit ernster Ironie die Frage auf, ob etwa das Recht unserer Dynastie erst durch die

---

[1]) Man erzählte sich, in einem Nachbarlande seien bei der Kammer Klagen eingelaufen, daß ein gewisser Fabrikbetrieb die Gewässer der betreffenden Gegend ungenießbar mache für Menschen und Fische; letztere stünden um; ein aufgeklärter Redner aber habe in heiligem Eifer gerufen: „Meine Herren! Wo die gemeinnützigen Interessen der Induschtrie auf dem Spiele stehn, da haben Mensch und Fisch zu schwäigen."

Verfassungsurkunde begründet sei. Damit war nicht gesagt, daß Einer der Gegenwärtigen an der älteren Begründung dieses Rechtes zweifle; vielmehr sollten durch deren Zweifellosigkeit die blinden Anbeter jener Urkunde ad absurdum geführt werden. Aber der gegnerische Redner schlug gleichsam ein Kreuz vor Entsetzen: Was ihn vor Allem wundere, das sei, in diesem Saale solch eine Frage zu hören; wenn (ja eben wenn!) irgend ein Recht im Himmel begründet sei, so sei es das Recht der Dynastie! Sollte vielleicht diese Deklamation der Kammer einleuchtend machen, daß nur Ringseis und kein Anderer der Schreckliche sei, welcher das Recht der Dynastien in Frage gestellt? Derlei Kunstgriffe kamen vor; als Professor v. Moy gewarnt hatte, das nach der Herrschaft ringende System drohe Bayerns Bevölkerung mit der Zeit in Heloten einer-, und Genießende andrerseits zu verwandeln, da beklagte ebenfalls ein Redner, „in diesem Saale" das Wort „Heloten" gehört zu haben, und ließ einfließen, er wolle zwar nicht glauben, daß Herr v. Moy die Absicht habe, das Institut der Heloten in unserm Bayerlande wieder (!) ins Leben zu rufen u. s. w., gab also zu verstehen, solch ein Herzenswunsch sei allerdings in Herrn v. Moy's Worten zu vermuthen gewesen. Daß Ringseis, weil er die jetzige (nichtcorporative) Handhabung der Industrie mißbilligte, als Feind der Industrie schlechtweg bezeichnet wurde, verstund sich von selbst.[1])

Ganz durchdrungen von der Sache und ganz absehend von den Personen, hatte Ringseis kein Arg, dem Zug seiner Natur gemäß die Dinge mit den kräftigsten, farbenreichsten Ausdrücken zu bezeichnen. Das nahmen die Gegner denn öfter persönlich übel. Wo er solches

---

[1]) Sieh über verschiedne der hier oben erwähnten Themate die Beilagen.

bemerkte, sprach er alsbald sein Leidwesen aus, ohne bezüglich der Sache ein Wort zurückzunehmen. Gegner, welche für diesen Charakterzug Aug' und Sinn hatten, konnten ihm auf die Länge nicht gram sein. Aber nicht Jedem schien dies Verständniß gegeben und es war kein Wunder, wenn ob der Art, wie Manche ihn befehdeten, und ob so vieler Verkehrtheit auch dem persönlich so langmüthigen Ringseis öfter und besonders gegen das Ende zu die Galle stieg. Dennoch finden wir nur an zwei Stellen, daß er mit seiner Ironie die Gegner persönlich auf's Korn genommen, einmal, als sogar im Referat über gewünschte Entsendung junger Aerzte nach Gräfenberg oder bei ähnlichem Anlaß die Frage, ob „Mystiker" oder „Nichtmystiker", eine Rolle spielte,[1]) — dann als Ringseis das fortgesetzt ungehörige Benehmen eines Abgeordneten gegen ihn rügte in einem Vergleich, der allerdings auf Gereiztheit schließen läßt.

Der gewaltigste Aufruhr der Gemüther entstund jedoch gegen Ende der Session, als Ringseis ein Votum, mit welchem er in der Kammer nicht zu Wort gekommen, in ein hiesiges Lokalblatt einrückte. Ob solches parlamentarisch gewesen, wissen wir nicht, der Sturm richtete sich jedenfalls gegen den Inhalt. Selbst Freunde und Gesinnungsgenossen beklagten den Schritt oder doch die Unverblümtheit, mit welcher Ringseis eine Anzahl von Beschlüssen der Majorität für verfassungswidrig erklärte; doch waren sie vermuthlich mehr in Aufregung, weil sie

---

[1]) Wir haben die betreffende Stelle in den gedruckten Verhandlungen und Beilagen nicht aufgefunden, hingegen eine Aeußerung des Ministers Fürst Wallerstein, welcher ebenfalls jene übermäßige Aufklärungs-Sorgfalt abweist — im Erkrankungsfalle werde wohl schwerlich gefragt werden, ob der etwa einzig am Ort vorhandene Arzt Mystiker oder Nichtmystiker sei.

die gehässige Deutung der Gegner fürchteten und erlebten, als weil sie den Inhalt selber mißbilligten. Oder sollte Ringseis Unrecht gehabt haben, wenn er betonte, die 200 Millionen Kapitalwerth des in Bayern eingezogenen katholischen Kirchengutes seien der Krone nicht zur unbedingten Verfügung, sondern im Reichsdeputationsschluß vom Jahr 1803 mit der lästigen Bedingung überlassen worden, einen Theil für Cultus und Unterricht zu verwenden? Im Concordat sei die Dotation „einiger Klöster" bedingt und noch nicht Eines sei aus Staatsmitteln dotirt. Ohne das katholische Kirchengut hätte der bayerische Staat um 200 Millionen mehr Schulden und diese müßten aus allgemeinem Seckel bestritten werden. Keineswegs also contribuire — (so war vermuthlich gesagt worden?) — die protestantische Bevölkerung Bayerns zur Dotation von Klöstern, sondern das katholische Kirchengut contribuire viele Millionen zur Erleichterung der Abgaben protestantischer Einwohner. Die katholische Bevölkerung bettele somit nicht bei der nichtkatholischen, sie bettele nicht bei der Kammer, sie bettele selbst nicht bei der Krone, sie habe ein unbestreitbares Recht, die Dotation einiger Klöster aus Staatsmitteln zu fordern, und die Kammer habe kein Recht, auch nicht das geringste, die Krone in der Erfüllung dieser ihrer Verbindlichkeit, sowie in der Ausübung ihrer Prärogative zu hindern, ebensowenig als sie ein Recht habe, die Krone zu hindern, ihre vor Errichtung der Verfassung contrahirten Schulden zu zahlen.[1])

Diesmal schienen nicht nur die gewöhnlichen Anti-Ringseis-Deklamatoren aus Rand und Band zu gerathen, — der oben erwähnte Redeblumenkünstler erschwang sich

---

[1]) Sieh Beilage 6a.

zur Bezeichnung: „Mystischer Gaukler“ — der Lärm war ein ungeheurer, ohne Zweifel vorbereitet und eingehetzt durch vielen vorhergegangenen Spott und Unglimpf in und außer der Kammer. Ringseis sagte in jenem Artikel vom betreffenden Rechte der Katholiken, dasselbe sei so unbestreitbar, daß er, falls er der entschiedenste Protestant wäre, aus Achtung für das Recht für die begehrte Dotation [1]) stimmen oder sich wenigstens aller Abstimmung enthalten würde. Selbstverständlich wollte Ringseis hiemit nicht einer andern Anschauung von Seite eines gerechten Protestanten über die Pflicht der Abstimmung vorgreifen, sondern nur in drastischer Weise sein Durchdrungensein vom in Rede stehenden Rechte bezeugen. An jene angebliche Forderung aber hängte sich insbesondere der Unwille des einen oder andern Redners. Kühler und klarer Denkende auch unter den Nichtkatholiken mochten die Sache billiger beurtheilen; oder sollten sie durch den Lärm einen Augenblick beschwindelt worden sein, so kamen sie bald wieder ins Gleichgewicht. So z. B. ist uns zwar unbekannt, wie der Abgeordnete prot. Dekan Böckh (nachmals Ober-Consistorialrath), — in vielen Stücken Ringseis' Gesinnungsgenosse, — in jenem Augenblick gedacht habe; das aber wissen wir, daß er in der Folge, mit diesem zusammentreffend, immer mit herzlicher Hochachtung ihm begegnete. — In der Replik, welche R. im erwähnten Blatt jenem Sturme folgen ließ, erklärte er, von seinen Aufstellungen kein Jota zurückzunehmen.[2]) Uebrigens hatte R. schon früher für die Ehre der Klöster, die von einem feinfühlenden Redner mit leuchtender Geschichts-

---

[1]) Es handelte sich zunächst um den Bau eines Mutterhauses für die barmherzigen Schwestern.

[2]) Sieh Beilage 6 b.

kenntniß eine Pest waren genannt worden, bei mehr als Einem Anlaß eine Lanze gebrochen.

Worin bestand denn nun R.'s parlamentarische Darlegung von Mysticismus, von welcher zu reden wir durch die Gegner Anlaß erhielten? Sollte man nicht meinen, er habe die hohe Kammer mit theologisch-philosophischen Excursen behelligt? Nicht doch! Die Worte Gott, Religion, Christenthum, Himmel und Erde, Fluch und Segen, womit wohl auch derlei Gegner gelegentlich um sich warfen, nannte er nicht als bloße Redeblumen, sondern mit jener Gluth der Ueberzeugung, welche sein ganzes Wesen durchströmte; und von der katholischen Kirche redete er als von einer Anstalt, die noch wahrhaftige Lebensberechtigung habe, und von den Klöstern, als seien sie zu etwas nütze und das nicht bloß in der Vergangenheit, sondern auch in Gegenwart und Zukunft. Das war sein Verbrechen, das konnte ihm, dem Arzte, dem Gelehrten, nicht verziehen werden; darum wurden ihm so häufig die Worte im Munde verdreht, excentrische oder fanatische Absichten hineingedeutelt, die nicht darin lagen.

Und worin bestand seine „Gespensterseherei"? Darin, daß er den Ruin des Landmannes durch die überwuchernde Geldwirthschaft voraussagte. Und heut! Wie ertönen schon aus so manchen dereinst blühenden Gauen des Bayerlands die Jammerrufe, daß der Untergang unsres ehedem so gesegneten Bauernstandes nicht etwa nur bevorstehe, sondern vielfach schon eingebrochen sei, daß der Bauer, von welchem weder der Staat noch sonst ein Gläubiger — letzterer höchstens einmal in wucherischer Weise — Zahlung in Naturalien annimmt, hülflos erliege an den Steuern und noch mehr an den Zinsen des nothwendig gewordenen fremden Kapitals, während durch Zufuhr aus Ungarn u. s. w. die Getreidepreise zu seinem Schaden die gedrücktesten

sind, und daß demzufolge der fleißigste Bauer in unsäglicher Plage ein freudloses Leben führe, ohne Hoffnung, durch alle die Plage jemals in eigener Kraft sich wieder emporzuschwingen. Dazu kommen freilich noch andere Faktoren, die Gesetze über Ansässigmachung, Gutsübergabe u. s. w., die wir aber dem nämlichen Zeitgeist verdanken, — und allerdings auch der Umstand, daß der Bauer vielfach in guten Tagen durch Uebermuth und Genußsucht sich versündigt hat, in manchen Gegenden troß einbrechenden Ruins sich noch versündigt. Heutzutage straft Gott solche Sünden der Völker durch verblendete Kammermajoritäten.

Ferner bestand R.'s Gespensterseherei darin, daß er schon 1837 die sociale Revolution vorhersah, von welcher uns seither das Jahr 1848 eine politische Einleitung gespielt hat, und welche freilich heutzutag in ganz anders deutlichen Umrissen am Horizont aufragt als im J. 1837. Höhnend wurde ihm zugerufen als dem Redner, der immer die Flammen des Abgrundes zucken lasse. Die Flammen der Petroleusen haben seither Antwort gegeben. Aber das ja galt als seine Missethat, daß er Deutschland, Bayern mit Frankreich zu vergleichen gewagt. Die Grundsätze hatten sich die Herren vielfach von dort geholt; daß aber auch die Folgen der Grundsätze nachrücken könnten, dazu schien ihnen der Weg von Paris nach München viel zu weit. Oder sollten nur dem Publikum darüber die Augen zugehalten werden?

Im Einzelnen also mochte R., der ausgesprochene Sanguiniker, zu weit gehen im Fürchten, Hoffen, Folgern, mochte zu weit greifen in den Ausdrücken, wie er denn auch in der Redefigur lieber von Millionen sprach als von Hunderttausenden und durch die eindringliche Betonung seiner Rede Fernerstehenden befremblich und über-

treibend erschien; dem Leser seiner Erinnerungen hat ja das momentan Ueberwallende, aber durch Schärfe des Geistes und Lauterkeit der Gesinnung immer wieder zum rechten Maß Zurückkehrende seines Wesens schon längst sich charakterisirt, — im Grund der Sache hat er nur allzusehr Recht behalten.

Als bei jenem letzten Kammersturm wider Ringseis sein Freund Ernst v. Moy erklärte, mit allem Seyn und Haben für R.'s Aufrichtigkeit und Rückhaltlosigkeit zu bürgen, da konnte er beifügen: „Wir Alle kennen ihn ja, haben ihn auf diesem Boden hier schon oft in der Weise sprechen gehört, die in diesem Aufsatze sich kund gibt. Mit Gluth, mit Heftigkeit zuweilen, vertritt er seine Ansicht, aber eben deßhalb bleibt nichts zurück, wenn er sie ausgesprochen hat." Und bei früherem Anlaß (Expropriation) hatte Minister Fürst Wallerstein, dessen diplomatische Glätte bei allem Leichtsinn und aller Verkehrtheit doch vielfach mit Gutmüthigkeit sich verband, über R. sich also ausgedrückt: „Eine verehrte Stimme, deren Anwesenheit ich in dem Augenblick nothgedrungener Erwiderung schmerzlich vermisse, eine Stimme, die man gerne hört, wenn man auch ihre Ansicht nicht zu theilen vermag, und der jedes gesprochene Wort aus der Tiefe des Herzens entquillt." [1] . . . . In diesem Licht ist er den Edlen unter seinen Gegnern in der Kammer auch in Erinnerung geblieben, ein geistvoller Ehrenmann, eine anima candida, mit seltener Unerschrockenheit seine selbständigen Anschauungen verfechtend.

[1]) Rührend war uns beim Durchblättern der Verhandlungen, wie Graf Karl v. Seinsheim, der als II. Präsident der Kammer fungirte, auch in den Augenblicken schwerster Anfechtung wider R., auch in Augenblicken eigener Unzufriedenheit mit demselben, nicht ermangelte, von ihm als seinem „Freunde" zu sprechen.

Der Abgeordnete einer Provinzial-Hauptstadt, ein geadelter Industrieller, drückte R. im Privatgespräch seine lebhafte Zustimmung zu dessen Anschauung und ihrer unerschrockenen Kundgabe aus. Ringseis erwiderte: „Und doch sind Sie mir bei der Abstimmung regelmäßig entgegen!" „Ja," meinte der gute Mann, „da würde ich von meinen Wählern gesteinigt, wenn ich in diesem Sinn stimmen wollte." Freiherr von der Tann (Vater des Heerführers), Abgeordneter und nach R.'s Ansicht aufrichtiger Gegner des falschen Liberalismus, forderte den Verfechter der Ordensrechte einmal auf, einen Antrag auf Einführung der Jesuiten zu bringen. R. schmunzelte und stellte ihm vor, von ihm als Protestanten würde solch ein Antrag weit eindrucksvoller sein. Von der Tann lachte mit und dabei blieb es.

Fürst Metternich, der noch 1837 München besuchte, bemerkte gegen R., den er zu sehen begehrt hatte, daß mehrere von dessen parlamentarischen Ausdrücken in die diplomatische Sprache übergegangen seien.

Bei alledem waren die parlamentären Kämpfe aufregend genug, um dem eifrigen Streiter auf die Dauer der Session alle Eßlust zu nehmen. Die Ferien gingen jenes Jahr in die Brüche.

Auch in der Folgezeit hat R. mit aufmerksamem Blick die politischen und socialen Zeitläufte beobachtet und sich bei Manchen im Ruf eines Schwarzsehers erhalten; (Montgelas sagte von ihm das völlig unzutreffende Wort: Ce mysanthrope de Ringseis), weil er, die Schäden der Zeit erkennend, deren in sich unabwendbare Folgen mit lebhafter Phantasie vorhersagte. Jenen, welche näher mit ihm verkehrten, galt er eher als ausgemachter Optimist, nicht nur weil er jedes erfreuliche Zeichen der Zeit mit vielleicht überschwänglicher Erwartung begrüßte, sondern

weil er auch über die von ihm prophezeiten Uebel hinaus mit stets verjüngter Schnellkraft hoffte auf eine künftige Erneuerung der Geister, auf Wendung zum Bessern. Das prophezeite Uebel sehn wir schon im Eintreffen; möge die gehoffte Heilung nicht ausbleiben!

Wir wissen nicht, während welcher Kammer-Epoche es gewesen, daß R. im geselligen Verkehr öfter und mit Behagen ein derb lustiges Anekdötchen erzählte, wie vor Zeiten eine bekannte Geldpersönlichkeit dem höchstseligen König Max I. des Langen und Breiten die Vortheile des Papiergeldes auseinandergesetzt, Allerhöchstderselbe aber ihm den Ueberfluß dieses Surrogats in einem sehr drastischen Worte bezeichnet habe. Einem ländlichen Bürgermeister, Mitglied der Kammer, war das Geschichtlein zu Ohren gekommen, und zweifellos fest es glaubend, brachte er es zum Beleg, wie auch Max I. die gerechte Abneigung gegen Papiergeld getheilt habe, in einer öffentlichen Sitzung vor. Die hohe Kammer faßte hierauf unter schallendem Gelächter den Beschluß, daß dem guten Bürgermeister für seine ungeziemende Erzählung eine Rüge zu ertheilen sei. Schelling aber war der Erste, der voll Vergnügen Ringseis Bericht erstattete, welch Unheil er mit seinem Geschichtlein angestiftet. —

Vor uns liegt ein Blatt, auf welchem Clemens Brentano als kühler Zuschauer bei den Landtagskämpfen seinem muthwilligen Humor in einer Carrikaturzeichnung Luft gemacht. Verstehen wir auch nicht Alles deutlich, so ist doch klar, daß die mit der landesüblichen Pelzhaube gekrönte Frau Landbötin auf ihren Schultern den tapfern Kämpfer Ringseis trägt, der mit einer Art feurigen Ruthe den Landtagsofen scheint auszuputzen zu wollen, während eine ihn krönende kleine Viktoria einen „neutral konfessionellen Entrechat“ vollführt. Frau Oberin Ignatia

von den barmherzigen Schwestern steht zur Schürung des Feuers bereit, während der Klosterbeichtvater knieend betet um Lakryzensaft — ohne Zweifel zur Kehlenanfeuchtung für den eifrigen Redner. Die Freunde v. Moy und Anton Seyfried stehn in höchst angelegentlichem Gespräch, wie es scheint über den Werth des Enthusiasmus, — bei aller Unvollkommenheit der Zeichnung sind sie zum Aufschreien charakteristisch ähnlich. Aus dem Ofen ringelt sich ein „Schwindel"-Wölkchen empor; etliche Herren im Geleit eines auf den Kopf gestellten Schlangenteufelchens mit abgestürzter Krone, wahrscheinlich den revolutionären Geist darstellend, holen sich die gebratnen Aepfel der Verfassungs-Prärogativen aus den Bratröhren des Ofens. Inmitten all des Spektakels aber ringt Frau Friederike die Hände über dem Kopf und wünscht den ganzen Landtag hin wo der Pfeffer wächst.

Weil aber um jene Zeit Brentano's Gockelmärchen im Druck erschien, so schrieb er in das für Ringseis, den Prediger in der Wüste, bestimmte Exemplar die folgende Widmung:

„Dem allerunterthänigsten vergeblichen Vorsteller in Sachen des Landesgesetzes Artikel Hühnerzucht [1])

Weihnacht 1837, der theilnehmende Verfasser."

Zu Ringseis' Namenstag endlich schreibt er unter Mitsendung geräucherter Zungen:

„München, 15. Mai 1838.

Favete linguis, Ore favete omnes!

So rief der römische Herold das Volk bei heiligen Handlungen zum Stillschweigen auf. Ich aber will nur damit sagen:

---

1) Die Kenner des Märchens wissen, daß Raugraf Gockel von Hanau in demselben eine solche vergebliche Vorstellung beim König Eifrasius macht.

Nimm vorlieb mit diesen Zungen und laß sie deinem Munde wohl schmecken.

Sie gebühren dir wie dem römischen Herold die Zungen aller Opferthiere, und wie nach dem Schwedischen Kriegsrecht dem Regimentsgewaltigen die Zungen alles Schlachtviehs, das der Markedenter schlachtete, denn auch du bist ein Herold der Wahrheit, der oft den Ruhm des Prinzen Eugenius des edlen Ritters verkündete, und ich opfere dir die Zungen, o Muckerl! aller Wahrheit Zeugniß gebender Verkünder, zu Ehren des Nepomuks, der durch Schweigen aller Wahrheit Zeugniß gab und dir den Namen! und ich weihe dir die Zungen, weil ein Mährleindichter des Alterthums, Aesopus, seinem Herrn das Beste zu bringen, nur Zungen brachte, und das Schlimmste zu bringen, wieder nur Zungen.

Weil du nun der beste Ringseis bist, den wir haben, so nimm nun vorlieb mit dem Besten was Aesop hatte, denn es ist gut= und nicht schlimm=gemeint. Hätte ich wie du des Erasmus Büchlein de lingua, wollte ich dir bessere Sachen sagen, so aber weiß ich nichts mehr, als daß die Zungen eine moralische Beilage zum Gemüse sind. Quia veteres, dum sacra Harpocrati leguminibus oblatis facerent, intercinebant:

γλῶσσα τύχη, γλῶσσα δαίμων!" [1])

Auf der Außenseite des Briefes steht:

„Er wird meinen es sey a Gebirgs Stutzen.
" " " es sey a kloane Mandolin.
" " " es sey a . . . .
" " " es sey a Zwerglbaum,
" " " es sey die Zunge einer Hofdame nach dem Leibarzt Harz!

Dieses Alles sagt Barbara Schlotthauer in einem Athem und gratulirt schönstens."

Daß die stille Frau Barbara das Alles nicht in Einem Athem gesagt hat, dafür können wir gutstehn.

Besondren Spaß bereitete Friederike ihrem Ringseis gegen den Frühling des J. 1840 hin durch einen

[1]) Die Zunge ist ein Glück und ein Dämon.

kleinen Theaterabend, an welchem Kinder nebst halb und ganz Erwachsenen zwei Märchenspiele aufführten; erst eine Umarbeitung von Tieck's Rothkäppchen, in welcher das tragische Ende beseitigt, der Wolf im entscheidenden Augenblick durch den herbeikommenden Jäger erlegt wurde; dann jene „Frau Zirbelnuß", von welcher in Bd. II. S. 246/247 die Rede gewesen, und welche mit einer kleinen Abänderung des Schlusses viele Jahre später in Isabella Braun's Jugendblättern erschienen ist.

Hatte hier ein Freundeskreis an der heiteren Aufführung sich mit erfreut, so wurde im nämlichen Jahr für den Vater allein ein andres Stückchen von den Kindern dargestellt, „die kleine Spinnerin", worin Friederike in etlichen kurzen Scenen eine wunderbare Gebetserhörung dramatisirt hatte, welche ihr einst von einer Mitbetheiligten erzählt worden war. Würde es uns hier zu weit führen, das rührende Geschichtchen zum Besten zu geben, so ist dies uns vielleicht einmal vergönnt an andrem Ort, etwa in einer Sammlung von Friederikens Jugenderinnerungen.

Im August 1840 wurde in der prächtigen Lindenlaube, die den Garten von Ringseis' Amtswohnung schmückte, ein schönes Familienfest gefeiert. Friederikens großentheils von ihr erzogene Nichte Susette Wagner hielt Hochzeit mit dem jungen Lütticher Professor Dr. Anton Spring, der kaum ein Jahr früher einige Schritte weit von dieser Laube als Loe's Assistent im Spital geweilt hatte, dann als Stipendiat nach Paris gegangen war, dort durch Vermittlung von Abbé de Ram, dem Rektor der Universität Löwen, im Herbst 1839 den Antrag erhalten hatte, die Professur der Anatomie in Lüttich zu übernehmen, und obschon die Nothwendigkeit französischen Vortrages noch eisernen Fleiß im Studium

dieser Sprache erforderte, den Ruf freudigen Muthes angenommen und die neue Laufbahn betreten hatte. Schon am 5. November jenes Jahres 1839 meldet er in gehobener, jà muthwilliger Stimmung an Friederike nach München, er habe am Vormittag vor zahlreicher Zuhörerschaft zu seinem début académique zagenden Schrittes den Katheder bestiegen, dann aber herzhaft seinen französischen Discours vorgetragen als solch ein Meisterstück von Beredtsamkeit, Eleganz und Reinheit des Styls, „daß ich," schließt er, „mir selbst würde applaudirt haben, wenn es nicht die Zuhörer gethan hätten." Drei Vierteljahre später also feierte er nach der kirchlichen Trauung sein Hochzeitsfest in der besagten schönen Laube, wo die Tante der Braut ein von ihr gedichtetes humoristisches Festspiel in Scene gesetzt.

Wir haben uns hier nicht darüber zu verbreiten, welch bedeutende Stellung der so jung berufene Ausländer[1]), mancher Mißgunst zum Trotz, sich zu schaffen gewußt, wie er laut Bericht von Urtheilsbefugten binnen wenigen Jahren die Seele der medizinischen Fakultät geworden, ja vermöge seines klaren Geistes und einer Weltklugheit, die seinem Herzen keinen Eintrag that, auf die ganze Universität einen fruchtbringenden Einfluß geübt, wie zur Zeit, da er auf drei Jahre Rektor geworden, es schon lang üblich gewesen, daß die Kollegen aller vier Fakultäten in Fragen von allgemeiner Wichtigkeit seinen meist ausschlaggebenden Rath in Anspruch nahmen, wie er mit Aemtern und Würden ausgezeichnet worden und seine ärztliche Praxis ihn nach allen Gegenden Belgiens rief. (Ueber

1) Ringseis war von Abbé de Ram um Rath gefragt worden und meinte, der jeune homme de quatrevingts ans (statt vingtquatre) gebe die schönsten Hoffnungen. Zum Glück war es nicht Ringseis, der französisch vortragen sollte.

sein schriftstellerisches Hauptwerk sieh Beilage.) Obschon Spring dem Lande seiner Thätigkeit die lebendigste Theilnahme widmete, wie er denn schließlich seiner dort geborenen Kinder halber das belgische Indigenat begehrte, so gehörten doch der alten Heimath die innersten Fasern seines Herzens und nie konnte er bei seinen Besuchen in derselben, mitten im Jubel der Begrüßung, der ihm entgegenschallte, die tiefe Rührung verbergen, womit er diesen Heimathsboden betrat, die Verwandten und Freunde umarmte, an den Bergen emporblickte, die er als fröhlicher Student durchwandert hatte.[1]) Und wenn es wieder an's Scheiden ging, da mochte er es wohl tief empfinden, was es sei um ein getheiltes Herz. Die Verwandten und Freunde aber genossen seine Besuche in vollen Zügen. An Ringseis hing er mit der zärtlichsten Treue trotz einem leiblichen Neffen, wünschte auch dringend, demselben einen Uebersetzer für sein System der Medizin zu werben, (es scheiterte an dem Umstand, daß der 2. Band sollte abgewartet werden, der nicht erschienen ist,) erging sich mit ihm in Ernst und Scherz; es war köstlich, seinen trocken humoristischen Erzählungen zu lauschen, unwiderstehlich, sein in kurzen Stößen aus dem Innersten emporgluckendes Lachen zu beobachten. Von seinem letzten Besuche bei Ringseis am Starnbergersee ist uns in freundlicher Erinnerung ein Ausflug nach Schlehdorf, zu Spring's

[1]) „Bedenkt,“ schrieb er 1867 in Ringseis' Fremdenbuch in Tutzing, als ihm ein meditirter Vers nicht gelingen wollte, „bedenkt, daß schon vor 30 Jahren — auf diesem See ich bin gefahren. — In so viel Zeit wird steif und hart — Gelenk und Kunst und Dichterart; — Doch Herz und Dank und Lieb und Treu', — die gehen ewig nicht entzwei; — das ist die Poesie in Tutzing, — wenn auch die Vers' nichtsnutzing. — Où peut-on être mieux qu'au sein de sa famille?“

von ihm hochverehrten alten Lehrer und Gönner v. Martius, der einst zu Ehren seines jugendlichen Gehülfen bei Ordnung seiner brasilianischen Lycopodiaceen einer Spezies den Namen Spring gegeben hatte. Eine Lust war es, die drei hervorragenden Männer, so verschieden in ihrem Wesen und doch Jeder schon im Aeußern ein so vollständiger Professoren-Typus, in ihrem interessanten, dabei so warm freundschaftlichen und fröhlichen Verkehr zu beobachten.

Neben seinen Hauptfächern (Physiologie, Anatomie u. s. w.) betrieb Spring auch speziell Paläontologie. Am Starnbergersee mit uns weilend, musterte er mit Interesse die Schädel in den Beinhäuschen und erklärte, zwischen den germanischen auch viele pelasgische zu finden, (es waren dies gerade diejenigen zwei Gattungen, deren Kennzeichen er meinte mit Sicherheit erforscht zu haben,) und erklärte uns, den Germanenschädel kennzeichne das richtige Oval und die gerade Augenlinie, während beim pelasgischen das Oval etwas gedrückt und die beiden Augenlinien, von der Seite leicht zur Nasenwurzel ansteigend, einen sehr stumpfen Winkel bildeten. Wo in einem Schädel gemischter Race auch die Merkmale sich mischen, da geschehe es nicht durch gegenseitige Abschwächung, so daß etwa eine mittlere Augenlinie zwischen der echtgermanischen und der echtpelasgischen entstünde, ein mittleres Oval zwischen beiden, sondern das Oval gehöre ganz dem Einen Typus an, die Augenlinie ganz dem andren. Auch würden wohl Generationen übersprungen, so daß z. B. von zwei Eltern mit rein germanischem Schädel ein Kind den pelasgischen Schädel eines Ahnen ererbe.

Wenn in solchen Ferientagen Spring's kräftige Natur sich in ihrer heitersten Laune zeigte, so war es doch leider richtig, daß sie in den übermäßigen Anstrengungen seines

Berufes sich vor der Zeit abnützte und als ihn ein Verein von drei Krankheiten überfiel, deren jede einzelne schon gefährlich war, da hatte er keinen Widerstand mehr entgegenzusetzen. „Von allen Kranken dahier," sagte er eines Morgens im Spital zu seinen Assistenten, „bin ich der Kränkste," — wenige Tage darauf hatte er vollendet, (im J. 1873,) ein unverschmerzbarer Verlust für Viele, nicht am wenigsten für Ringseis und die Seinigen.

Im September 1840 machte das Passionsspiel in Oberammergau, von welchem damals im Ausland noch wenig und selbst in Bayern nicht viel geredet wurde, auf Ringseis und seine Frau jenen hochbedeutenden Eindruck, den es seither auf so viele Tausende geübt hat, und bei der Lebendigkeit seiner Empfindung war R. nicht der Letzten Einer, durch seine begeisterten Erzählungen dem Schauspiel neue und bedeutende Besucher zuzuführen. „In Gesellschaft des fröhlichen Ringseis" fuhren Medizinalrath Dr. C. J. Lorinser aus Oppeln, sein Gesinnungs-Genosse in kirchlichen und ärztlichen Dingen, welchem wir alsbald als Rezensenten von seinem System der Medizin begegnen werden, und dessen Sohn, damals noch Jüngling, nunmehr Domherr in Breslau und bekannt durch vielseitige schriftstellerische Thätigkeit, worin auch die Biographie des eigenen Vaters eine liebenswürdige Stelle einnimmt.

Für den Herbst des Jahres verabredete sich Ringseis mit Guido Görres zu einer Reise nach Südtyrol. Friederike war nicht ohne Sorge, die zwei Springinsfelde, wie sie sich ausdrückte, möchten geniale Streiche begehen. Als daher der tüchtige, sehr gemessene Dr. Joseph Beraz, damals Professor an der chirurgischen Schule in Landshut, bei einem Besuch in München äußerte, er

habe noch keine Ferienpläne, da wußte sie es einzufädeln, daß die Herren ihn als Dritten im Bunde begrüßten. Sie sah in ihm nicht nur einen Gesellschafter, mit welchem Ringseis in wissenschaftlichem Gespräch gern verkehrte, sondern auch einen nützlichen Ballast gegen etwa zu kühne Unternehmungen. Aber Friederike denkt und Gott lenkt.

Im Anfang scheint Beraz nicht mit gewesen zu sein, denn er fehlt uns bei dem ersten Abenteuer, das den beiden Andren widerfuhr, als sie von Sterzing aus zu Fuß den alten Saumweg über den Jauffen nach Meran einschlugen. Der Gang erheischte mehr Zeit als sie geglaubt hatten und war um so anstrengender, als sie auf der Höhe Schnee antrafen. Das Bockfleisch, das sie in einer Sennhütte vorgesetzt bekamen, konnten sie nicht genießen und so erschöpfte sich Ringseis beim Herabsteigen, bei welchem die Nacht sie überraschte, so sehr, daß er bewußtlos im Schnee zusammensank. Die scharfe Luft brachte ihn bald wieder zu sich und er fühlte, wie er zwischen zwei heftig zitternden Knieen lag. Es war Guido Görres, der einen Sterbenden oder doch Schwerkranken zu stützen glaubte. Bald konnte Ringseis den Weg wieder fortsetzen bis zu einem Dorf, wo Beda Weber als von seinem Kloster exponirter Kaplan verweilte und die müden Wandrer wie in Abrahams Schooß aufnahm. Hatten sie oben im Schnee gewatet, so geschah es in Meran im Staub.

„Ad vocem Meran," wie Ringseis sagen würde, haben wir etwas einzuschalten. Daß die Trauben-Kur in verschiedenen Leiden von großem Nutzen, ist weltbekannt; daß gerade die Trauben von Meran durch ihre Milde für Brustleidende u. s. w. sehr wohlthätig wirken, während feurigere Trauben der Nachbarschaft zwar besseren Wein, aber nicht so gute Kurerfolge liefern, wird uns

versichert; daß im Lauf der Jahre Vieles geschehen ist, um jenen Brustleidenden, welche die Wohlthat dieser Traubenkur genießen sollen, auch einen klimatisch geschützten Aufenthalt zu bereiten, ist gewiß. Ursprünglich aber war dieser geschützte Aufenthalt nicht geboten und als R. in einem Artikel in der Augsb. Allg. Ztg. Meran als vorzüglichen Kurort für Brustkranke preisen sah, verwunderte er sich, denn er kannte den scharfen Wind, der aus dem Passeyerthal auf Meran hereinfährt. Zufällig vernahm er, daß er unfreiwillig zu jenem Artikel mit den Anstoß gegeben habe. Er hatte einen hochgestellten Patienten wegen Leber-Beschwerden zur Traubenkur nach Meran geschickt. Da derselbe in Folge jenes Leidens auch hüstelte, mochte sein Wirth, der Posthalter, ihn für brustkrank halten. Beim Abschied legte der Gast den Ausdruck seiner Zufriedenheit mit dem Erfolge der Kur im Fremdenbuche nieder; hier las ihn August Lewald, hörte den Bericht des Wirthes und schrieb jenen Artikel für die Allgemeine. Auf einer spätern Tyrolerreise traf R. in Meran an der Wirthstafel mit seinem berühmten Collegen Joseph Frank, dem Sohn des noch berühmteren Peter Frank zusammen; derselbe hatte viel von der günstigen Lage Merans für Hektische vernommen und wollte sich selber überzeugen, konnte sie aber in klimatischer Beziehung nicht begreifen. „Ich auch nicht," erwiderte ihm R., „obschon ich den Ruf vielleicht mitveranlaßt habe." Wenn er Obiges erzählte, so fügte er gewöhnlich bei, daß überhaupt viele Aerzte meinten, — wenigstens war dies bis vor Kurzem der Fall, — wenn sie ihre Brustkranken nur überhaupt nach dem Süden schickten, so sei damit schon etwas gethan. So z. B. ließen sich ehedem (bevor das günstig gelegene Mentone in Aufnahme gekommen,) solche Patienten häufig in dem von mörderischen

Winden heimgesuchten Nizza nieder, indeß die dortigen Aerzte ihre eignen Brustkranken nach Pisa und andren Orten sendeten. Er bemerkte, in unsren rauheren Gegenden gebe es geschützte Thäler, welche weit günstiger wirkten als gar mancher südliche Platz; freilich wollte er hiemit den Vorzug eines mit Bedacht gewählten Ortes im wärmeren Land nicht läugnen.

Nun zurück zu seiner Reise.

Zu den Wanderschaftszielen der Herren gehörte Kaltern; hier geschah jene schon beim J. 1835 erwähnte Wiederholung von R.'s Besuch bei Maria von Mörl. Frau v. Schaßer gab den Reisenden sodann einen Empfehlungsbrief an die Mutter einer andren Stigmatisirten, Domenica Lazari zu Capriano im Fleimserthal. Auch hier trafen sie am Donnerstag ein, um den Freitag zu bleiben. In ärmlicher Bauernhütte lag Domenica mager, elend, nicht in Verzückung, aber wortlos; ihre ernst einsilbige Mutter war es, die auf Ringseis' und des Anatomen Beraz ärztliche Fragen die jedesmal verneinende Auskunft gab: Autro! Autro! (für altro.) Der Anblick Domenica's war ein erschreckender: Um die Stirne zog sich in gerader Linie ein Kranz von Blut-Quellchen, aus denen die vielen gesonderten Strömchen in gleicher Länge herabflossen. An den Füßen zeigte sich eine höchst merkwürdige Erscheinung: Das aus den Wundmalen austretende Blut schob sich von hier in etlichen Strömchen langsam gegen die Zehen hin, wie es beim hangenden Körper natürlich wäre, beim liegenden aber dem Gesetz der Schwere widerstritt. — Am hl. Franz v. Assisi erschienen die Malstellen als Fleischauswüchse in Gestalt von hindurchgeschlagenen Nägeln. Auch bei Domenica fand Solches Statt; aber Ringseis fiel es auf, daß während bei dem Heiligen die Nagelköpfe als dreiseitig zugespitzt

geschildert werden, sie bei ihr scheibenförmig flach erschienen. Zur Zeit, da sie noch gehen konnte, brachte sie häufig Getreid in eine benachbarte Mühle; unterwegs dann kniete sie lang in brünstigem Gebet vor einem Crucifix, an welchem die Nägelköpfe jene Scheibengestalt hatten. Ob dies auf die Erscheinung an Domenica Einfluß geübt? Ringseis erinnerte hiebei gern an die von einem Arzte veröffentlichte Erzählung, wie ein russischer Bauer in großer Gemüthsbewegung mit in die Enge getrieben worden, als ein Kosak einen französischen Soldaten in eine Sackgasse gedrängt und endlich durchstochen habe; an der Leibesstelle, wo der Franzose den Todesstoß erlitten, zeigte sich beim Bauern das Mal eines Lanzenstiches. — Als die Reisenden die armselige Hütte verließen, boten sie ein kleines Geldgeschenk, das abgelehnt wurde.

Guido Görres' Pläne gingen noch weiter nach dem Süden. Ringseis und Beraz wanderten zurück, gegen Bozen zu. Als sie oberhalb einer Hohlgasse dahinschritten, flog Ringseis die Kappe vom Kopf und den Abhang hinunter; er wollte sachte hinabsteigen, Beraz aber dienstfertig ihm zuvorkommen, die Steine glitten aus und Beraz fiel, sich einigemal um die Axe seines Körpers drehend und lag nun drunten in heftigen Schmerzen, unfähig sich aufzurichten; das Gelenk des einen Oberschenkels war halb ausgerenkt, die Muskeln gezerrt. Der nacheilende Ringseis vermochte nicht, den zwar nicht großen, aber breituntersetzten, schweren Mann zu heben. Da stand er in der Einsamkeit des Gebirgs, — wahrhaftig, ein verzweifelter Augenblick. Es blieb nichts übrig, als den Aermsten zu verlassen, um Hilfe zu suchen. Ein hinkender Pusterthaler, den R. begegnete und mit einem Kronenthaler beschenkte, wurde zum Retter; trotz seines Gebrechens lud derselbe den schweren Mann auf die Schultern und

trug ihn zu einer Mühle, wo aus Tannenzweigen eine Art Schleife zugerichtet, mit Ochsen bespannt, der Leidende daraufgelegt und unter schwerer Qual über Stock und Stein in's Thal hinab bis zu dem Dorfe Neumarkt gezogen wurde. Hier lief beim Einzug des seltsamen Fuhrwerks die ganze Bevölkerung zusammen- und umstand die Gruppe. Die Hände in den Hosentaschen, rief ein himmellanger Kerl: „Geh Einer von euch und hol' den Jochenseppel!“ „„Wer ist denn der Jochenseppel?““ frug Ringseis. „Nun, der versteht's halt, die Sach' einzurichten.“ „„Das braucht es nicht,““ meinte Ringseis, „„ich versteh selber was von der Sach'.““ „Der versteht selber was von der Sach',“ höhnte, unnachahmlich belustigt, der Himmellange und wies mit dem Daumen über die Schulter nach dem unansehnlichen Stadtherrn hin, der sich getraute, mit dem Jochenseppel es aufzunehmen. Doch fand es sich, daß auch noch ein Chirurg und ein praktischer Arzt im Dorfe weilten. Bei ersterem hoffte Ringseis Blutegel zu erhalten. „Sind hier nicht im Brauch.“ „„Nun dann Schröpfköpfe.““ Auch nicht vorhanden. Sonst pflegte Ringseis auf allen Reisen ein chirurgisches Besteck mit sich zu führen; gerade diesmal hatte er es unterlassen. So blieb nichts übrig als durch Einschnitte mit dem Federmesser eine nothdürftige Blutung zu erzielen, um die Entzündung wenigstens einigermaßen zu mindern. Der praktische Arzt erbot sich, dem Professor ein Zeugniß zu schreiben, damit er keine Unannehmlichkeiten bei der Behörde habe, wenn er seine Vorlesungen nicht antreten könne. Auch ihm wie dem Himmellangen mußte R. seine Befugniß versichern, das Nöthige selber zu besorgen. Schriftlich klagte er seine Noth der befreundeten Familie v. Putzer in St. Pauls bei Bozen und mit liebenswürdigster Gastfreundschaft sandten diese alsbald ihren

Wagen und luden Ringseis zusammt dem Kranken zu sich ein, wo sie drei Wochen in bester Verpflegung zubrachten, um endlich — Beraz freilich am Stock und hinkend, jedoch in voller Besserung begriffen, — die Heimreise anzutreten. „Und das ganze Abenteuer," meinte Frau Friederike, „habe ich mit meiner Vorsicht angezettelt." Der arme Ballast, den sie dem muntren Schifflein gegeben, war zu eigenem Schaden und zu R.'s Schreck und Verlegenheit schwerer ausgefallen als sie erwartet hatte.

In einem Briefe R.'s aus Sterzing vom 13. Nov. schreibt er an Friederike:

„. . . Gestern Früh um 6 Uhr gingen wir, nach einem von beyden Seiten gerührten Abschied, in Putzer's Equipage nach Bozen und verweilten da bis 9 Uhr bei Giovanelli, die dich herzlich grüßen.

„. . . Pr. Beraz kann ohne Krücke noch nicht gehen, selbst nicht stehen, befindet sich aber, außer einiger Anschwellung im rechten Kniegelenk wohl, ist in ruhiger Lage ohne Schmerz, hat Appetit und Schlaf. Alle im Hause P.'s zeigten während dem Lager des Pr. Beraz die größte Liebe und Geduld; beym Abschied gestern erhielten wir noch zwei Flaschen Madeira, einen Korb voll Aepfel, dann ein Geschenk Virginiens [1]) für dich, das ich aber nicht kenne. Guido schickt dir auch einen Korb mit Trauben.

„Du stehst in Bozen in großem Ansehn, man hält dich für eine Gewaltsfrau, von wegen deiner Erziehung der Setti und unsrer Kinder; ich bin ganz in Schatten gestellt."

Wir wollen noch erwähnen: Ringseis hegte für Beraz als tief und geistreich denkenden Gelehrten viele Achtung und hielt große Stücke auf dessen schriftstellerische Arbeiten.[2]) Doch hat Beraz lange Zeit amtliche Zurück-

[1]) Virginie v. Putzer war ein liebenswürdiges und schönes junges Fräulein, das unerwachsen ein Jahr lang unter Friederikens Obhut war gestellt worden.

[2]) Wir finden in R.'s Bibliothek folgende zwei Werke von Beraz: a) Lehrbuch der Anatomie des Menschen mit physiologischen Zu-

12*

setzung und in Folge derselben viele kümmerliche Tage erlitten. Daß er vielfach verkannt wurde, daran mochte einigen Theil eine pedantische Manier haben, die er in Sprache und Bewegung sich zugelegt; sicherlich aber war auch seine Tiefe Manchen ein Dorn im Aug. Weil es Menschen gibt, in welchen eine gewisse Tiefe mit Verworrenheit sich paart, so meinen seichte Köpfe, die Unklarheit beginne nothwendig da, wo sie nicht mehr zu folgen vermögen, oder Tiefe der philosophischen Auffassung sei mit Klarheit der Darstellung unvereinbar. Wir erinnern uns lebhaft des Eindrucks vorzüglicher Klarheit, welchen wir einst empfingen, als Beraz einem Kreis junger Mädchen in bloß zwölf Lektionen einen Ueberblick der Naturkunde beizubringen unternommen. In späteren Tagen gab er bei Besuchen im R.'schen Haus die Darlegung einer Symbolik der Thierwelt nach ihrer zoologischen und zootomischen Beschaffenheit. Er sah in ihr nicht nur eine Musterkarte des Schönen und Häßlichen, des Anziehenden und Abstoßenden, als Mahnung und Warnung schon im Paradies dem Menschen vorgelegt, sondern auch sinnbildliche Andeutungen seines übernatürlichen Berufes, zum Theil eine Typik der Menschheitsgeschichte. So erinnerte er an das Eintreten eines Säugethieres (des Wallfisches), also eines Thieres höchster Rangklasse in Element und Erscheinungsweise der Fischwelt, die doch organisch nicht einmal in zweiter Reihe steht; es wird die zwischenliegende Klasse (der Vögel) übergangen. Wir überlassen es jenen Lesern, welche für Symbolik sich interessiren, die nahliegende Deutung selber zu suchen. Ferner gedachte

sätzen. Zum Gebrauche der Schulen für Bader im Kgrch. Bayern nach höchstem Auftrage verfaßt. Landshut. Joh. Palm. 1839. b) Der Mensch nach Leib, Seele und Geist. Anthropologie. Landshut 1841.

Beraz des Umstandes, daß die Vögel, im übrigen Organismus niedriger stehend als die Säugethiere, dieselben doch in Einer Hinsicht (und zwar recht wörtlich) „überflügeln". U. dgl. m. Wie ungesucht bei aller Tiefe seine Deutungen waren, geht daraus hervor, daß, wenn er zu bestimmtem Zweck die organische Beschaffenheit einer Klasse darlegte, der durch das Vorhergegangene schon vorbereitete Hörer die Deutung mehr oder minder zu errathen vermochte. Auf die Frage, ob er jene seine hochinteressanten Gedanken doch schriftlich sammle und vervollständige, erwiderte Beraz, allerdings thue er dies in Nebenstunden, es eile ihm aber nicht, denn in unsren Tagen sei nicht leicht zu fürchten, daß ihm Jemand in solcher Arbeit zuvorkomme. Einige Wochen darauf hatte ein Schlagfluß ihn fortgerafft.

Zwei Ereignisse in Ringseis' Leben, welche ihren Anfang noch im J. 1840 genommen, nämlich die Veröffentlichung seines Systems der Medizin und eine schwere Erkrankung, verlegen wir ins nächste, bezw. in's darauffolgende Kapitel.



Lebenskräfte über das Kränkende, durch Unterwerfung (Assimilirung) oder durch Ausscheidung desselben.

Die ärztliche Praxis wollte Ringseis gegründet sehn:

1. auf die Erfahrung am Krankenbett, — nicht zwar auf die unsicher tastende, einseitige, kurzsichtige jedes Einzelnen, wohl aber auf die Erfahrung der Jahrhunderte, vielmehr Jahrtausende — denn schon Hippocrates im fünften Jahrhundert vor Christus zehrte von älteren Traditionen — und auf eine aus dieser ehrwürdigen Erfahrung herausgebildete, Alles umfassende, allseitig durchdachte Theorie;

2. auf die natürliche heilkünstlerische Begabung, den Blick und Takt des einzelnen Arztes, herangebildet und entwickelt an der Hand jener Theorie und durch eine Lehrlingschaft am Krankenbett unter einem tüchtigen Meister, zum wirklichen ärztlichen Kunstgeschick.

Die Kenntniß jener Erfahrung und der daraus abgeleiteten Theorie, (vollendet und besiegelt allerdings durch eigne Erfahrung,) nannte Ringseis das ärztliche Wissen, die Ausbildung dieses Geschickes das ärztliche Können, das ist die ärztliche Kunst.

Aus dem Gesagten ergibt sich von selber, was Ringseis bekämpfte. Zwölf Jahre nach dem Erscheinen seines Buches[1]) schreibt er:

„Die gegenwärtige medizinische Wissenschaft theilt das Schicksal der gegenwärtigen Un- und Afterphilosophie. Wie in dieser den persönlichen Schöpfer, so leugnet man in Physiologie, Pathologie und Therapie den Repräsentanten des Schöpfers in der organischen Natur, die **besonderen** im Gesunden erhaltenden und im Kranken wieder herstellenden Kräfte und Mächte des Lebens. Wie in der Afterphilosophie Schöpfer und Geschöpf, Geist und Materie, Gutes

---

1) In einer Druckschrift, Vorwort nebst 136 Thesen 2c. s. beim J. 1853.

und Böses, die befreundeten und die feindlichen Gegensätze, Recht und Unrecht, Evolution und Revolution, so werden in der Medizin Psychologie und Physiologie, Gesundheit und Krankheit, Physiologie und Pathologie, Krankheits- und Heilungsprozeß und die einzelnen Momente jeder Krankheit theils vereinerleit, theils miteinander verwechselt. Unter sich hadernd in unzähligen Dingen sind fast alle in dem Irrthume einig, dem größtmöglichen Irrthume: daß Gesundheit und Krankheit, Physiologie und Pathologie auf denselben Gesetzen beruhen. Es gibt aber, und ich bleibe den Beweis davon nicht schuldig, ihren Prinzipien nach keinen größeren Gegensatz in der Welt, als zwischen Gesundheit und Krankheit, Physiologie und Pathologie.[1]) Ja, (ironisirt R. weiter:) Ja, Pathologie ist eine Art Physiologie, wie Krankheit eine Art Gesundheit, Sünde eine Art Tugend, Aufruhr ein Fortschritt der Staats-Ordnung, Katzenmusik eine besondere Art Einklang."

Zweitens bekämpfte R. den Wahn, als sei die medizinische Praxis anstatt auf die Erfahrung am Krankenbett jemals zu begründen auf exakte Einsicht in die physiologischen und pathologischen Vorgänge. Solches, erklärte er, müsse bei der ungeheuren und nie zu hebenden Unvollständigkeit der physiologischen Erkenntniß in aller Zukunft, wie in der diätetischen, so in der medizinischen Praxis nothwendig scheitern oder das Lückenhafte mit willkürlichen Hypothesen ausgefüllt werden.

Jenen zwei Grund-Irrthümern, der Verwirrung der Prinzipien und der Verwechslung des ärztlichen Wissens mit andren, wenn auch noch so nah verwandten Disziplinen, hat Ringseis den Bankrott zugeschrieben, welchen ge-

[1]) Die Thatsache, sagt R., daß in den Individuen Gesundheit und Krankheit in einander übergehen und die Grenzen nicht unterscheidbar, so wie die Beobachtung, daß eine und dieselbe Sache — Nahrungsmittel, Krankheitsgift und Heilmittel sein könne, habe stumpfsinnige Physiologen, Pathologen und Therapeuten zu obiger Verwechslung verleitet.

wisse sog. ärztliche Schulen selber angesagt, indem sie verkündeten, die bisherige Medizin habe noch gar nichts geleistet und müsse ganz von vorn, beim ABC wieder anfangen. Kein Wunder, wenn das Publikum solchen ABC-Schülern kein großes Vertrauen schenkt.[1])

In der kurzen Vorrede zu seinem Buche sagt Ringseis:

„Da alle Wissenschaften zusammenhängen, alle eine physiologische, pathologische und therapeutische Seite haben und die Verwechslung des physiologischen Prozesses mit dem pathologischen, und dieses mit dem Heilprozesse in allen Gebieten der Wissenschaft vorkömmt: so wählte ich oft zur Verständigung Analogien aus verschiedenen; und wie ich von der Theologie, Philosophie 2c. lernte, so finden diese hinwieder Analogien in den medizinischen Doktrinen; insbesondere dürfte die Theologie oft überraschende treffen.

„Ich rechne mit Zuversicht auf eine gute, durch ihr Gewicht bedeutsame Zahl von solchen, die meine Ansichten theilen; aber wenngleich die folgenden Vorträge geeignet sind, aus einer Menge bisheriger Aengsten und Nöthen in der Theorie zu befreien: so werden Viele harten Nackens und mit Händen und Füßen sich sträuben, sie anzuerkennen, weil sie mit verhaßten Lehren im Zusammenhang stehen, und darum zähle ich auf eine viel größere Menge von Gegnern, insbesondere meiner seit vielen Jahren ausgesprochnen und durchgeführten Ueberzeugung, daß die Medizin, wie alle Wissenschaften, ihre Prinzipien in der traditionellen Offenbarungslehre habe. Wie ehemal, so ist noch jetzt das Christenthum den Juden eine Thorheit und den Heiden ein Aergerniß. In der Minorität sein, ist in der Regel ehrenvoller. Ebenbürtigen Gegnern stehe ich jederzeit Rede."

---

[1]) In einem ungedruckten Fragment aus viel späteren Tagen heißt es: „Die bayr. Ministerien des Unterrichtes und des Innern strichen durch gemeinsame Verfügung v. 21. Sept. 1865 die allgemeine Heilkunde aus der Zahl der Prüfungs-Gegenstände, läugnen also thatsächlich die Möglichkeit des Ziels, das alle medizinischen Vor- und Hülfswissenschaften anstreben." —

Mit dieser Zuschreibung der medizinischen Prinzipien an einen Zusammenhang mit der traditionellen Offenbarungslehre war einer bedeutenden Menge von Gegnern der Fehdehandschuh hingeworfen. Es haben auch zaghafte Christen, betäubt durch das Geschrei gewisser Gegner, und eigner philosophischer Bildung entbehrend, sich bestimmen lassen, hier etwas von „mystischem Doktrinarismus" zu lispeln; Dr. August Solbrig hingegen, der nachmalige geschätzte Psychiater, damals praktischer Arzt in Fürth, erkannte,[1]) daß wenn Ringseis bei Charakterisirung des Menschen zunächst dessen geistige Sphäre in Betrachtung zog, er ihn eo ipso vom religiösen Standpunkt betrachten mußte, ohne welchen Standpunkt in der höhern, für die Medizin sehr wichtigen Organisation des Menschen überhaupt nichts zu begreifen sei; man müsse es dem scharfsinnigen Verfasser Dank wissen, diesen Gesichtspunkt als halt- und norm-gebend in seine Propädeutik eingeführt zu haben, obwohl es nicht an Solchen fehlen werde, denen gerade diese starke Seite des Verfassers zum Anlaß einer Grimasse dienen möge. „Man würde übrigens irren," fährt Solbrig fort,

„wenn man glauben würde, daß wir bei Beurtheilung der verschiedenen geistigen Regionen vom Verfasser kurzweg auf das Dogma der Kirche gewiesen werden; es sind vielmehr die Abhandlungen über Vernunft, Verstand, Gemüth, Wille und Freiheit reich an psychologischer Anschauung im engeren Sinne und namentlich müssen wir auf die Beweisführung von der Objektivität alles Denkens aufmerksam machen..."

In der That, so wenig der christliche Jurist darum, weil er alles Recht von göttlicher Gesetzgebung herleitet, es sich beikommen läßt, im einzelnen Fall in Bibel und Katechismus nachzuschlagen anstatt in seinen Rechtsbüchern,

---

[1]) Sieh „Medizinisches Corresp.-Bl. bayer. Aerzte", Jahrg. 1841, Nr. 14 — 17 einschl.

so wenig hat, laut Anerkennung von Gegnern, Ringseis es unterlassen, die natürlichen Waffen der Wissenschaft mit einer Schärfe, Klarheit und Folgerichtigkeit zu handhaben, wie nur irgend ein Forscher und Denker.

Es läßt sich nicht läugnen, daß Ringseis in jenem Reckenmuth, den wir an ihm kennen, gerade diejenigen Sätze, in welchen er einem Lieblingsirrthum der Zeit entgegentrat, öfter so schroff und herausfordernd aufgestellt hat, daß sie dem oberflächlichen Durchblätterer seines Buches Anlaß zu Mißverständniß, nach Beschaffenheit auch die willkommene Handhabe boten, solch ein Mißverständniß zu fingiren. Wenn z. B. er, der sein Lebenlang notorisch die Naturwissenschaft in einem Umfang getrieben wie wenige seiner Kollegen, der in seiner Rektoratsrede v. J. 1855 „zum Studium des Einzelnen, zur Einzelforschung sogar in sehr drastischer Weise aufgefordert hat", (sieh Beilage zu jenem Jahr,) wenn er bei aller Anerkennung der unermeßlichen Ausbeute an Entdeckungen und Kenntnissen, welche die heutige Naturforschung zu Tage fördert, dennoch von „angeblichem" Fortschritt der Naturwissenschaft redet, so genügte solch ein Wort, kühn als Titel an die Spitze eines Absatzes gestellt, um bei Allen, die nicht nähere Kenntniß vom Buche nahmen, den Staub aufzuwirbeln, als habe man es mit einem mystisch gesinnten Verächter der Naturwissenschaften zu thun. Aber — die, zugegebener Maßen etwas schroffe Ausdrucksweise einmal verwunden —: Muß denn, wer Ueberschätzung oder verkehrte Deutung und Anwendung einer Sache in die rechten Schranken zurückweist und einseitige Behandlung tadelt, darum der Sache selber feindlich gegenüber stehn? Die beste Widerlegung jener gegen Ringseis erhobenen Anklage findet der gründliche Leser seines Buches von selbst.

Noch im J. 1882 schilderte uns ein alter Münchner Arzt die wuchtigen Accente, womit Ringseis im mündlichen Vortrag seinen Zuhörern den ersten Satz der „Einleitung" zu seinem System gesprochen:

„Meine Freunde! Eine Anarchie gleich der itzigen in der Medizin ist ohne Beispiel in der Geschichte; eine Anarchie in der Theorie, wie in der Praxis derselben; in der Praxis, weil in der Theorie; im völligen Aufgeben aller Theorie von einer, in den monströsesten Irrthümern der Pseudotheorien von der andren Seite."

Die weitere Ausführung dieses Satzes verweisen wir in die Beilage. Am Schlusse sagt er:

„Und gäb' es einen Piloten, tüchtig genug, zwischen diesen Charybden und Scyllen steuernd in sichern Port Sie zu leiten?

„Meine Freunde! Die feste Ueberzeugung habe ich, daß ich mit Gott im Stande bin, Ihnen Pilote zu werden und den Polarstern zu zeigen, der nie aus dem Auge zu verlieren..."

Wenn Ringseis das ärztliche Wirken als Kunst bezeichnete und als ihre Bedingung ärztliche Wissenschaft forderte, d. h. Einsicht in die innern und äußern Vorgänge der Heilung, so setzte er als Bedingung der Einsicht in die Heilvorgänge die Einsicht in die Vorgänge des gesunden und kranken Lebens; die Einsicht in die Prozesse des gesunden und kranken Lebens aber nannte er unmöglich ohne Einsicht in den Zusammenhang alles Lebens, d. i. ohne Philosophie.

Solch eine philosophische Auffassung heischte Ringseis jedoch nur von den im höchsten Sinne den Ton angebenden Lehrern, welche den Schülern die fertigen Ergebnisse ihres Denkens überliefern.

Diese fertigen Ergebnisse schließen sich für Lehrer und Schüler in die ärztliche Theorie zusammen. Denn

setzt Ringseis auch die Erfahrung der Jahrhunderte als Grundlage ärztlichen Handelns voraus, so verstund er darunter doch nicht eine bloße Anhäufung von Erfahrungskenntnissen ohne inneren Zusammenhang, ohne Verständniß dessen, was aller Gesundheit, aller Heilung einerseits, allem Erkranken andrerseits gemeinsam ist, und bekämpfte die Gedankenlosigkeit vieler Aerzte, welche glauben, es genüge, eine möglichst große Summe von Krankheiten mit ihren Symptomen und von dagegen üblichen Heilmitteln kennen zu lernen. Und so sagt er denn über die Möglichkeit, Wirklichkeit und Unentbehrlichkeit einer wahren Theorie unter Andrem:

„§. 8. Thun und Denken, Praxis und Theorie sind unzertrennlich. Was Athmen dem Leibe, ist Denken dem Geiste. Jeder ärztliche Künstler und Handwerker theoretisirt, d. i. denkt mehr oder weniger über die Entstehung und Fortbildung der Krankheit und über ihr Verhältniß zu den Arzneien. Die Gegner der Theorie sind nie ohne Theorie, nur theoretisirend bekämpft man Theorie, diese Gegner sind nur Gegner von Theorien, die aus übersinnlichen Ursachen erklären; sie erklären Alles aus sinnlichen, d. h. aus selber der Erklärung bedürftigen; sie theoretisiren auf ihre, einseitig materielle Weise. Das in jeder Zeit unabweisliche Bedürfniß der Theorie ist noch mächtiger und unabweislicher in unserer, der Zeit der in unzähligen Entdeckungen zu umfassenderem Bewußtsein gelangenden Menschheit. . . . —

„. . . Die sich auf Hippokrates und die großen Praktiker berufenden Gegner der Wissenschaft sind schlechte Anwälte ihrer Sache. Hippokrates und die großen Praktiker bezeichneten die Angelpunkte der pathologischen und jatreusiologischen Theorie in ihren Lehren: von den Krankheitsursachen, von der Krudität, Kochung, Krise und in den damit zusammenhängenden Lehren von Kampf, Sieg und Niederlage des Lebens, sowie von Wanderung, Versetzung und Ausleerung der Krankheitsursache und ihrer Produkte. . .

„. . . Wahrhaft medizinisch wissenschaftliche Anschauung lebte von je im Geiste der großen Praktiker, weil ohne diese

Anschauung kein bewußtes Kunsthandeln möglich. Die gute Praxis ist eine Folge wahrer, die schlechte — Folge falscher Theorie; nie kann etwas theoretisch wahr und praktisch falsch sein...

„... Wenn auch die Theorie noch nicht genügt zur Praxis, das Kunsttalent zur Praxis noch etwas besondres Unentbehrliches ist, so hatten doch Theorien, wie auf Politik, Erziehung und alle schönen Künste, so auch auf die medizinische Praxis im Guten und Schlimmen gewaltigen Einfluß, viel größern, als selbst die wichtigsten Entdeckungen in Anatomie und Physiologie, z. B. als selbst die Entdeckung vom Kreislauf des Blutes.[1])

„§ 10. Die wahre Theorie ist selbst dem großen praktischen Talente Bedürfniß, das größte wurde nicht selten verführt durch den Schimmer der falschen. Noch unentbehrlicher ist wahre Theorie, als Leitstern in der Mehrheit der Fälle, dem mittelmäßigen und schwachen Talente; es ist nicht die Haupt-Aufgabe der Medizin im Großen, durch Heilung einzelner schwieriger medizinischer Fälle Kunststücke zu üben, sondern der Masse der Krankheiten vorzubeugen, die Masse zu heilen; dazu genügt bei mittelmäßigem Talente die gründlich gute Schule.

„Allerdings selbst mit der wahrsten Theorie und dem größten praktischen Talente werden nicht alle Krankheiten verhütet, nicht alle geheilt, eben so wenig als mit der besten Theologie und Staatslehre und der trefflichsten Kirchen- und Staatseinrichtung alle moralischen und bürgerlichen Uebel vermieden oder gehoben. Eben so wenig aber eine gute Theologie, Staatslehre, Kirchen- und Staatsverfassung es ist, eben so wenig gleichgiltig ist für die Praxis die medizinische Theorie.[2])

---

[1]) Vgl. weiter unten über Rückwirkung dieser Entdeckung auf die Theorie.

[2]) Im obengenannten Vorwort mit Thesen (1853) sagt Ringseis: Die Bekämpfung der herrschenden, höchst irrigen Lehren und die Aufstellung wahrer statt jener, ist in der Medizin noch dringender als in der Theologie und Rechtspflege, weil es für die ärztliche Praxis keinen positiven Codex wie in Kirche und Staat gibt, und Verirrungen nicht durch gesetzliche und dogmatische Vorschriften, sondern nur durch Erweckung besserer Einsichten tilgbar.

„§ 11. Ist nun Theorie **Bedürfniß des Geistes**, und ist es nicht leichter, das Denken und Theoretisiren, als das Athmen zu meiden; ist wahre Theorie nicht bloß möglich, sondern in allen Zeiten wirklich, und der Einfluß der guten, wie schlimmen, **gewaltig**: so ist es nicht Aufgabe, die Theorie zu meiden, sondern unabweisbares Gebot, die wahre zu finden. Denn der Geist, wie die Natur, verabscheut das Leere, und wo die wahre Theorie fehlt, sproßt augenblicklich in Schaaren die falsche."

Dem in § 12 der Einleitung selbst erhobenen Einwand, der Irrthum sei fast so alt als die Wahrheit und die Strömung desselben in manchen Zeiten, bei manchen Völkern viel mächtiger als jene der Wahrheit, wie man nun diese von jenem unterscheiden solle? — diesem Einwand begegnet Ringseis mit der Erinnerung: Gesundheit, Krankheit und Heilung seien millionenmal wiederholte Thatsachen; sei es nicht natürlich, ja nothwendig, die Gesetze dieser Thatsachen in den Thatsachen selber zu suchen? Die Bürgschaft für eine wahre Theorie bilde die Methode, sich keinen Augenblick und keine Linie von der Thatsache zu entfernen, sie in Tiefe und Umfang, im Anfangen und Fortschreiten, mit allen äußern und innern Sinnen, mit Phantasie, Gedächtniß, Vernunft und Verstand zu erfassen. Klar sei es, falls keiner der bekannten theoretischen Versuche ganz falsch, daß die wahre Theorie alle bisherigen physiologischen, psychologischen und pathologischen Theorien vereinigen müsse, allerdings nicht arithmethisch, atomistisch-eklektisch, sondern dynamisch-organisch, wie die wahre Philosophie alles Wahre der einzelnen Philosopheme, die wahre Religion alles Wahre aller religiösen Fragmente vereinigt. Die ganze Wahrheit bestehe also nicht in einer Mengung von Wahrem und Falschem, oder von verschiedenen Irrthümern, aber in der richtigen Stellung dessen, was durch Trennung zum Irrthume, zur Sünde und Krankheit wird. Klar auch sei, daß die Grundlagen aller physiologischen, patho-

logischen und iatrischen Theorien nur in den Werken der großen medizinischen Beobachter und Praktiker zu finden, gerade wie die Theorie der Architektur, Skulptur, Malerei, Musik nicht a priori, sondern a posteriori in den Werken dieser Künstler; klar endlich, daß man noch kein großer Praktikus ist, dadurch, daß man von aller Theorie sich los und ledig macht.

Uebrigens bemerkt R. (§ 15 der Einl.), daß die Praktiker wohl ihr Thun, nicht aber immer die wissenschaftlichen Kunstregeln, die sie bei der Praxis leiteten, niedergeschrieben und genauer entwickelt haben.

„Es ist etwas Anderes das Werk, und etwas Anderes das Bewußtseyn des Gesetzes, nach dem es hervorgebracht wurde; etwas Anderes der Takt, das Gefühl, und etwas, wenn auch nicht objektiv, doch subjektiv Anderes, die Einsicht des Wahren. Auch ließen sich viele der großen Praktiker, Sydenham, Boerhave und andere, im Widerspruch mit ihrem bessern praktischen Kunstverstand, d. i. ihrem Kunsttakt und Kunstblick, in ihren theoretisirenden Erklärungen durch die eben herrschenden vernünftelnden (rationalistischen, nicht rationalen), somit irrigen Zeitmeinungen bestimmen. . .

„. . . Es ist keineswegs gesagt, daß die bloße, wenn gleich tausendfältige, Beobachtung des äußern Phänomens zur Einsicht der Gesetze führe. Das Gesetz, Setzende, ist, wenn gleich objektiv, vom Subjekt verschiedenes, ein Inneres, Inniges, oft Innerstes, und läßt sich nicht mit dem äußeren Sinne, sondern nur mit dem entsprechenden Innern und Innersten des Subjekts erforschen. Daher die Geistvollen, die Genialen, aus wenigen Fällen das Gesetz erkennen, welches Andere in tausenden nicht finden. Ja, es gibt ein divinatorisches Sehen und Finden des Inneren ohne vorausgegangene Beobachtung des Aeußeren. Dies ist aber himmelweit verschieden von dem rationalistisch willkürlichen Selbstmachen."

Nach einer Uebersicht vom Inhalt der darauffolgenden Vorträge, mit Bemerkungen über seine „neuen, in ihrem Keim uralten Lehren" sagt R. am Schluß von §. 16:

„Meine Theorie, ein in Philosophie, Psychologie, Physiologie und Therapie nach innen und außen sehr vielgliedriges System, nimmt alle geistigen und seelischen Kräfte in Anspruch: sie ist nicht so leicht zu umfassen und zu durchblicken, wie die dürftigen, aller historisch-genetischen Grundlage entbehrenden ultrasimplen Doktrinen der Dogmatiker; so wie Browns, Rasoris, Broussais und anderer. Diese Systeme, ohne Ahnung der Vielseitigkeit und Tiefe des gesunden und kranken Lebens, gewannen zu aller Zeit die Majorität der oberflächlichen, bequemen Halb- und Nichtdenker, ebenso wie die summarischen und leicht faßlichen Doktrinen fast aller Revolutionäre.

„§ 18. Meine Herren! Ich bezeichnete meine Lehre als Versuch einer Reformation und Restauration der Grundsätze der gesammten medizinischen Theorie und Praxis. Reformation nenne ich sie, die meisten modernen Grundsätze der medizinischen Theorie und Praxis wissenschaftlich bekämpfend; Restauration, meine Lehre anknüpfend an die uralten Lehren der großen Beobachter und Praktiker, so wie an die göttlichen Traditionen...

„Meine Freunde! Nothwendig falsch wäre jede ganz neue Doktrin; alles wahrhaft Lebendige wächst wie Blüthen aus dem Zweige, wie Zweige aus dem Aste, der Ast aus dem Stamme, der Stamm aus der Wurzel. Woher käme ganz Neues? Ein Kind wäre es ohne Vater und Mutter. Alles wahrhaft Lebendige ist eben so alt und unvergänglich in Wurzel, Same und Gattung, als beständig neu in seiner Entfaltung. In dieser Art Neues bieten von Anfang bis zu Ende in jeder Zeile die folgenden Vorträge, eine neue Physiognomie aller medizinischen Doktrinen.

— — — — — — — — — — —

„§ 19. Bereits bemerkte ich, daß die medizinischen Irrlehren nichts einzeln stehendes sind; wie die Irrlehren in Theologie, Politik und andern sind sie Zweige oder Früchte Eines zentralen oder Stamm-Irrthumes, der pseudophilosophischen Lehre, daß alles Wissen im menschlichen Ich wurzle.[1])

[1]) Während man im Staatsleben bemüht ist, sagt R. 1853, die letzten Folgerungen schlechter Theorien niederzuhalten, hat man kein Bedenken, daß ganz analoge Irrthümer sich in den Naturwissenschaften verbreiten und von da wie von einer festen Burg wieder alle anderen Gebiete des Wissens erobern.

„Diese in alter und mittlerer Zeit gehörte, seit Descartes vollständig entwickelte, den göttlichen Traditionen widersprechende Lehre führte allmählig zur Vereinerleiung des Verschiedenartigen, doch Geeinten, zur Naturvergötterung wie zur Naturverachtung, endlich zur satanischen Selbstanbetung.

„Fordert schon jede Sinneswahrnehmung eine gewissermaßen gläubig sich unterwerfende Hingabe an's Objekt, so ist dies noch mehr nöthig gegenüber den höchsten Objekten, die bezüglich auf den Menschen und alles Geschaffene absolute Subjekt-Objekte sind. Die moderne Naturforschung, bettelstolz höchster Vollkommenheit sich rühmend, ist trotz der ungeheuren Anhäufung des Materials in unendlicher Breite, bei der Menge der Forscher taub, blind, flach und dumm geworden, durch gedankenlose Unphilosophie und gedankenarme, auf wenige dürftige Formeln beschränkte, in dünne Fäden ausgesponnene After-Philosophie; Aerzte und Naturforscher, verführt durch Philosophismus, verdarben rückwirkend die Philosophie; der Unglaube sogenannter Theologen und Philosophen wirft sich wie hinter ein Bollwerk auf die angeblich naturwissenschaftlichen Nachweise der Unmöglichkeit der Freiheit, der persönlichen Unsterblichkeit, des dreipersönlichen Gottes, der göttlichen Traditionen und Wunder.

„Wie, die Wissenschaft der Natur bewiese die Unmöglichkeit der Unsterblichkeit, Freiheit, der göttlichen Traditionen? O ihr blinden und lahmen Führer der Blinden und Lahmen! Begreift Natur die Uebernatur, Ungeist den Geist, Vieh den Menschen, der Todte das Leben, der in Knechtschaft Erlahmte die Freiheit? Gäb' es Wissenschaft ohne Geist und Geist ohne Freiheit und Unsterblichkeit? Sind Freiheit und Unsterblichkeit nicht von jedem wahren Menschen zu allen Zeiten erfahrene Wirklichkeiten, aber Wirklichkeiten, die durch Selbstthun errungen werden müssen?

„Die Herren sind sehr gütig, ihr armseliges Maaß von Intelligenz, ihre Prosa, ihre Breite und Langweiligkeit, ihre Blindheit zum Maaßstabe der Intelligenz, der Begeisterung, der Tiefe aller Andern zu machen. Dieselben Läugner der Unsterblichkeit des Geistes faseln tiefsinnig von ewigen Naturgesetzen; dieselben Läugner der Freiheit des Geistes von der Spontaneität und Autokratie der Natur; diese Naturanbeter

mißhandeln dieselbe Natur gleich einer feilen Metze, frech experimentirend mit Menschenleben, als sei der Mensch wegen ihrer sogenannten Kunst und Wissenschaft, nicht diese des Menschen willen vorhanden.

„Wohl ist Natur ein Gottesbild, selbst in ihrer äußersten Sphäre, aber wie der Mensch ein durch Sünde getrübtes und entstelltes. Die Natur ist nicht selbstständig; sie hat keine ewigen Gesetze; ihr gebührt weder die Verehrung der Einen, noch die Verachtung der Andern. Wäre Natur so selbstständig, weise, göttlich, als die hohle Begeisterung Einiger will, so gäb es weder Krankheit noch Verbrechen; Unrecht wäre es, diese zu bekämpfen, Verbrecher wären die sie bekämpfenden Aerzte, Priester und Richter."

Ueber den Verlust aller tieferen Anschauung in der Naturwissenschaft erklärt Ringseis, derselbe wäre unmöglich „ohne stupiden Unglauben an Alles, was nicht mit Händen tastbar und mit dem Messer zerlegbar, ohne die blinde Verwerfung der göttlichen, somit jeder Autorität. Darum beginnen so viele Aerzte, als wäre nichts vor ihnen, die Medizin ganz von vorne. In einer Zeit, in der man Gott und die ganze Schöpfung neu erfindet, wäre es Schmach, nicht auch ein so armseliges Ding, als die Medizin, zu erfinden. Das Unverständniß in allen göttlichen Dingen ist Ursache des Unverstandes in allen andern: Geistesleere von Gottesleere.

„Die Emanzipation der Vernunft von der Offenbarung führte zur Emanzipation des Staates von der Kirche, des Menschen von Gott, des Weibes vom Manne, eines Jeden von Jedem, des Fleisches vom Geiste, des Atoms vom Atome; sie führte folgerecht auch zur Emanzipation der Medizin von Kirche, Kultus, Sakramenten und Sakramentalien, und diese Emanzipation gleicht völlig der Emanzipation der Muskeln von den Nerven, oder wie in der Fabel des Agrippa, der Emanzipation der Glieder vom Magen; emanzipirt vom Dienste der Nerven, sind die Muskeln freilich los von jenen, aber um zu verwesen und in den Dienst und die Aehnlichkeit der niedersten Naturdinge zu sinken, da sie vorher in Dienst und Aehnlichkeit des höchsten Organischen waren.

„Die starken Geister sind aber nicht unbedingte Gegner des Glaubens; für sich fordern sie einen Glauben, gegen den

der stärkste biblische schwächlich; an ihre wunderthätigen Molekulen, ihre wunderlichen Erklärungen der Wunder, und die ultra-wundersame Selbsterhebung des Staubes zum menschlichen, göttlichen Geiste!

„§ 20. Meine Herren und Freunde! Schöpfung, Sündenfall und Erlösung sind zentrale und universelle Vorgänge, darum nothwendig sich abspiegelnd in Allem. Die zweite göttliche Person ist Mit-Allschöpfer, Allerhalter, Allwiederhersteller, somit wirksam nicht blos in jeder sittlich geistlichen, sondern auch leiblichen Erhaltung und Heilung.[1]) Wer davon nichts einsieht, der rühme sich nimmer, etwas von Philosophie zu verstehen. Die fromme Einfalt weiß es; den Vernünftlern ist die Einsicht abhanden gekommen; sie verstehen nicht, was der Dichter sagt:

„Was kein Verstand der Verständigen[2]) sieht,
„In Einfalt erkennt es ein kindlich Gemüth."

— — — — — — — — — — — —

„Welche das Christenthum und alle Beziehungen zu demselben verkennen oder verhöhnen, mögen das darauf Bezügliche im Folgenden überschlagen; sie finden anderes genug darin zu lernen; denn was sie wissen, wissen wir auch; aber außer dem, was sie wissen, dem Oberflächlichen in Natur, Geschichte, Physiologie, Pathologie und Therapie, noch einiges andere, wodurch die Oberfläche erst erklärlich wird. In das in meinen Vorträgen Palpablere eingehend bekommen sie vielleicht Lust, auch das andere zu lesen."

Auf die Einleitung folgt in mehr denn 150 Oktavseiten die philosophische Propädeutik, in welcher, wie ein Rezensent sich ausdrückt, Ringseis „mit seltener Konsequenz und Schärfe der Dialektik die schwierige Aufgabe

1) Ich werde diese Prozesse mit einigen wesentlichen Zügen von der organisch physischen Seite bezeichnen, wie die Theologie dies von der geistlichen thut. Es versteht sich, daß es mit allgemeinen christlichen Phrasen nicht abgethan ist, die Krankheits- und Heilungsprozesse müssen in allen genetischen Momenten dargestellt werden.

2) Soll heißen: der Vernünftler, Rationalisten.

löst, den Menschen nach allen seinen inneren Sphären und deren äußeren Ausstrahlungen darzustellen." Ein paar Seiten daraus sieh in Beilage.

Der rein medizinische Theil des Werkes enthält, so weit er erschienen ist:

1. Die Doktrin der Gesundheits-Breitegrade;
2. den allgemeinen Theil der Pathologie;
3. den allgemeinen Theil der Therapie.

Da die Doktrin der Gesundheits-Breitegrade Ringseis eigenthümlich ist und er Gewicht auf dieselbe gelegt hat, werden wir von ihr den ganzen einleitenden Abschnitt als Beilage geben, desgleichen, was Dr. Aug. Solbrig als Rezensent darüber geschrieben hat.

Um Ringseis' Pathologie in ihrem Kernpunkte zu bezeichnen, verweisen wir auf die Anmerkung auf S. 74 des I. Bdes. der Erinnerungen.

Wenn wir aus den „Einleitenden Bemerkungen" zur „Allgemeinen Therapie" Einiges ausheben, so geschieht es nicht ohne erläuternde Einschaltungen aus späteren Schriften.[1])

R. betont: Da der kranke Mensch ein anders beschaffener sei als der gesunde, so helfe es nicht zu wissen, wie Dinge auf Gesunde wirken; denn die menschliche Natur und alle Einflüsse, diätetische wie ärztliche, wirken anders in Gesunden als in Kranken; es sei also große Verblendung, die eigentlichen Prinzipien der Praxis in irgend etwas außer dem ärztlichen Gebiete, d. i. außer dem Kranken und dem Heilvorgange zu suchen. Die Naturwissenschaften mit Anatomie und Chemie dienen auch in unserer Zeit zunächst nur dazu, die diagnostischen Merk-

[1]) Theils aus einem Aufsatz von 1843, (sieh bei diesem Jahr,) theils aus der oben erwähnten Druckschrift von 1853.

male der Aehnlichkeiten und Unähnlichkeiten zu mehren. Sie geben einzelne Winke und Anhaltspunkte, um einzelne Vorgänge zu erklären, zur Verbesserung einzelner Akte der Praxis. Darum liege stets die Verpflichtung vor, sie kennen zu lernen. Aber schon in unorganischen Dingen seien die mächtigsten Kräfte nicht in ihren wägbaren Stoffen, sondern im unwägbaren Aether derselben. In Organismen sodann habe man nicht wie in der Astronomie die immer nach den nämlichen Gesetzen wiederkehrenden Bewegungen zum Gegenstand, noch wie bei Maschinen die von uns ausgewählten und genau begränzten und gemessenen Kräfte, sondern im Gesunden und Kranken die höheren, keiner Berechnung zugänglichen und jeden Augenblick in Art und Stärke wechselnden Lebensgewalten. Eine auf exakte Einsicht zu begründende Wissenschaft der diätetischen und medizinischen Praxis sei so gut unmöglich als eine Wissenschaft jeder andren Kunst unmöglich wäre, wenn man sie lediglich auf exakte Kenntniß der Natur ihrer Gegenstände und Instrumente zu gründen versuchte.

„Weil dieselben Dinge anders wirken in unorganischen als in organischen, anders in Pflanzen als in Thieren und Menschen, anders in Gesunden als in Kranken: darum die so nachtheiligen Folgen der Anwendung von Gesetzen des einen Gebietes auf's andere. Die in der Geschichte des Menschen so häufig und schmerzlich beklagten Verirrungen der medizinischen Praxis sind größtentheils Folgen der ungeeigneten Anwendung mechanischer, physikalischer, mathematischer, chemischer und physiologischer, auf ihrem Gebiete immerhin wahrer Gesetze auf's pathologische, wohin sie schlechterdings nicht passen. Selbst die wichtigste aller physiologischen Entdeckungen, die vom Kreislauf des Blutes, zu welchen Abwegen der Praxis führte sie, insofern sie nämlich die Aerzte abhielt zu thun, was die Erfahrung am Krankenbette darüber, was nützt und schadet,

im Sydenham'schen Sinne gelehrt hat. . .[1]) Die Abweichung von diesem höheren Grundsatze der Praxis, der Versuch, dieselbe lediglich auf anatomische Leichenfunde oder chemische Analyse, auf die unbeseelten Trümmer und Abfälle zu gründen, ohne Betrachtung der Gesammtsymptome im lebenden Kranken, führte in der Diätetik und Medizin zur verkehrtesten Praxis.[2]) Auf diesen rationalistischen Mißbrauch des Geistes, auf diese dünkelhafte sogenannte Wissenschaft bezieht sich das Wort der alten Schlange in der Genesis: „Eritis sicut Deus, scientes omnes bonum et malum“ Darum ist die Geschichte der Medizin fast mehr eine Geschichte ihrer durch falsches rationalistisches Afterwissen bewirkten Verirrungen als ihrer wahrhaften Fortschritte und organischen Wachsthums.

„Aber was wäre denn die als Bedingung der Kunst oben geforderte wissenschaftliche Einsicht des Lebens im Ganzen und im Gesunden?

„Allerdings bedarf der ärztliche Praktiker der Wissenschaft. Aber das ihn zunächst Leitende ist die Einsicht in die Summe der Vorgänge im Kranken. Es frägt sich, was ist in dem Kranken das Kränkende? Wie kränkt es, durch welche Prozesse? Welches ist nach bisherigen Erfahrungen die Geschichte und Entwicklung der Krankheit? Was leidet und wie leidet es? Was ist noch gesund in dem Kranken? Welche sind nach der Erfahrung die Heilvorgänge, durch welche Mittel werden sie begünstigt? Zur Erkenntniß des kranken bedarf man offenbar Kenntniß des gesunden Zustandes und diesen erkennt man aller-

---

1) Ueber diesen Sydenham'schen Sinn sieh Beilage zu 1843. — Vgl. was S. 191 über die verhältnißmäßig geringe unmittelbare Wirkung dieser Entdeckung auf die Praxis gesagt wird.

2) So seit Broussais die Entdeckung, daß die anatomischen Entzündungssymptome in unzähligen Krankheiten vorhanden, zu maßlosen Blutentziehungen in Krankheiten, die man zuvor glücklich mit China, Eisen, Kampher und Moschus behandelte, und endlich als man die heilsamen Wirkungen der letzteren nicht mehr zu läugnen im Stande war, zum irrigen Schlusse, China, Eisen, Kampher und Moschus wirkten noch stärker als Aderlassen kontrastimulirend und antiphlogistisch.

dings nur in dem Ganzen. Aber dazu bedarf es nur einer im Ganzen richtigen, keineswegs einer in alles Einzelne gehenden Einsicht; und die richtige Einsicht hat der schlichte Verstand nicht selten vor dem Gelehrten..."

Selbst Jenem, welcher alle äußerliche historische Kenntniß hat von den Naturgegenständen, dem Stoff und den Geweben, die nach Versicherung großer Autoritäten doch das Wichtigste (!) seien, fehle oft das eigentlich zum Können nöthige Wissen, —

„die Gabe, im konkreten Krankheitsfall das Wichtige, worauf es ankömmt, gleich herauszufühlen und zu finden, Krankheits- und Heilsymptome zu unterscheiden, das nöthige Mittel zu diviniren. Wie es auch Solche gibt, die mit Geschick einen friedlichen Staat regieren, aber keinen Krieg zu führen verstehen."

Anderwärts:

„Es ist nämlich dieser praktische Takt kein bloßes An-, sondern ein Hinein- und Durchfühlen, der praktische Blick kein An-, sondern Ein- und Durchblicken, wie das Kunsturtheil, richtiger der Kunstsinn eine durch's Aeußere in's Innere dringende Einsicht."

Von diesem durch historische Kenntniß der analogen Fälle, durch Studium und Uebung entwickelten Kunsttalent, Kunsttakt, Kunstblick sagt Ringseis noch:

„Diesen Kunstblick, d. h. die Theorie oder das Wissen dessen, worauf es ankömmt, haben alle in irgend einem Fache praktisch tüchtige Menschen; er ist geistig sinnliches Auge beim Maler und Bildhauer, geistig sinnliches Ohr beim Tonkünstler; das Talent beleuchtet, als spezielles, das ihm entsprechende spezielle Objekt oft, wie die magische Laterne, mit Ausschließung aller andern selbst nahen Gegenstände. So ist, wie ein tiefsinniger Philosoph sagte, jedem Trieb und Instinkt sein besonderes Wissen, wie jedem bestimmten Muskel sein bestimmter Nerve eingeboren."

Und wiederum:

„§ 497. Praktischer Blick und praktisches Geschick hängen zusammen mit dem, und erhalten die Richtung von dem, was in den Künsten das eigentlich Treibende, Zeugende, die wahre Begeisterung, und in dem Arzte ein Verwandtes, Lust und Liebe zum Dienste der Kranken und der mit Gott gewählte Beruf, die Berufung ist. „Μῆνιν ἄειδε, Θεά etc. (Hom.) — „Dic mihi musa“ etc. (Virg.). — Sine auxilio Aesculapii homines nunquam remedia invenire potuerunt.“ (Hippocr. epist. ad Philop. . . .) . . . „Primae medicinae inventores in coelis; inde auxilium petitur ab oraculis.“ (Plin. histor. nat. XXIX.) — (Vgl. Ecclesiast. XXXVIII.) —

„Aber“, fügt er hinzu:

„es gibt in allen Künsten nicht blos eine göttliche gute, sondern auch eine indifferente, weltlich siderische, ja eine gefährlich infernale Begeisterung, und es ist nicht zu läugnen, daß auch die zwei letztern dem äußern Erfolge nach Bedeutendes leisten.“

— — — — — — — — — — — —

Auf die Frage, welches die rechte praktische Weise sei, den Arzt zu bilden, auf welchen Grundlagen seine praktische Kunst zu ruhen habe, werden uns die Jahre 1843 und 1864 in Text und Beilage noch zurückführen; hier schließen wir einstweilen mit Ringseis' Worten.

„§. 496 . . . Was von der Technik in andren Richtungen, gilt auch von der Technik des Arztes. Ja, der gelehrte Arzt, der Naturforscher vorzugsweise, der Physiker, wie er seit fast tausend Jahren genannt wird, er soll . . . den ganzen Umfang der Natur-Wissenschaften erforschen. Dann muß er aber, wenn er zugleich Praktiker sein soll, viel länger als bisher studiren.“

Wie hervorragend Ringseis selber dieser Forderung des Längerstudirens genügt hat, erzählt der I. Band der Erinnerungen. (Er hat auch fortstudirt bis beinah zum Schluß seines 91. Lebensjahres.) Es ist dies aber ein immer wiederkehrender Gedanke seines amtlichen Lebens, daß man nicht von jedem ärztlichen Praktiker gelehrte

Studien, wie nicht von jedem gelehrten Arzte technische Fertigkeit fordern solle; wer aber Beides vereinen wolle, bedürfe einer längeren als die gebräuchliche Studienzeit. Wenn wir in dieser Beziehung Wiederholungen bringen werden, so ist es nicht nur, weil sie im Zusammenhang nicht immer zu vermeiden sind, sondern weil eben diese Wiederholungen ein Bild davon geben, wie sehr und wie dauernd diese Angelegenheit theoretisch und praktisch Ringseis beschäftiget hat.

2. Rezensionen.

Von günstigen Rezensionen des Werkes erwähnen wir außer der schon zitirten feurig begeisterten Darstellung von Dr. August Solbrig noch eine Besprechung, welche Joseph Görres — der ja selber auch promovirter Arzt gewesen — auf 33 Seiten der „Historisch-politischen Blätter (Bd. VIII) geliefert hat, weil eine Schrift, die als Ereigniß gelten könne, historisch sei, — eine Schrift, die sich nicht bloß über Krankheit und Gesundheit des Individuums, sondern über die gleichen Zustände in den politischen Genossenschaften verbreite, politisch, — eine Schrift, die in ihrer Art rund und voll katholisch, in Mitte der Verwirrung den Grund der katholischen Wahrheit siegreich setze, geeignet sei für Blätter, die sich dem katholischen Deutschland bestimmen. Endlich gedenken wir der Anzeige in den zu Berlin erscheinenden „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik", 1841, Nr. 6 und 7, durch Medizinalrath Dr. C. J. Lorinser zu Oppeln; brieflich schrieb derselbe, er möchte „ohne Prophetengabe" vorhersagen, daß dieses Werk

„trotz aller entgegenstehenden Gemeinheit Epoche machen wird, weil es in hohem Grad zeitgemäß und nothwendig, wohl be-

rechnet und genügend, in klarem und kräftigem Ausdruck Gedanken zum Bewußtsein bringt, die theilweise schon längst in dunklen Ahnungen herumgegangen, dem wahren Bedürfnisse des Geistes entsprechend sind."

Er wünschte, daß die Zeitschrift eine ausführlichere Darstellung zuließe, als es der Fall gewesen, damit

„die Aerzte und besonders die frères dupes durch die Pechfackel der Journale nicht gleich im Anfang verblendet und abgeschreckt würden."

Aus seiner Rezension heben wir Folgendes aus.

Nachdem von R.'s ungemeiner Erudition und Lebendigkeit des Geistes und seinem scharfen Auf- und Anfassen dessen, was er aus Büchern geschöpft hat, die Rede gewesen, heißt es:

„Am wenigsten begegnet ihm das Unglück, von Dingen zu sprechen, die er nicht kennt. Er ist mit scharfem Blick vom Allgemeinen und Aeußern bis in's Besondre und Innere gedrungen, und hat vor vielen Pathologen voraus, daß er zugleich aus einer langen Erfahrung geschöpft, vieler Menschen Länder und Leiden gesehen, und allein in einer öffentlichen Heilanstalt seit 23 Jahren gegen 50,000 Kranke behandelt hat. Bringen wir dabei noch das Gewicht einer bedeutenden und einflußreichen Persönlichkeit in Anschlag, durch welche der Verfasser lange schon auch ohne den gewöhnlichen Schriftstellerruhm ein public Character geworden ist, die Liebe, die er als Mensch und Bürger, als Arzt und Christ, auf dem Lehrstuhl und auf der Rednerbühne der Ständeversammlung in weiten Kreisen sich erworben, die Achtung endlich, die kein redlicher Gegner hervorragenden Talenten, wahrheitsliebender Forschung und unerschütterlicher Konsequenz verweigern kann: so möchten wir seinem Werk eine größere Theilnahme und Wirkung vorhersagen, als der harte, mit den gangbaren Ansichten und Maximen im grellen Widerspruch stehende Inhalt vermuthen läßt. Jedenfalls erscheint dies Werk als ein wirkliches Zeichen der Zeit. . ."

Unter den in der Propädeutik ausgesprochenen philosophischen Sätzen hält der Rezensent für besonders folgenreich für die Anwendung auf Physiologie und Pathologie

denjenigen, welcher in den materiellen und immateriellen Regionen der Dinge ein Bildendes, ein flüssig Bildsames und ein Gebildetes unterscheidet, sodann was über die herrschende Verwechslung des befreundeten und des feindlichen Gegensatzes gesagt ist. In den Erörterungen über Gott und den Schöpfungsprozeß, über den allgemeinen und besondern Organismus, über den Leibbildungsprozeß der Pflanzen und Thiere und die eigentlich thierischen Verrichtungen findet er zum Theil

„ganz eigenthümliche Ansichten von der Zeugung und Ernährung, von der Bedeutung des Ganglieusystems und der Sensation.“

An andrer Stelle heißt es:

„Der Verfasser bekennt selbst, und mit Recht, daß sein System nicht für oberflächliche und bequeme Halb- oder Nichtdenker geeignet. . . In der That sind wir lange keinem medizinischen Werke begegnet, welches im verhältnißmäßig engen Rahmen einen so vielgliedrigen und gedankenreichen Inhalt dargeboten hätte. Den meisten Abschnitten sieht man es an, daß sie nur der einfachste und kürzeste Ausdruck langer und vielseitiger Vorarbeiten sind. Dieses Concentriren des Stoffes war nur möglich bei einem Styl, der im größten Abstand zu der jetzt so häufigen, jeden Gedanken breit und platt schlagenden Weitschweifigkeit allein das Bezeichnende liebt, und selbst mit Geringschätzung passender Zierden durchaus gedrängt und körnig ist, ohne doch jemals trocken und farblos zu werden. Unbeschadet des Paragraphirens und mancher nicht abzuweisender Wiederholungen zeichnet sich die Darstellung durch große Lebendigkeit aus, und bleibt nicht Weniges dem Nach- und Ausdenken des Lesers überlassen, so wird dieser durch neue Ansichten, treffende Bilder und Vergleiche, und geistvolle Erklärungen auch vielfach dazu angeregt.“

Ringseis war sich bewußt, eine Bombe in die medizinische Welt zu schleudern, und heiter darauf gefaßt, gewaltigen Sturm wider sich zu erregen. Doch mochte selbst ihm der Hexensabbath überraschend sein, der von Seite einer Anzahl Widersacher sich erhob. „Man stelle,“ sagt

sechs Jahre später ein Berichterstatter über den Eindruck, welchen das Erscheinen von R.'s Buch hervorgebracht, „man stelle sich einen Sumpf vor, dessen Bewohner plötzlich aufgeschreckt in größter Verwirrung durcheinander fahren." Gegen die Schmähschrift eines Dr. Siebert, „Die Schlange des Aeskulap und des Paradieses" (Jena 1841)[1] und Aehnliche hat Solbrig eine Lanze gebrochen in der Schrift: „Die Gegensätze in der Medizin, erörtert mit besonderer Rücksicht auf das System des Herrn Dr. v. Ringseis und seine Gegner." (Nürnberg und Fürth, Friedr. Korn.) Wir können uns nicht versagen, aus dieser Schrift Solbrigs folgende an den Styl von Görres gemahnende Stelle hieherzusetzen:

„Da sind sie denn allzumal aufgestanden die Gerüttelten und haben, Jeder in seiner Weise, einen Spruch gesprochen oder nachgesprochen, haben durcheinander gemurmelt und weisen Rath gehalten, was denn mit solchem Gegner zu machen. Die Einen hätten ihn gerne geviertheilt, die Andern in Oel gesotten, wieder Andere ihn gar gekreuzigt. Doch gab es auch wieder einige Gutmüthige, die vom Hörensagen leben, die hätten ihm, wie sich, Schlaf und Ruhe gegönnt, wenn sie auch von ferne gern dem Feuerbrande zu= und die Kastanien darin blitzen sahen; wollten sie aber nicht herausholen. — Siehe, da erschienen auf einmal ein Paar ergötzliche Tummler, mit allerlei blendendem Schild= und Speerwerk wohl ausstaffirt, wenn auch auf etwas mageren Gäulen, wie weiland der spanische Ritter; sie ließen sich aber das nicht ansehen, verhüllten die dürren Knochen ihrer Rozinante mit einigen modegangbaren Lappen, setzten ihr die Sporen in die Rippen und machten vor Jedermänniglich Parade, der Eine in den Hallischen Jahrbüchern, der Andere in Häser's Archiv und auf eigens gestempeltem Grund und Boden. Da stehen sie nun vor uns die physikalischen Kämpen des 19. Jahrhunderts, Jeder mit seiner Devise, Tod und Verderben verkündend dem erstandenen Reformator medizinischen Glaubens;

[1] Sieh übrigens beim J. 1853, was derselbe trotz Allem zum Lobe von R.'s System gesagt hat.

da wogen sie schnaubend einher mit ‚Straußenfedern‘ auf den Helmen, und sich sicher dünkend hinter dem ‚Palladium der großen Lüge‘!“ —

Solbrig hat es übrigens in den früheren Zeiten seiner ärztlichen und amtlichen Laufbahn mehr als einmal unlieb zu entgelten gehabt, daß er, der Protestant, für den Ultramontanen jene Lanzen gebrochen.

Ueber die Halle'schen „Salzjunker“, die „ihre Pfannen leider nicht in Attika aufzustellen vermochten“, äußerte noch ein paar Jahrzehnte später Ludwig Clarus (Regierungsrath Volk in Erfurt) in seinem „Simeon“:

„Alles was wider ihn (Ringseis) geschrieben worden, überbot an frecher Gottlosigkeit, schändlicher Malice, schnöder Albernheit und bodenloser Gemeinheit der in Ruge's Hallischen Jahrbüchern Nro. 131 u. f. v. J. 1841 abgedruckte Aufsatz... Schon die Ueberschrift: „Herr Dr. Nepomuk v. Ringseis oder Hippokrates in der Pfaffenkutte“ bezeichnet den Geist des saubern Produktes... Die Halloren ... haben damit weit eher einen Beitrag zur Bereicherung der Zotologie als der Wissenschaft geliefert.

— — — — — — — — — — — —

Diese Jahrbücher bildeten zu ihrer Zeit den Spucknapf, in welchen die unsaubern Geister allen Schmutz ausspieen, den sie wider die hl. Dreieinigkeit bei sich verspürten. Wenn so hohe Personen sich die Besudelung in einer solchen Stätte gefallen lassen müssen, hat es schon an sich etwas Ehrenvolles, wenn man sich an derselben als ihr Leidensgefährte befindet.“

Wenn man dem unredlichen und thörichten Geschrei solcher Gegner und ihrer Nachbeter Gehör schenkte, so kam man zur Vorstellung, R. habe seine ärztliche Lehre gleichsam mit Bindfaden an die Dogmen festgeknüpft — er, der mit Wahrheit und Nachdruck es gesagt hat, seine Pathologie und Therapie, wenn auch mit den religiösen Dogmen oder Anschauungen nicht im Widerspruch, sondern mit ihnen harmonirend, beruhen doch so wenig auf ihnen,

daß sie vielmehr gleich verständlich seien wie für Christen, so für Türken und Heiden. Freilich war er der Ueberzeugung, daß nicht Eine Wahrheit der andern, daß wahre Wissenschaft nicht der Offenbarung widersprechen könne, und wo der Schein solchen Widerspruches entstand, suchte er den Fehler nicht beim Dogma, sondern, wenn der wissenschaftliche Satz ein wirklich zweifellos erwiesener war, bei der Auffassung seines Verhältnisses zum Dogma. Hätte Ringseis gesagt, durch die Naturwissenschaften seien dem alten Glauben der Boden unter den Füßen, das Dach über dem Haupt hinweggezogen worden, so wäre jenen Gegnern ein philosophisch-sein-wollender Ueberblick genehm gewesen. Zur Verneinung, zum Spott wären die Worte: Gott, Kirche, Gebet, Sakramente, Sakramentalien auch in der Propädeutik zu einem medizinischen Buch am Platz erschienen.

Nun aber, ein Arzt, der da von Wahl des ärztlichen Berufes nach anhaltendem Gebet und unter dem Rath erleuchteter frommer Freunde und Seelenführer spricht und einer solchen Wahl verheißt, sie werde nicht getroffen werden, ohne daß ärztlicher Blick, praktisches Geschick und die nöthige Begeisterung vorhanden! (§ 497.) Ein Arzt, der da sagt (§ 498):

„So gewiß jedes individuelle Seyn und Bewußtseyn nur möglich wird durch konzentrisches Eingerücktsein in ein höheres göttliches, insofern zentrales Seyn und Bewußtseyn des Schöpfers (vergl. Propädeutik): eben so gewiß geschieht jede individuelle Heilung nur durch Kräfte, die denen des allgemeinen göttlichen Mittlers, Erhalters und Wiederherstellers konzentrisch. Alles Bilden und Erhalten ist Prärogative des Schöpfers, selbst im Bösen, im Teufel... Die wachsthümliche Seele eines jeden Geschöpfes bildet und heilt nur, konzentrisch mitwirkend mit dem Schöpfer. Mit Willen und Bewußtseyn kann das Geschöpf die Bildung fördern, hemmen, ja äußerlich zerstören, nie aber positiv bilden."

Ein Arzt der ferner sagt:

„Da die Krankheit ursprünglich Folge der Sünde,[1]) und der Sündige den erhaltenden und wiederherstellenden Kräften in den Kreisen des bewußten und unbewußten Lebens viel weniger, den bewußt und unbewußt zerstörenden aber viel leichter zugänglich: so ist, wenn auch laut Erfahrung nicht immer unerläßlich, doch ohne Vergleich sicherer, daß sich der Kranke und der Arzt vor dem Heilversuche entsündigen lassen. Der Heiland begann alle Heilung mit Vergebung der Sünde oder Anerkennung des Glaubens des Kranken. Der christliche Arzt betrachtet unter beständigem Gebet um Erleuchtung, wie die größten Heiligen thaten, den Kranken als Stellvertreter Christi[2]), und sich als seinen Diener. Gewissenlose, unsittliche, außer den höheren Einflüssen stehende Aerzte entbehren nicht bloß diese Einflüsse, sondern wirken, durch unlautere, z. B. politische, parteiliche Zwecke mißleitet, noch positiv gefährlich. Auch der entsündigte berufene Arzt heilt nicht jeden Kranken, das wissen wir; aber er ist sicher, ihm nicht zu schaden. — Die Mittel der Entsündigung lehrt die Kirche."

Das war zu arg! Da erhob sich denn jenes wüste betäubende Geschrei, von dem wir gesprochen, um den rein medizinischen Theil des Buches todtschweigen zu dürfen; todtgeschwiegen aber sollte dieser werden, um desto bequemer die allgemein philosophischen Prinzipien todtbrüllen zu können. In der That glauben Sachverständige noch heut, daß Nichts so sehr des Lesers Vertrauen zu dem schwierigeren philosophischen Theil erwecken könne wie die besonnene Kenntnißnahme von Ringseis' medizinischer Lehre im engeren Sinn. Und es läßt sich darum die Frage aufwerfen, ob er nicht besser würde gethan haben, mit seiner philosophischen Gesammt-Anschauung

[1]) R. meint hier die Sünde der Stammeltern, die Erbsünde.

[2]) Ohne Zweifel denkt R. hier an das Wort: „Was ihr dem Geringsten Meiner Brüder thut, das habt ihr Mir gethan." Matth. XXV. 40 und 45.

zurückzuhalten, bis er durch die Klarheit, Schärfe und Folgerichtigkeit der medizinischen Lehrsätze sich unter der ärztlichen Mitwelt die Stellung errungen, zu welcher seine Leistung ihn berechtigte. Ob er selber in der Folge eine solche Erwägung gemacht, nachdem die Erfahrung ihn die Beeinträchtigung gelehrt hatte, welche sein Wirken und sein gerechter Ruhm durch jenes manchmal schier verwegene und in der Wahl der Ausdrücke und Wendungen vielleicht die Klugheit verletzende Herausfordern des verkehrten Zeitgeistes für's Erste erlitten, das ist uns unbekannt. Schmerzlich mußte ihm ja wohl Beides fallen. Aber er hätte nicht der Ringseis sein müssen, der er war, hätte er im Vorhinein solchen Erwägungen Raum gegeben, — er, wo es ein Bekenntniß galt, immerdar Mann der freudigen Kühnheit, nicht der bedächtigen Rücksichtnahme. Darum scheute er sich auch nicht, schon in einer Anmerkung der Vorrede zu sagen:

„Die propädeutische Abtheilung des Werkes las ich meinem seligen theueren Freunde Prof. Klee mit der Bitte vor, mich auf die etwa dem Dogma widerstreitenden Stellen aufmerksam zu machen. Er fand nichts zu rügen, bemerkte vielmehr, er würde sich in einer neuen Ausgabe seiner Dogmatik öfter darauf berufen.“

Wenn Lorinser noch äußert, die Polemik, welche Ringseis nothwendig erachtet habe, theils um durch Vergleichung seine eigenen Grundsätze bestimmter zu erklären, theils um die im Schwange gehenden Irrthümer, z. B. die pathologischen Theorien, die gangbaren Lehren vom Heilprozeß und der Indikation, nach Möglichkeit zu entkräften, diese Polemik, scharf und eindringend wie das anatomische Messer, werde ohne Zweifel den Meisten zu verletzend und schonungslos erscheinen, so können wir nicht läugnen: Ja, bei aller Herzensgüte und christlichen Ge-

wissenhaftigkeit konnte Ringseis von furchtbarer Schärfe sein. Durfte er auch mit Recht von sich sagen: „Unerbittliche Strenge gegen die Grundsätze, Milde und Liebe den Personen," — so trat doch im einen oder andren Fall die unerbittliche Strenge gegen die Grundsätze deshalb mit schärferem Sarkasmus auf, weil gewisse Künste und Mittelchen der Personen ihm für diese keine Achtung einflößten.

Der Nekrolog auf Ringseis in der Allg. Ztg.[1]), welcher zwar nicht in der Lage ist, wohl auch nicht beansprucht, R.'s wissenschaftlicher Bedeutung gerecht zu werden, aber den Mann mit liebenswürdigem Schwunge schildert, sagt über jene Kämpfe:

„Was die mittelalterlichen Dichter von ihren ritterlichen Kämpen erzählen, die mit ihren harten Schwertern wie Schmiede auf einen Amboß hämmerten, so ging es nun über den Recken her, welcher die ihn anrennenden Ritter mit gleicher Lieblichkeit empfing. Es war ein Krachen der Lanzen, ein Waffenklang und Schwertertanz, daß von beiden Seiten die Funken lohten und die Späne stoben. . . . Aber nicht mit kopfloser Berserkerwuth, sondern wie ein Ritter ohne Furcht und Tadel und mit offenem Visir, trat der alte Held[2]) ein für seine Ueberzeugung. . . . Wenn ihm, durch Hohn gereizt, die Zornesader schwoll, dann griff er auch zu den giftigsten Waffen der Satyre. Es wäre ungerecht zu vergessen, daß R. in der Schule der muthwilligen und phantastischen Romantiker aufwuchs und ihr blaues Blut noch heiß in seinen Adern rann. Als kleine Probe mag die Apostrophe ‚an den Großfürsten medizinischer Wissenschaft' gelten, welcher im System der Medizin plötzlich als ‚außerordentlicher Mann' im malitiösesten Ton interpellirt wird."

Der jugendlich feurige Solbrig aber machte sich in seiner Weise über die Betroffenen lustig, indem er schrieb:

---

[1]) Beilage 163 v. 11. Juni 1880.

[2]) Alt war R. noch nicht, er zählte 56 Jahre.

„Nun, die wissenschaftliche Opposition“ (von Seite Ringseis') „die hätte man sich“ (d. h. die Gegner) „noch gefallen lassen; — aber die Form, die Form dieser Polemik, dieser öffentliche Hohn, der durch Mark und Bein dringt, dieser Spott, der das Blut sieden macht — ... Nun, was macht ihr so viel Aufhebens? Man muß eben nicht so weichherzig seyn! In der Schlacht, da brummen die Kanonen, und wenn ein Gewappneter, mit schwerem Rüstzeug angethan, durch die weiten Hallen zum Turnierplatz schreitet, dann dröhnt und tönt es nach allen Seiten, damit man sehe, daß ein Ritter dahertritt, und nicht ein altes Weib im Nachtrock oder ein courbettirender Eiertänzer. Wie der Kämpfer seinen Helm aufsetzt, wie groß und schwer er seinen Schild nimmt, und welche Devise er ihm gibt, das ist Sache seines Geschmacks und seiner Individualität. Darüber kann man im Grunde mit Niemand rechten. Ringseis hat eben einmal einen Pallasch von altem Schrot und Korn umgeschnallt und keinen leichten Pariser, wie Ihr es vielleicht gerne gesehen hättet; er hat als ein Reformator vom Leder gezogen und ist Euch über die Köpfe gefahren. Bluten Euch die Köpfe, und erhebt Ihr darob Heulen und Zähneklappern, nun so heult Euch aus; bis jetzt geschieht's Euch recht, warum habt Ihr Euch nicht besser verwahrt! — Thut R. denn Lufthiebe, macht er bloß negirende Purzelbäume, wie Herr Dr. Siebert im Interesse der freien Wissenschaft? Setzt er nicht allenthalben den Sätzen seiner Gegner die geschlossene Cohors gehaltvoller Wissenschaft entgegen? Dringt R. auf einen unbewehrten Knaben feige ein, packt er ihn bei verschlossenen Thüren oder im Hinterhalte an der Gurgel? Nein! vor aller Welt, im Angesicht von Freund und Feind wirft er dem Gegner den Handschuh hin und zeigt ihm die Wucht der Lanze; einem Gegner, von dem wohl bekannt ist, daß er sich auch kein Blatt vor's Maul nimmt, und der sicherlich schon mehr heimliche Giftpfeile nach Ringseis geschossen hat, als dieser ihm nun offene Stöße ertheilt. So seid Ihr aber! Eure öffentlichen und geheimen Remonstrationen sind ein wahres Lexikon von Schimpfworten, Zoten und niederer Besudelung, und Ihr, die Repräsentanten der freien Wissenschaft, rechnet es dem Gelehrten, den Ihr mit mannhafter Ironie seinen Abscheu vor wissenschaftlicher Halbheit aussprechen

höret, zum Verbrechen an, daß er nicht weinerlich sich hinter den Ofen setzt und sein Bauchgrimmen über Eure Einseitigkeiten wie eine Memme verwimmert."

3. Ringseis' Glauben an sein System. Clarus über Ringseis.

An die Richtigkeit und darum bleibende Lebensfähigkeit seines Systems hat Ringseis bis ans Ende fest und unerschüttert geglaubt, ja die „auf Kenntniß der Geschichte der Pathologie begründete Ueberzeugung" ausgesprochen, „daß in wenigen Jahrzehnten seine Lehre Gemeingut der Aerzte sein werde."[1]) Für's Erste allerdings ist, eine nun fast ausgestorbene Generation von Schülern abgerechnet, über seine Lehre das hinweggegangen, was man den Geist der Zeit benennt, wahrscheinlich um anzubeuten, daß es selber etwas Zeitliches, Wechselndes, Vergängliches sei. Wäre der Geist der Zeit fraglos ein Geist des Fortschrittes, so gäbe es keine Geschichte der menschlichen Irrthümer; und immer hat der jeweilige Mode-Irrthum am Lärmendsten als den Geist der Zeit sich ausposaunt. Ringseis aber war sich bewußt, daß seine wissenschaftlichen Prinzipien dauernder seien als der Geist der Zeit, und zwar meinen wir hier nicht bloß jene tieferen Prinzipien, zu deren Verständniß ein unverbildet philosophischer Geist gehört, sondern auch jene unmittelbar der Fachwissenschaft zu Grund liegenden, die jeder vernünftige Arzt sich anzueignen vermag. Daß die neueste Zeit wieder eine Wendung gemacht hat, welche sich R.'s Anschauung in gewissem Sinne nähert, darüber wolle man lesen, was er selber in seiner „Letzten Arbeit"[2]) bemerklich macht.

[1]) In der Abwehr gegen Dr. H. s. 22. Kap.
[2]) Wir werden sie in Beilage zum Schlußkapitel bringen.

Wenn in unsren Tagen das Mikroskop jene zahllosen kleinen Wesen aufstöbert, die als Fremdlinge und Schmarotzer in unsren Organismus sich einnisten und man denselben die Verantwortung zuschiebt für eine Menge, wo nicht für die Gesammtzahl unsrer Krankheiten, so liegt darin eine Abkehr von dem Wahne, als sei Krankheit eine ganz naturgemäße Evolution unsres Organismus;[1]) vielmehr sucht man in ihr wiederum eine real feindliche, fremdartige Ursache. Und wenn anderseitig Stimmen, vielleicht mit Recht, sich erheben, es sei noch nicht ausgemacht, ob jene kleinen Wesen unbedingt die Missethäter seien, ob sie nicht bloß mit der Krankheit gemeinsam aus tieferer Ursache hervorgehen, so wolle man sich erinnern, daß auch Ringseis die Krankheit keineswegs lauter wirklichen Schmarotzerthierchen oder -Pflanzen wollte zugeschrieben wissen, sondern in den meisten Fällen das Wirken der krankmachenden Ursache nur ein schmarotzerhaftes genannt hat, — nicht „parasitisch", sondern „parasitoidisch".

Warum aber hat denn Ringseis nicht sein Werk vollendet, da er doch in sanguinischer Hoffnung das baldige Erscheinen des zweiten Bandes mehr als einmal verheißen hat?

Zu diesem zweiten Bande, welcher die spezielle Pathologie und Therapie u. s. w. enthalten sollte, lagen Stöße von Manuskripten bereit, die er zu sichten, zu vervoll-

---

[1]) Dem gesunden Menschenverstand erscheint dieser Wahn, der doch ganze große ärztliche Schulen ergriffen hat, und womit die Verzweiflung vieler Aerzte an ihrer Kunst zusammenhängt, so unbegreiflich, daß er wirklich nur durch das falsche Bedürfniß sich erklärt, einer andren Irrlehre die Analogie zu schaffen, einer Irrlehre auf religiösem Gebiet, durch welche der Mensch die Verantwortung der Sünde von sich abzuwälzen strebt.

ständigen und zu ordnen noch lange gehofft, und als er in hohem Alter sich der Ueberzeugung nicht mehr verschließen konnte, daß ihm die Vollendung des Werkes versagt sei, so hat es ihn einen der schmerzlichsten Kämpfe seines Lebens gekostet, sich in dies Unabänderliche zu fügen. Die Ursachen, warum er nicht zum Abschluß gekommen, waren theils äußerer Natur, theils lagen sie in seinem Wesen. Der zeitweise riesigen Arbeitslast seiner amtlichen Geschäfte brachte er zwar eine riesige Arbeitskraft entgegen, die Vieles spielend zu bewältigen schien; dennoch mochte der Ueberschuß an Kraft nicht immer genügen, um auch noch schriftstellerisch thätig zu seyn; vielmehr war es ihm in den freien Augenblicken häufig Bedürfniß, den Geist mit leichteren Beschäftigungen zu zerstreuen, mit der Ordnung und Besichtigung seines Mineralienkabinets, Kunstliebhabereien, dem Umgang mit Familie und Freunden, dem Genuß der freien Natur. Als allmählig die Last sich verringerte, da war denn doch eine Abspannung eingetreten, die er vielleicht sich anfänglich nicht zugestand; zudem hatte sein Augenlicht bedenklich Schaden gelitten. Wohl mochte auch eben jene Vielseitigkeit der Interessen Schuld tragen an einem zu geringen Maß von Schreibseligkeit; R. war mit mehr Liebe Mann der lebendigen Rede als der Schrift. Endlich zeigte sich, wie seine Friederike ihm öfter vorgehalten, in Sachen seines Werkes das Besser als der Feind des Guten. Jede neue Erscheinung am medizinischen Horizont wollte er noch kennen lernen, jede Entdeckung und jede neue Theorie in den Bereich seiner Betrachtung ziehen, sei es zur Anerkennung, sei es zur Befehdung, — dazu noch viele ihm wichtige neuere Werke der Philosophie studiren, (Gratry, Schenach, Mayrhofer, Wilh. Rosenkranz u. s. w.) und so kam er niemals zum Abschluß. Im hohen Alter,

als er in jenen tief schmerzlichen Verzicht sich ergeben hatte, hoffte er doch, in einzelnen Abhandlungen noch den Kern dessen auszusprechen, was ihm auf dem Herzen lag; aber auch dieses kam bei Abnahme der Kräfte und des Augenlichtes nicht mehr zu Stand. Ihm, der zwar manch ritterlichen Kampf gekämpft und für den Muth seiner Gesinnung ein ungewöhnliches Maß von Spott freudig getragen, der aber keine heftig erschütternden Schicksalsschläge zu erdulden gehabt, sollte dies, wie es scheint, zur Prüfung und Läuterung dienen, daß er nicht vollenden gekonnt, was er in gewissem Sinn als das Werk seines Lebens angesehen. Ein Zeugniß aber seines Glaubens an die Richtigkeit seines Systemes legen folgende Worte aus der bereits erwähnten „Letzten Arbeit" ab:

„... Und so hielten und halten denn Viele mein System für wirklich todt und begraben. Aber sieh, das Scheintodte regt sich. Konnt' ich einen größeren Triumph mir erwarten, als daß Virchow, der Begründer der Cellularpathologie, Sätze aufstellt, und zwar als Kern- und Angelsätze, die ich vor 34, bezw. 62 Jahren gelehrt und vertheidigt habe?" —

Uebrigens hat Ringseis, je länger je mehr, unmuthig Klage geführt, daß in Folge der neueren Studienordnung oder -Unordnung und bei stets tiefer sinkendem philosophischem, also wissenschaftlichem Geist auch bei Gutmeinenden die logische Ausbildung so sehr in Verfall gerathe. Keineswegs nahm er die Genossen des eigenen religiösen und politischen Lagers hievon aus, sondern ereiferte sich, daß auch diese nur selten mehr dem allgemeinen Zug entrinnen und daß ihre richtige religiöse oder politische Erkenntniß den geringstmöglichen Einfluß auf sie selber erweise gegenüber den verkehrten Doktrinen ihrer Fachwissenschaft. „Sie lernen nicht mehr folgerichtig denken,"

meinte er, „geschweige in höherem Sinn philosophiren; es zersplittert sich Alles in Einzelkenntnisse ohne Begriff des innern Zusammenhangs. Klagt man doch auch in den theologischen Seminarien über den Mangel an philosophischem Geist, welchen die jungen Leute entgegenbringen." Jener Mangel ist sicherlich mit Ursache an der Ungeneigtheit vieler Mediziner, mit Ringseis' System sich bekannt zu machen; daß sie schon an dem rein medizinischen Theil ohne die philosophische Propädeutik einen Schatz erhielten, das ist in Vergessenheit gerathen.

Zum Schlusse mag hier noch kommen, was Ludwig Clarus im Zusammenhang mit den obenerwähnten Stellen von Ringseis' Persönlichkeit sagt. Als er denselben 1843 kennen lernte, habe Ringseis, obwohl bereits in den Fünfzigen stehend, doch noch Aehnlichkeit gehabt mit dem Bilde, das Bettine Brentano in ihrem Briefwechsel mit Göthe von dem Studenten Ringseis entwirft.[1])

„Namentlich hatte, als ich ihn an der Abendtafel von Görres kennen lernte, seine christliche Begeisterung noch das gleiche Feuer, das Bettine an derselben wahrgenommen. Er hatte dieselbe methodisch in seine Berufswissenschaft, die Medizin, eingeführt, deren oberste Behörde in Bayern er lange Zeit gebildet...."

Und nach einem Auszug aus dem schmählichen Pamphlet, wovon oben die Rede gewesen, heißt es:

„Also die Halle'schen Jahrbücher für Wissenschaft und Kunst wider Ringseis, einen der ehrwürdigsten, gescheidtesten, religiösesten, beliebtesten deutschen Biedermänner, welchem das Ruge'sche Gelichter, das der Böse seitdem in die Welt zerstreute, die Schuhriemen aufzulösen nicht werth ist. Die eigentliche Afterwissenschaft ... hat auch nicht eine blasse Ahnung von der Gottinnigkeit, womit Ringseis mit dem wunderbarsten

[1]) Wir brachten dasselbe Bd. I. S. 93 f.

Erfolge seinem medizinischen Berufe obliegt. Dieser Mann, welcher seinen witzfunkensprühenden Geist, seine lebendige Theilnahme für alles Große und Gute, für alles Christliche auch noch jetzt,[1]) wo er hoch in den Siebzigen steht, in unveränderter Frische erhalten, dessen Riesengedächtniß und die Geistesgegenwart, womit er aus dem erstern in passender Weise gegen Gegner aus allen Fakultäten die Waffen herauszuholen weiß, wunderbar sind, kann natürlich von den Pfeilen des obskuren Witzes, den Ruge gegen ihn losgelassen, wie sehr vergiftet dieselben auch sein mögen, nicht verletzt werden....

„Nichts war mir erwünschter als daß der Urheber dieses mir so zusagenden Systems (der Medizin) in der Gesellschaft bei Görres, wo ich ihn kennen lernte, sich meiner freundlichst annahm und mich sogar nach Beendigung des Mahles den weiten Weg zu meiner Herberge zurückgeleitete, die ich bei Nachtzeit, nach seiner gütigen Bemerkung, am fremden Ort vielleicht nicht sogleich finden würde.

„Bewundern mußte ich seine ausgezeichneten Talente, seine Lebendigkeit in der Unterhaltung, das bedeutungsvolle Accompagnement seiner Mienenspiele und seine Meisterschaft im Erzählen, namentlich des auf seinen vielen Reisen Erlebten. Ein immenses Gedächtniß, das ihn befähigt, eine ungeheure Masse der verschiedensten Kenntnisse nebeneinander und zwar im lebendigsten Wissen zu beherrschen und eine Regsamkeit des Interesses für alles Wissenswerthe neben einer unverwüstlichen Munterkeit und Laune imponirten mir bei einem Manne, welcher, obwohl lange Jahre mit allerhöchsten Personen im engsten und vertraulichsten Verkehr, doch am höchsten an sich die Gnade schätzte, in kindlicher Ergebenheit und Einfalt ein gehorsamer Sohn der Kirche zu sein. Persönlich lieb ward er mir durch seine offene und freimüthige Feindschaft gegen alle Revolution und seine Entschiedenheit gegen den Liberalismus, wobei er selber doch nichts weniger als servil gesinnt sich zeigte. Liebenswürdig und achtbar zugleich erscheint er darin, daß er zu den nicht gar Vielen gehört, welche alte Freundschafts-Verhältnisse zu Protestanten unbeschadet strengster Kirchlichkeit und die rechtlichen Ansprüche derselben auf liebevolle Rücksicht niemals verletzt haben."

[1]) D. h. zur Zeit, da Clarus den Simeon geschrieben.



Zwanzigstes Kapitel.

Von 1840—1845.

1. Bis 1843.

Schwere Erkrankung; Geheimrath; Umzug; Freising und St. Antonius. Eine Papstsage. Nach Karlsruhe. Ord. M. der Akademie. Jubiläum am Spital. Sieveking's, dann Bettine v. Arnim's Besuch. Nochmal Emilie Linder.

Am Abend des 17. Dezember 1840 kam Ringseis, der mit Katarrh bei argem Sturm weit ausgegangen war, unwohl nach Haus; heftiger Schüttelfrost stellte sich ein mit Stechen an der Seite, und rasch entwickelte sich unter quälenden Zuständen, besonders Glühhitze und Gefühl der Seekrankheit eine höchst gefährliche Lungenentzündung, in welcher der nachmalige Geheimrath v. Gietl vier- bis sechsmal des Tags vom Spital herüberkommend, ihn mit großer Sorgfalt behandelte. Mit Friederike und den Hausgenossen theilten sich in die Pflege R.'s Assistenten und die barmherzigen Schwestern. Noch erinnert sich seine jüngste Tochter, wie sie harmlos im Kinderzimmer gespielt und die Mutter eintretend gesprochen: „O Kind, du spielst so ruhig und drüben liegt dein Vater auf den Tod," — wie das Kind erschrocken verstummend sein Spielzeug weggelegt und von der Mutter hinübergeführt worden

mit der Mahnung, sich des Vaters Züge noch recht einzuprägen. Die Sterbsakramente empfing er am 23. Dez. in Anwesenheit der Seinigen und der Oberin Ignatia mit erbauender Frömmigkeit, in voller Geduld und Sanftmuth dem Willen Gottes sich hingebend. Am Vorabend der Christnacht sprach v. Breslau, der mit zu Rath gezogen war, sich aus: „Er wird die Nacht nicht überstehen." Als in der ernsten Stille der Mitternacht die Glocken feierlich zu läuten begannen, sagte der Kranke, der keinen Augenblick das Bewußtsein verloren, einige Worte über ihren Klang. Aber die Nacht ging vorüber und es wurde besser. Sechs Wochen dauerte die Krankheit, eben so viel etwa nahm die Wiederherstellung in Anspruch. Der Antheil des Publikums war groß gewesen, zahllos die Nachfragen, täglich die des Königs. Die Freunde feierten die Genesung mit Geschenken und eben saß Ringseis behaglich in einen von Phillips bescheerten Pelzrock gehüllt in dem stattlichen Schlafsessel, womit Haus Görres seinen Glückwunsch ausgedrückt hatte, als von der Mutter beauftragt, jenes jüngste Töchterchen hereinkam, ihm zu sagen, in diesem Rock und Sessel nehme er sich aus wie ein Herr Geheimrath. Lächelnd nahm er aus dem Mund des nicht verstehenden Kindes das Genesungsangebinde seines Königs in Empfang; es konnte ihn umsomehr erfreuen, als Ludwig I. mit diesem Titel sehr sparsam umging.[1]) Eben jenes Töchterchen war auch zu-

[1]) „Was ist dein Vater geworden? Ein stiller Rath?" wurde damals die Schreiberin von einer Schulkamerädin gefragt. Ein „stiller", gottlob, war er nicht geworden, daß aber das geheimräthliche Rathen bei uns in der That ein unergründlich geheimes ist, weiß man. Als in späteren Jahren Hofrath v. Martius den Titel erhielt, schrieb Friederike unter Benützung des bekannten Liedes „Ein

gegen, als Jemand, der den Rekonvaleszenten besuchte, über irgend eine Person äußerte: „Die hat Haar auf den Zähnen.“ „Vater,“ frug das Kind, als der Besuch weggegangen war, „hat man denn auch Haar auf den Zähnen?“ „Weißt du das noch nicht?“ entgegnete Ringseis, „geh nur zu deiner Mutter und laß dir's zeigen, die hat's!“ Das Kind ging arglos hin und brachte der Mutter sein Anliegen vor; diese klärte zwar die kleine Wißbegierige nicht auf, sondern schmunzelte nur und ließ dem Vater einen Scherz zurücksagen, aber sie freute sich über ihres Genesenden frohe Laune.

Am 16. Februar schrieb Phillips aus München an Görres in Verona:

„... Wegen Ringseis ist sein Arzt zwar für die Gegenwart nicht sehr besorgt, meint aber doch, er bleibe ein Hektikus; er sitzt schon mitten unter den Akten und disputirt mehr als seines Halses und Leibes Kräfte vermögen.“

„Der arme Hektikus!“ fügt scherzend hinzu, der uns obige Stelle mitgetheilt und noch in R.'s alten Tagen die Kraft von dessen Lunge wahrzunehmen vermocht hat.

Am 16. März hielt Ringseis, von seinen Zuhörern mit dreifachem Vivat begrüßt, die erste Vorlesung und das Leben nahm wieder seinen gewohnten Gang. Immerhin mochte es gut sein, daß die Osterferien bald ihm Muße gaben, die Stadt zu verlassen; das schien um so dringlicher, als er den bedenklichen Einflüssen eines Umzugs aus dem Wege gehen sollte. Während nämlich er selber zwischen Tod und Leben geschwebt, hatte eine heftige Krankheit binnen wenigen Tagen den Direktor und

---

Knödel siedt schon“ und mit entsprechender Knödelvignette dem alten Freunde zur Gratulation nach Schlehdorf:

Ein Gheimrath rath't schon,
Der ander fangt's Rathn an,
Schaut Ein Gheimrath den andern an,
Wie er so schön rathn kann.

chirurgischen Ordinarius am Spital, Prof. Wilhelm hinweggerafft; die hiedurch erledigte weit geräumigere Amtswohnung an der Sendlingerlandstraße war Ringseis statt der bisherigen im Krankenhausgäßchen angeboten worden und dieser auf den Tausch eingegangen. Obschon beide Häuser nur durch einen Hof und zwei Gärten von einander getrennt lagen, war der Umzug mit Ringseis' Sammlungen doch viel zu beschwerlich, als daß Friederike nicht hätte wünschen müssen, den jüngst Genesenen gänzlich fernzuhalten. Er brachte daher die Osterferien in Freising zu, wo der nachmalige Herr Bischof von Regensburg, Valentin Riedl, damals Vorstand des Klerikalseminars, ihm in den stattlichen Gemächern der hochgelegenen einst fürsterzbischöflichen Residenz eine vornehm schöne und luftige Wohnung mit prächtiger Aussicht, und volle Gastfreundschaft bot. Zur Arbeit nahm sich Ringseis Manuskripte mit. In seinem Koffer beengt, war er froh, dem in Freising ihn besuchenden Freund Konrad Eberhard einen ansehnlichen Stoß jener Papiere zur Ablieferung an Friederike aufzuladen. Nach gepflogener Ruh kehrte er nach München zurück, wo die Seinigen bereits mit Sack und Pack in der neuen Wohnung saßen.

Im Wesentlichen war Alles gut gegangen; das einzige Unheil, das die Träger angestellt, indem sie trotz Mahnung und Warnung den Münzkasten mit seinen 48 Schubfächern gestürzt und Alles durcheinandergerüttelt hatten, war Prof. Streber beschäftigt, mit großer Güte und Mühe wieder zu beseitigen. Als Ringseis eine Weile mit Wohlgefallen in den neuen Räumen umhergewandelt war, wo es freilich für ihn noch viel zu ordnen gab, frug er nach seinem Manuskript. Niemand wußte Bescheid; Friederike erinnerte sich wohl, es in Empfang genommen zu haben, dann war es im Drang der großen

Arbeit ihr aus Gesicht und Gedächtniß entschwunden. Nun ward gesucht in allen Winkeln und Winkelchen — Nichts! Sollte sie Beide die Erinn'rung täuschen, war es in Freising zurückgeblieben? Eberhard war abwesend, konnte nicht gefragt werden, so schrieb Ringseis an den Regens. Antwort: Nein! Bekümmerten Herzens theilte er Friederike das Ergebniß mit; dann ins Erdgeschoß zurückkehrend, las er am Schluß des Briefes die bei Katholiken so häufige Aufforderung: „Rufen Sie den hl. Antonius an!" Das that er denn auf den letzten Stufen der Treppe mit großer Inbrunst, trat in das erste seiner drei Bücherzimmer und erblickte — das Manuskript. Es sehen und in einer Art Freudentaumel sich gleichsam darüber herwerfen, war Eines. Als der erste Augenblick der Befriedigung verrauscht war, fand er sich auf dem Boden halb knieend, halb kauernd, den kostbaren Fund in Händen, um ihn hergestreut die Riesenbände des Museum Florentinum nebst andren Werken von ähnlichem Format und nun erst frug er sich: Wie hab' ich das Manuskript entdecken können? Das Kastenfach, welches jene Großfolianten der Höhe nach völlig ausfüllten, war so gestellt und beschaffen, daß man beim Eintreten das Manuskript entweder augenblicklich sehen mußte oder schlechtweg *nicht* sehen *konnte*. Ersteres war trotz vielem Suchen nie geschehen; so erlangte Ringseis die Ueberzeugung, daß Letzteres der Fall war, der etwa zwei Spannen hohe Stoß Manuskripte *hinter* den Folianten gelegen hatte, er aber jetzt eben *hellsehend*, d. h. *durch die Folianten hindurchsehend* gewesen sei und dies der Fürbitte des hl. Antonius zu danken gehabt habe.

Es geschah nicht bloß jenes einzige Mal, daß Ringseis zu Vakanz und Arbeit seinen Aufenthalt im Priesterseminar zu Freising genommen. Einmal begleitete er

während solcher Gastzeit den Herrn Regens (nunmehrigen Domprobst) Rampf und andre geistliche Herren an einem Feiertag nach dem sogenannten Wieskirchlein in der Nähe der Stadt. Nach der Vesper begaben sie sich zu Imbiß und Trunk in ein zum Kirchlein gehöriges Haus, Ringseis sang die Pinzgauer und andre heitre Lieder und die Herren stimmten tapfer mit ein. Da hörte Jemand ein vorübergehendes Weiblein in voller Rührung sagen: „Aber mit die geistlichen Herren is's schon ganz aus! Jetzt habn s' erscht gveschpert, und da thun s' schon wieder Psalma singa."

Als im Juli 1841 München sich der Anwesenheit Thorwaldsens erfreute, gab auch Ringseis im eignen Garten ihm ein kleines Fest. Im Herbst aber führte ihn eine Reise mit den Seinigen am Saum des Oberlandes bis Salzburg hin. Da bei der Rückkehr Burghausen berührt wurde, da erzählte er, zwischen diesem Städtchen und dem Inn, bei Reitenhaslach, habe man ihm einst ein Bauernhaus gezeigt, von welchem die Sage meldet, ein Papst sei daraus hervorgegangen. Da man von allen übrigen deutschen Päpsten die Familie wisse, so könnte dies, meinte R., nur Damasus II. sein; von ihm sei bloß bekannt, daß er vorher Bischof von Brixen gewesen und da Brixen damals zu Bayern gehörte, gewinne die Sage an Glaubwürdigkeit.

Als Ringseis im November 1841 nach Karlsruhe an das Lager seines schwer erkrankten Freundes Oberkamp, bayrischen Gesandten am badischen Hof, gerufen wurde, bei seiner Ankunft die schlimmsten Erscheinungen bereits gehoben fand, der Freund aber und dessen Gemahlin dem trotzdem Hochwillkommenen das Versprechen abnahmen, einen Tag zuzugeben, brachte ein Brief



Friederikens in einiger Aufregung ihm die Meldung, mit dem König von Preußen sei Schönlein als dessen Leibarzt nach München gekommen und nun werde es heißen oder heiße bereits, R. habe sich vor seinem wissenschaftlichen Gegner aus dem Staube gemacht. R. erwiderte ihr gelassen:

„Wäre dein Brief eine Stunde früher gekommen, so hätt' ich vielleicht nicht versprochen, einen Tag länger zu bleiben; denn mit Oberkamp geht es wieder erträglich, Gott sey Dank. Daß man meine Reise für eine Flucht halte, ist ganz natürlich; vielleicht ist aber das Zusammentreffen meines Abgehens mit Schönlein's Ankommen eine Fügung. Meine Zurückkehr vor seinem Abgang wird die bösliche Vermuthung Lügen strafen."

Noch war Ringseis nicht zum ordentlichen Mitglied der bayrischen Akademie d. W. vorgerückt, vielleicht weil er vor seinem System der Medizin keine größere Arbeit in Druck gegeben, vielleicht auch in Folge derjenigen Gesinnung und Geistesrichtung, welche in der Akademie die Oberhand hatte. Nunmehr aber, im J. 1842, kam ihm die Ernennung aus dem Kabinet; es mochte dies eine Kundgebung des Königs wider das Getobe sein, welchem jenes System begegnet war. Ob man es als die glücklichste unter des Monarchen Gunstbezeigungen für ihn zu betrachten hatte, das lassen wir dahingestellt; es wäre wohl abzuwarten gewesen, ob eine bayrische Akademie es möglich erachtet hätte, über einen Ringseis hinwegzugehn, den sie selber (1824) zum außerordentlichen, die Leopoldo-Carolinische Akademie schon 1825 zum ordentlichen, sonst ein halbes Dutzend ausländischer Akademieen zum Ehren- und korrespondirenden Mitglied ernannt hatten, zu geschweigen vieler andren Gesellschaften. Wir thun hievon Erwähnung, weil in

Jahren politischer Gährung eine freche Feder ihm es vorgehalten hat, daß er ein der Akademie Oktroirter sei.

Die Vollendung eines Vierteljahrhunderts in R.'s Wirken als Primärarzt am Krankenhaus wurde im August 1842 gefeiert mit Theaterspiel im häuslichen Kreis, durch ein schönes und herzliches Fest, das junge Aerzte und Studenten ihm gaben mit Darreichung von silbernem Ehrenpokal, Erinnerungsblatt u. s. w., am 16. als dem Haupttag durch Hochamt in der Klosterkirche, feierlichen Glückwunsch und Dank des Magistrats im Amtszimmer, und fröhliches Festmahl auf der Menterschwaig unter Betheiligung von mehr denn 70 Aerzten.

In einem Brief Friederikens an ihre Nichte Nanny aus dem J. 1842 finden wir folgende Stelle über ihren Ringseis:

„Nur die sonst so leicht hervorgerufene Lustigkeit hat einem stilleren Ernst Platz gemacht und wird nur selten — und meistens nur entfernt vom Drang der Geschäfte, in freier Natur, auf Reisen und im Kreis alter gleichgesinnter Freunde — vorherrschend."

Die Freude, welche Ringseis im April 1843 geworden, seinen Jugendfreund Karl Sieveking, damals Hamburgischer Gesandter am Bundestag zu Frankfurt, bei dessen Besuch in München zu begrüßen, spiegelt sich in einem Brief des Freundes an dessen Frau:[1])

1) Sieh „Bilder aus Karl Sievekings Leben" als zweiter Theil von „Bilder aus vergangener Zeit" nach Mittheilg. aus großenthls. ungedr. Familien-Papieren. Als Manuskr. gedr. Hamburg, Agentur d. Rauhen Hauses. 1887. — In R.'s Erinnerungen wird Sieveking erwähnt Bd. I. S. 191 und 273.

„Am liebsten aber war mir, hier nach 28 Jahren Ringseis wiederzusehen, mit dem ich in Clemens Brentano's Gesellschaft 1815 während meines Aufenthaltes in Berlin gelebt.... Als katholischer Christ aus Ueberzeugung ist er der Verdächtigung Andersgesinnter nicht entgangen.... Er hat sich seinen protestantischen Freunden nie entzogen. Sein herzlicher Empfang, die Erinnerung der kleinsten meinem Gedächtniß entfallenen Umstände, die unseres letzten Zusammentreffens in Paris nach dem zweiten Einzug der Alliirten that mir wohl."

Folgt uns Bekanntes über die Stellung, in welche „sein aufrichtiger liebevoller Sinn" Ringseis zu Jacobi gesetzt hatte. Nachdem auch von seinem freundlichen Verhältniß zu Schelling ein Wort gesagt worden, heißt es:

„Er (Ringseis) wird indessen in einem auf die Offenbarung gegründeten Systeme, mit dessen Entwicklung er sich beschäftigt, darthun, daß auch dieser Philosoph die Wahrheit mit ihrem Begriffsschatten verwechselt."

Ringseis führte den Freund im Spital umher, wo das Wirken der barmherzigen Schwestern, zunächst der Anblick ihres geordneten Hauswesens die Bewunderung Desjenigen erregte, der an der Errichtung des Rauhen Hauses in Hamburg thätigen Antheil gehabt. R. bat ihn sodann zu einer jener kleinen Gasttafeln bei Frl. Linder, von welchen weiter unten die Rede sein wird; zu Mitgästen lud er ihm die beiden Görres, Vater und Sohn. Ersterer machte, so erzählt Sieveking, im Gespräch die Aeußerung: „Im Elsaß findet man Leute genug, die im Stande wären, ganz Preußen zu regieren, in ganz Preußen keinen einzigen, der Elsaß zu regieren verstände." — Schließlich erzählt Sieveking noch, wie Graf Reischach, der Schwiegersohn Cotta's, ihm von dem Gespenst der Kongregation unter des alten Görres Leitung gesprochen habe; (sieh oben S. 58—62;) der Graf ver-

sprach Sieveking einen Brief an die Redaktion der „Augsb. Allg. Ztg.“, —

„Und als er ihn später brachte, traf er am Wagenschlag seltsamerweise mit Ringseis zusammen, der, wie begreiflich, als ein Haupt des geheimen Bundes bezeichnet wird, der dem Papst durch den Jesuiten-General Gesetze vorschreibt, die Minister ein- und absetzt, und sich durch die protestantischen Pietisten auch nichtkatholischen Thronen nähert, um die „Allgemeine Zeitung“ zu unterdrücken. Ich möchte das diplomatische Gebräu sehen, zu welchem dieses Zusammentreffen an meinem Kutschenschlag und des ehrlichen katholischen Phantasten letzte herzliche Worte, die Grüße, welche er mir an die Frankfurter Freunde auftrug, möglicherweise Anlaß geben können. Die Zeitungen verfolgen mich schon auf meiner Reise, wie weiland unsern preußischen grand-maître de la garderobe, wenn er eine Leberpastete von seinem Hamburger-Gesandtschaftsposten in die Küche seines allergnädigsten Herrn begleitete. Was ließe sich nicht Alles aus meiner Freundschaft mit Bombelles, Ringseis und Radowitz, dem Konventikel bei dem Fräulein Linder, dem Besuch bei Görres und der Unterredung mit dem Fürsten Polignac [1]) zusammenspinnen!“

Für die Herbstferien 1843 hatte sich Ringseis in's Gebirg begeben. Eines Morgens — Friederike befand sich nicht ganz wohl — wurde zu früher Stunde ihr ein Besuch gemeldet, der sich nicht abweisen lasse und schon erschien unter der Thür des Empfangszimmers eine kleine lebhafte Frau mit glänzenden dunklen Augen, — „Wer bin ich?“ „„Wenn ich nach Aehnlichkeiten schließen darf, so sind Sie Frau v. Arnim.““ „Getroffen!“ Und alsbald entspann sich ein freundlich lebhaftes Gespräch zum hohen Entzücken des herbeigerufenen Pathchens und seiner Schwestern. „Sie gefallen mir,“ versicherte Frau v. Arnim Friederike, welche schmunzelnd erwiderte, bei Herrn Clemens

[1]) Diesen hatte Sieveking bei einer Münchner Dame getroffen.

Brentano habe sie sich dieses Glückes nicht erfreut. Hievon nahm Frau v. Arnim den Anlaß zu einer lebhaften Erörterung über des Bruders letzte Gesinnung. „So, Kinder, jetzt könnt ihr gehn," meinte Friederike; aber: „Nichts da, nichts da, die sollen nur bleiben," wehrte Frau v. Arnim, „die junge Generation ist schon viel klüger als wir!" Und die Kinder waren sehr vergnügt, bleiben zu dürfen. Ringseis, von dem Besuch in Kenntniß gesetzt, eilte vom Land herein. Mit Bettine waren (aus einem Badaufenthalt in Gastein,) ihre schönen und liebenswürdigen drei Töchter gekommen, und nun begann zwischen den Damen und einer Anzahl alter und neuer Freunde, (Ringseis, Görres, Staatsrath v. Freyberg, Graf Pocci und Andren) auf ein paar Wochen ein genußreich anmuthiger Verkehr, bald im gemeinsamen Besuch der Sammlungen und Merkwürdigkeiten, bald in anderweitiger Geselligkeit. Zur nämlichen Zeit weilte Franz Liszt in München, um Konzerte zu geben, und da er mit Bettine befreundet war, so schmolz für die Näherstehenden der Reiz im Umgang der genialen Frau und der Glanz und Rausch, der des Künstlers Auftreten begleitete, zu Einem Eindruck von unvergeßlicher Originalität zusammen. Eines Abends, da Ringseis einen kleinen Kreis um die beiden Gefeierten versammelt hatten, bemerkte Friederike gegen Frau v. Arnim: „Daran ist wohl nicht zu denken, daß man Liszt um's Spielen bitten dürfte?" „Hüten Sie sich, es zu thun," erwiderte diese, „aber lassen Sie mich machen!" In Bälde lenkte sich das Gespräch auf jene Unterredung, welche im J. 1809 Bettine in Sachen der Tyroler mit Kronprinz Ludwig von Bayern gehabt und in ihren Briefen eines Kindes an Göthe geschildert hat. Mit ihrer hinreißenden Erzählergabe bannte sie Aug', Ohr und Gedanken der Versammelten in ihren

Zauberkreis, nur Liszt warf hie und da eine kleine sarkastische Bemerkung dazwischen. Eine Weile ließ sie ihn gewähren, dann aber bedeutete sie ihn: „Jetzt rede ich; wenn ich zu Ende bin, magst ja du das Deinige thun.“ Ohne Zweifel durch ihre heitere List selber heiter gestimmt, ließ er sie fortan ungeneckt, sprang aber auf, sobald sie geschlossen hatte, setzte sich an's Klavier und spielte Weber's Aufforderung zum Tanz mit solchem Schwung, daß die entzückten Lauscher, schon vorher zu froher Begeisterung gehoben, sich der Ueberzeugung freuten, nie noch hätten sie den Meister so herrlich spielen gehört. Der schweizerische Staatsschreiber Dr. August v. Gonzenbach, damals eben in Staatsgeschäften in München weilend, sprach uns 40 Jahre nachher noch mit Bewunderung von den Genüssen jenes Abends [1]).

Mit Gliedern der Familie Brentano kam man leicht zum Dutzen, doch ward es zwischen Ringseis und Bettine nicht geübt, es sei denn höchstens vorübergehend von Bettinens Seite in dichterischem Schwung. Wohl aber frug R., von einem Festmahl heimkehrend, seine Frau: „Wer, meinst du, hat heut mir Dutzbruderschaft angetragen?“ „„Etwa Liszt?““ „Du hast es errathen.“ „„Das wird man dem guten Wein zuschreiben,““ meinte Friederike. Bei späterem Besuche Münchens hat Liszt nicht versäumt, beim Dutzbruder sich einzufinden.

Trotz der tiefen Kluft zwischen Ringseis' und Bettinens Gesinnung bezüglich des Wichtigsten störte kein Mißton

---

[1]) Seitdem wir Obiges niedergeschrieben, ist Hr. v. Gonzenbach (am 29. Sept. 1887) aus dem Leben geschieden. Die Theilnahme, womit dieser geistvolle, auch als Historiker rühmlich bekannte Mann die zwei ersten Bände der Erinnerungen aufgenommen und die Liebe und Verehrung, die er für Ringseis ausgesprochen, gehört zu den besonderen Freuden der Schreiberin.

ihren Verkehr. Was ihm an ihrer Anschauung schmerzlich war, stellte er in liebevoller Fürbitte Gott anheim; wurden bezügliche Saiten angeklungen, so trug er seine tiefe Ueberzeugung so harmlos einfach mit der ihm eigenen Kraft und Originalität vor, daß eine Natur, wie jene Bettinens war, nur umsomehr ihn achten und lieben mußte.

Um die Jahreswende 1843/44 theilte Frl. Emilie Linder den Freunden Ringseis die vollbrachte Thatsache ihres Uebertrittes zur katholischen Kirche mit. Und so wollen wir von dieser Stelle aus jene Rück- und Vorblicke auf das Leben des Fräuleins thun, welche das 12. Kap. uns übrig gelassen, und wozu ihre innige Freundschaft mit Ringseis uns hier Berechtigung gibt. Hat auch eine wohlberufene Feder schon in den Histor. polit. Bl.[1] ein höchst anziehendes Lebensbild von ihr gebracht, so ist dasselbe doch Vielen unsrer Leser nicht zur Hand und haben wir Manches selbständig zu erzählen.

Etwa sieben Jahre, mit einiger Unterbrechung durch Aufenthalt in der Heimath und in Rom, hatte das Fräulein in München verlebt, wo außer Ringseis die Häuser Schubert, Schnorr, Schlotthauer, Cornelius, Boisseree und einige andre ihren näheren Freundeskreis bildeten, als an ihrem Horizont Clemens Brentano auftauchte, um daran eine hochbedeutende Stelle einzunehmen. Das stille sinnigempfängliche Baslerpflänzchen erregte bald seine Theilnahme. Schon ihr künstlerisches Treiben mochte ihn anziehn, nicht durch selbstschöpferische Kraft, aber durch ernsten Sinn für keusche strenge Form, durch fromme Empfindung, durch Nachhaltigkeit des Eifers; auch die

[1] Bd. 59, S. 713 f. und 836 f.

wohlüberlegende Unterstützung, welche sie aufstrebenden und bedürftigen Künstlern angedeihen ließ, überhaupt ihre Wohlthätigkeit galten viel in seinen Augen. Bald mit ihr befreundet, nach seiner Art theilweise sie tyrannisirend, machte er den von ihr freudig aufgegriffenen Vorschlag, sie solle allwöchentlich einmal Künstler, Gelehrte und sonstige bedeutende Männer ihres Kreises an ihrem Mittagstisch versammeln. Dreißig Jahre und darüber hat sie sich und Andren diese Freude und Erquickung bereitet. Als regelmäßige Stammgäste erschienen Brentano, Peter Cornelius, Konrad Eberhard, Franz v. Baader, Schlotthauer und Ringseis, welches Häuflein mit der Zeit freilich auf die zwei Letztgenannten zusammenschmolz. Brentano besorgte das abwechselnde Hinzuladen von Andren, bis nach seinem Abgange Ringseis dies Marschallsamt übernahm. Zu den vielerlei Einheimischen gesellte sich jeder bedeutende Fremde, der irgendwo an der Peripherie des Kreises emportauchte, und so blieb der geistige Wellenschlag ein immer und mannigfach erneuter. Wie oft haben wir an R. die mahnende Frage stellen hören: „Wann werd' ich denn wieder zu Frl. Linder geladen?“ Von ihr selber aber, die meist nur so viel zu sprechen pflegte, als für das Behagen der Gäste dienlich war, erzählten ihre Mägde, daß sie noch im Alter in der Vorbereitung auf die Gastmahlzeit ganz munter und im Nachgenusse still erquickt gewesen.

Ueber Ringseis' Rolle an diesem Tisch, dem er selber zahllose heitere und interessante Stunden zu verdanken gehabt hat, erzählt uns ein Gast, der von 1848 bis 1851 sich in München aufgehalten[1]) und von den

[1]) Bernhard Ritter von Meyer, weiland Staatsschreiber und Tagsatzungs-Gesandter des Kantons Luzern, nachm. k. k. östreich. Hof- und Minist.-Rath in dessen Erlebnissen, von ihm selbst ver-

andren Stammgästen nur noch Eberhard und „das Universalgenie Schlotthauer" vorgefunden:

„Ringseis versah die Stelle des Hausherrn, besorgte die Einladungen und machte den Ordner bei Tische; bereits in Jahren vorgerückt . . . sprühte er von jugendlicher Lebendigkeit und belebte mit seiner Kernsprache, seinem frischen Humor mitunter mit seinen schneidenden Glossen über Personen und Zustände die ganze Tischgesellschaft. Der Mann verstand es, Alles um sich her zu beleben, und selbst die edle Freundin zur Seite, die sonst so anspruchslos und stille dasaß, sah sich zu einem heiteren Lächeln mitunter gezwungen."

Daß Frl. Linder Neigung zum Katholizismus empfinde, war bald offenes Geheimniß für ihre katholischen wie protestantischen Freunde geworden. Den ersten tieferen Eindruck hatten die „Nönnchen von Assis" in ihrer demüthig lieben Einfalt auf sie gemacht,[1]) wie sie denn immer im Austausch leiblicher und geistlicher Wohlthaten mit ihnen geblieben, und noch im Alter sich freute an den treuherzigen Briefen, welche sie aus dem Klösterchen erhielt. In München gab es Gewicht und Gegengewicht; und wenn in Rom Overbecks frommes Künstlerthum und edle Persönlichkeit sie mächtig anregte, eine Wirkung, die sich dann brieflich noch steigerte, — so setzte sich dem der Einfluß entgegen, den ein trefflicher Prediger an der preußischen Gesandtschaftskapelle übte, während der lebhaft für sie sich interessirende Dichter Graf Platen ihr die seltsame Zumuthung stellte, wenn sie schon Neigung für die alten Kirchen empfinde, so möge sie doch lieber der griechischen sich zuwenden. Brentano, erfüllt von der Erinnerung seiner eigenen geistigen Kämpfe und getragen von Allem, was er bei A. K. Emmerich erlebt und gelernt

---

faßt, herausgegeben von seinem Sohn Bernh. R. v. Meyer, Wien und Pest, Sartori 1875.

1) Sieh Erinnerungen II. Bd. S. 186 f.

hatte, brachte es nicht über sich, seine Wünsche für des Fräuleins Uebertritt in die Bahnen ruhiger Besprechung und frommer Fürbitte einzuschränken, sondern bestürmte sie nicht selten mit seinen Vorstellungen; setzte sie ihm ihren zähen Widerstand entgegen, so äußerte sich sein Aerger in seiner rücksichtslosen Bildersprache: „Die lutherische Jungfer, wenn man sie übergossen hat, pudbelt sich ... und dann ist sie wieder trocken wie zuvor." Hat Abt Haneberg, ihr Grabredner es mit Recht angedeutet, daß der selbständig ernste und feste Charakter des Fräuleins sich gestemmt habe gegen jedes wenn auch noch so wohlgemeinte Drängen, so glauben wir noch einen tieferen Grund für ihren Widerstand annehmen zu dürfen. Brentano's Theilnahme war zu einer entschiedenen Herzensneigung gediehen. Liebte er überhaupt an Frauen ein schlicht bescheidenes, innerlich gesammeltes Wesen, in der Kunst eher die „dürftig gracilen Formen", so würdigte er denn auch bei Emilie Linder das sinnvoll Bedächtige, durstend Empfängliche, still und anhaltend Begeisterte; ihm gefiel an der unscheinbaren, freilich nicht unzierlichen Gestalt das schüchterne Hingleiten, welches wohl auch überging in stillvergnügte trippelnde Geschäftigkeit, die mit dem Innern harmonirende ruhige Bewegung, welche doch in der Jugend den Flug der Reiterin nicht verschmäht, ja in Italien sich ergötzt hatte, im Schwung der Tarantella sich einzuüben. Dann sah er sie in ihrem friedlichen, mit edlen Kunstwerken ausgestatteten Heim an der Harfe sitzen oder unter Leitung von Ett mit dem schwierigen Studium musikalischer Gesetze beschäftigt, oder den geistreichen Vorträgen eines Baader lauschend, ohne daß sie dabei ihre Anspruchslosigkeit eingebüßt hätte. Welchen Eindruck er empfing, davon geben manche seiner Gedichte Zeugniß. Ob er ihr seine Hand angeboten, wissen wir

nicht; hatte sie in der Jugend in etwas romanhaften Ideen gezögert, in den Ehstand zu treten, so mochte sie in reiferen Jahren Bedenken hegen, noch die Lebensgefährtin eines so schwer an sich selber tragenden Mannes zu werden. Soll aber ein mit freiem Herzen alleinstehendes weibliches Wesen unempfindlich geblieben sein für die feurige Huldigung des merkwürdigen Mannes, in welchem deutsches und wälsches Blut, deutsches und wälsches Ingenium eine so wunderbare Verbindung eingegangen, er selber ein Zaubermärchen voll Innigkeit, Tiefe und Farbenpracht, aber auch voll stachliger Seltsamkeiten, so ernsthaft bemüht, spröde Gegensätze in seinem Innern zu versöhnen, wenn auch niemals ganz damit zu Stande kommend, so Vielen anziehend, so Vielen abstoßend, von diesen theilweise gefürchtet und selbst die Angezogenen nicht selten zu ärgerlichster Verdrießlichkeit umstimmend? Mußte die Neigung eines solchen Mannes und Dichters ihren Gegenstand nicht bis zur entschiedensten Trennung abstoßen oder aber Macht über ihn gewinnen? Zeitweise hat Emilie Linder die Abstoßung empfunden, weit häufiger aber die Macht der Anziehung. Nun entspricht es ganz ihrer Gewissenhaftigkeit, daß sie eben darum fürchtete, in der heiligen Frage nach der Wahrheit möchte eine Stimme in ihrem Herzen mitzusprechen versuchen, welche auf diesem Gebiet keine Berechtigung besaß, und darum ward auf ihrem Wege zur Kirche Brentano ihr ebensosehr zur Hinderung, als seine tiefsinnig geistreiche Auffassung sie zu fördern vermochte. Als er in Aschaffenburg auf dem Sterbebett lag, wurde sie dahin entboten; doch er war verschieden, bevor sie anlangte. Sie erzählte später, unterwegs habe sie immer sein Rufen nach ihr zu hören gemeint, es sei ihr gewesen, als müßte sie aus dem Wagen springen, dem allzu langsam rollenden vorauszueilen, und

nachdem ihr sein letzter Gruß und seine letzte Mahnung war entrichtet worden, entschloß sie sich, nach München zurückgekehrt, geordneten Unterricht in der katholischen Glaubenslehre zu nehmen, die sie freilich schon aus der Symbolik des ihr persönlich befreundeten Möhler und dem Verkehr mit den Katholiken ihres Kreises kannte. Nicht am wenigsten hat sicherlich die niemals zudringliche, niemals verletzende Entschiedenheit des von ihr so warm verehrten Ringseis zu ihrem Entwicklungsgange beigetragen. Um jene Zeit hörten wir einen Freund zu Ringseis äußern: „Den Gedanken, daß die Linder katholisch werde, habe ich aufgegeben." „Und ich glaube," erwiderte dieser, „sie steht näher denn je." Ihr selber jedoch — so erzählte sie uns nach Jahren — schien es unmöglich, den Schritt zu thun. Zagte sie für theure Freundschaftsbande? Hemmte die so treu und zäh Angelegte die Erinnerung an geistliche Erhebung, die sie auch im alten Bekenntniß gefunden? Scheute ihr großer Widerwille gegen alles Hervortreten und Genanntwerden? War es einfach Versuchung des Feindes? „Ich kann nicht, ich kann nicht," so rief es in ihr. Da sprach der würdige Priester (Seminar-Regens Dirnberger,) welcher ihren Unterricht übernommen hatte: „Sie haben nun alle nöthige Kenntniß erworben, mehr habe ich Ihnen nicht zu sagen. Morgen will ich in der Karmeliterkirche die hl. Messe für Sie lesen; gehen Sie hinein und bitten Sie Gott um Kraft und Erleuchtung, dann handeln Sie nach Ihrem Gewissen!" Es geschah, und als sie die Kirche verließ, war der Entschluß gefaßt: „Ich werde katholisch." Der Brief, in welchem sie Melchior Diepenbrock ihre jubelnde Beseligung ausspricht, findet sich in ihrem vorhin erwähnten Lebensbild von Franz Binder. Sie hat es nicht geleugnet, daß Aergnisse, die sie an Kirchenleuten wahr-

genommen, auch später noch für Augenblicke sie zu beunruhigen vermochten, aber der Hafen war und blieb gefunden und gerade ihre protestantischen Freunde haben es betont, daß sie seit ihrem Uebertritt des Friedens theilhaftig geworden.

Und je länger, je mehr verklärte sich vor Aller Augen die alternde Freundin; immer milder wurde sie und gütiger, immer zurückgezogener von der Welt, nur dem Umgang mit Gott, ihrer stillen Kunst, der Wohlthätigkeit und einer beschränkten Geselligkeit lebend. Bezeichnend war es, daß sie, die so viel mit Männern verkehrte, die Frauen nie verletzte; mit besonderer Treue suchte sie die Wittwen ihrer Freunde auf, auch wenn sie vordem einander nicht nahe gekommen waren. Doch hatte sie von jeher auch weibliche Freundschaften mit der ihr eigenen Treue gepflegt. Mit eben dieser Treue feierte sie der dahingeschiedenen Freunde Gedenktage durch hl. Messen, die sie für dieselben lesen ließ, theilweis sogar stiftete.

Hie und da noch besuchte sie die Heimath oder ging zur Herzensfreundin Apollonia Diepenbrock nach Regensburg; einige Wochen brachte sie jährlich in Pähl unfern dem Ammersee zu, zuerst um der Freunde Schubert willen, dann aus eigener Vorliebe für das malerische Dörfchen mit seiner großartigen Fernsicht, dessen Lob, wenn sie es aus dem Munde Andrer vernahm, sie ganz heiter und lebendig stimmte. — Dort konnte sie noch ungestörter als in der Stadt ihrer Andacht leben, und eine Dame, welche Gelegenheit hatte, sie oft in der stillen Dorfpfarrkirche zu beobachten, äußerte darüber: „Frl. Linder beten zu sehen, ist neiderregend.“

Als das Jahr 1866 die so lang in München Lebende mit alle dem Leid und alle der Gefühls-Empörung erfüllte, womit wir damals heimgesucht wurden, da hielt

sie es endlich in der aufgeregten Stadt nicht mehr aus, sondern flüchtete sich in das geliebte Pähl; und bei diesem ihrem letzten Aufenthalt daselbst von Ringseis und seinen Töchtern besucht, ließ sie Letzteren einen unauslöschlichen Eindruck von hold mütterlicher Freundlichkeit zurück. Im Winter klagte sie R. über Gefühl der Hölzernheit in den Beinen, es hatte sich Hautwasser angesammelt. Wohl bangte sie, weil ihre Schwester an höchst qualvoller Herz-Wassersucht gestorben war; auf ihre Frage, ob ihr Zustand gefährlich sei, erwiderte Ringseis: „Ich weiß, was Sie meinen. Da kein edler Theil ergriffen scheint, so hoffe ich sehr auf Ihre Herstellung, aber ich bin der Ansicht, man solle seine Angelegenheiten bald in Ordnung bringen." Hierüber äußerte sie gegen Freunde: „Nein was ist es aber für ein Glück, einen Arzt wie R. zu haben! Ich zweifelte nie daran, daß er mir die Wahrheit sagen werde, aber die wirkliche Erfahrung ist eben doch köstlich!" Und als ihr Jemand den Wunsch aussprach, sie möge nicht viel zu leiden haben, erwiderte sie: „Ganz wie Gott will!"

Ringseis' Hoffnung erfüllte sich nicht. Nach längerem doch nicht allzu qualvollem Leiden gelangte sie an jenen Augenblick, von welchem sie ein paar Tage vorher mit freudigem Angesichte gesprochen hatte: „Darf ich nun heimgehen?" Als mit der Nachricht ihres Todes ihr Lob die Stadt durchlief, da frugen Viele: „Wer war denn dies Frl. Linder, von der wir im Leben nichts gewußt und deren Lob nun in Aller Mund?" Die katholischen Freunde aber meinten, wenn sie auch selber hoffentlich nicht mehr vieler Fürbitte benöthige, so müsse man doch der Wohlthäterin so vieler Bedürftigen auch jetzt noch durch Fürbitte und hl. Messen die Mittel zu Wohlthaten aus dem Jenseits an die Hand geben. Ihre ausgezeichnete Sammlung von Handzeich-

nungen, (darunter eine Anzahl großer Blätter von Overbeck,) und von Bildern hat sie dem Museum ihrer Vaterstadt Basel vermacht. Das große Geldlegat, welches sie zu katholischen Zwecken dem jeweiligen Bischof von Basel und Solothurn zudachte, hat ihm zwar der schweizerische Culturkampf lang vorenthalten, angebend, daß der sog. altkatholische Bischof der rechtmäßige Verwalter sei; doch ward nach 20 Jahren auch diese Sache in's rechte Gleis gebracht, und nachdem in jüngster Zeit auf Wunsch des römisch-katholischen Herrn Bischofes die Gebeine der Verewigten in München erhoben und nach Basel übergeführt worden, ruhen dieselben in der Krypta einer großentheils aus ihren Mitteln dort erbauten katholischen Kirche. Mögen sie der Vaterstadt zum Segen sein!

2. Amtliches über das unterärztliche Personal, (Landärzte, Chirurgen, Bader.) 1843.

Das Jahr 1843 veranlaßt uns, von einer Sache zu reden, die schon vorher Ringseis mannigfach beschäftigt hatte und ferner beschäftigen sollte, aber eben damals an einem Knotenpunkt ihrer Entwicklung sich befand. Wenn wir hier auch von amtlichen Papieren Gebrauch machen, so ist es, weil Ringseis zu Benützung derselben in der Oeffentlichkeit die ministerielle Erlaubniß erbeten und in uns vorliegender Zuschrift erhalten hat.

Zu Anfang des Jahrhunderts bestunden noch die alten Bader, welche, bloß von ihren Lehr- oder Dienstherren unterrichtet, alle Zweige der Medizin ausübten. Sie waren den Forderungen der ungemein erweiterten Naturwissenschaften nicht mehr genügend, und die Anzahl der auf Universitäten gebildeten Aerzte in Bayern damals

noch viel zu gering, um den ärztlichen, chirurgischen und geburtshilflichen Bedürfnissen, insbesondere auf dem Lande, zu entsprechen, auch noch keine Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß ihre Zahl jemals für diesen Zweck groß genug würde.

Um nun dem Landvolk eine nahe und wohlfeile Hilfe in obigen ärztlichen Beziehungen zu gewähren und zugleich die Pfuschereien der so unzureichend gebildeten Bader zu mindern und endlich ganz aufzuheben, errichtete die bayr. Regierung im J. 1808, d. i. in einer Zeit, in welcher noch nicht alle Landgerichte Bayerns mit Gerichtsärzten besetzt werden konnten, die sogenannten „landärztlichen Schulen" und stellte sodann die in denselben gebildeten Landärzte in Distrikten von ungefähr 3000 Einwohnern an, um daselbst besagte drei Zweige der Medizin, jedoch unter gewissen Einschränkungen auszuüben.

Diese Landärzte machten keine sogenannten gelehrten Studien und besaßen auch keine allseitige medizinische Bildung. Dennoch waren unter ihnen sehr tüchtige Leute und noch jetzt erzählt man uns von dem großen Vertrauen, und der weit ausgedehnten Praxis, deren sich Einige nicht nur beim Volk, sondern auch bei Landadel und Gutsbesitzern erfreuten. Wenn einerseits das Urtheil des Laienpublikums keinen verläßigen Maßstab bildet für die wirkliche Vorzüglichkeit eines Arztes, so waren andrerseits die Klagen vieler promovirten Doktoren über die Landärzte als „Halbwisser", die ihre Befugnisse überschritten u. s. w., nicht immer frei von Parteilichkeit. In Anatomie, Chirurgie und Geburtshilfe wiesen 20 Jahre lang die Prüfungsakten eine genügendere Befähigung der Landärzte und der später an ihre Stelle getretenen Chirurgen nach, als der promovirten Aerzte. Bezüglich auf innere Medizin mochten immer-

hin die Beschwerden der Letzteren in vielen Fällen gegründet sein.

In Folge dieser Beschwerden wurden 1818, kurz nach Errichtung des Obermedizinal-Collegiums, die landärztlichen Schulen geschlossen, lange Berathungen gepflogen in den verschiedenen höhern und höchsten Collegien unter Einholung vieler Gutachten, und 1823, (also bevor Ringseis in's Ministerium gekommen,) die sogenannten „chirurgischen Schulen" errichtet. Dieselben sollen sich nicht sehr wesentlich von den landärztlichen unterschieden haben, aber den Befugnissen der aus ihnen hervorgehenden Schüler hatte man mehr Einschränkungen gesetzt als bei den Landärzten der Fall gewesen.

Schon 1828, d. i. bald nachdem die ersten aus den neuen Schulen approbirten Chirurgen auf's Land gekommen waren, erhoben sich, besonders von Aerzten und Apothekern, abermals Klagen gegen dieselben, mehrten sich von Jahr zu Jahr und drangen bis in die Ständeversammlung. Als gerecht erkannte R., der, wie wir wissen, einstweilen Obermedizinalrath geworden, die Klage über zwei Punkte der amtlichen Instruktion, gemäß welchen die Chirurgen 1) jede *nicht gefährliche* Krankheit behandeln durften und 2) auch jede *gefährliche*, wo *Gefahr auf Verzug*:

Durch diese Bestimmungen wurden alle ihrer Praxis auferlegten Einschränkungen illusorisch und die Bestrafung ihrer Competenz-Ueberschreitungen unmöglich. Denn jedenfalls konnte der angeklagte Chirurg sich entschuldigen, er habe die Krankheit nicht für gefährlich gehalten.

Soweit aber auch Landärzte und Chirurgen hinter dem zurückbleiben mochten, was sie sein sollten, so war doch nicht zu leugnen, daß seit ihrer Einführung die Zahl der nicht selten schauderhaften Pfuschereien

durch alle möglichen Individuen bedeutend vermindert worden.

Abermals wurden von Gerichtsärzten und Kreisregierungen Gutachten eingeholt und diese stimmten darin überein, daß künftig das anerkanntermaßen unentbehrliche unterärztliche Personal bloß zur Hilfe der höheren Aerzte, folglich unselbständig und diesen ganz untergeordnet sein solle.

Im Uebrigen gingen die Meinungen vielfach auseinander. Diejenigen, die sich mit einem unterärztlichen Personale vom Bildungsgrade der Bader begnügten, beriefen sich auf die zur Zeit sehr vermehrte und noch fortwährend sich mehrende Zahl der Aerzte. Ringseis aber wies nach, das Drängen der Aerzte gehe vorzugsweis in die Städte; in mehr denn 115 Bezirken befinde sich außer dem Gerichtsarzt kein praktischer. Noch genüge die Zahl der promovirten Aerzte nicht, selbst wenn sie auf's Land vertheilt würden, und auch wenn ihre Zahl noch zunehme, werde von den jährlich zu promovirenden Aerzten kaum der 3. oder 4. Theil operative Chirurgie ausüben, indem die Gelegenheit, diese zu erlernen, in den bisherigen Anstalten zu gering sei, und somit werde dem wund- und hebärztlichen Bedürfniß auf dem Land durch dieselben nicht genügt werden.

Ringseis gelangte schließlich zur doppelten Forderung:

1) Die Verbreitung der promovirten Aerzte, besonders wenn sie zugleich operative Chirurgen und Geburtshelfer seien, an der Stelle der bisherigen Landärzte und Chirurgen allmählig und ohne gewaltsame Vertreibung dieser — zu begünstigen und ihre (der Aerzte) Subsistenz zu erleichtern;

2) zugleich und bis eine hinreichende Zahl promovirter, in der Chirurgie und Geburtshilfe tüchtiger Aerzte auf dem Lande verbreitet sein werde, ein unterärztliches, in der Behand-

lung der auf dem Lande gewöhnlich vorkommenden chirurgischen Krankheiten, und in der Geburtshilfe hinreichend unterrichtetes Personal, aber in allmählig abnehmender Zahl, und die dazu nöthige Bildungsanstalt zu erhalten.

Er fügt bei:

Ich bin völlig überzeugt: Würde die gegenwärtige chirurgische Schule sogleich gänzlich aufgehoben, ehe durch eine hinreichende Zahl promovirter Aerzte dem chirurgischen und geburtshilflichen Bedürfnisse auf dem Lande abgeholfen wäre: so erhöben sich in ganz kurzer Zeit, zwar nicht von Seite der Aerzte, aber von Seite des nichtärztlichen Publikums die heftigsten Klagen, daß man etwas Gutes hinweggenommen, ehe man etwas Besseres an die Stelle zu setzen vermocht hat.

Schon damals stimmte Ringseis nicht dafür, daß das unterärztliche Personal bloß auf Ausübung der Chirurgie und Geburtshilfe zu beschränken sei, sondern wollte, daß ihm, mit der nöthigen Unterordnung unter das höhere ärztliche, die Ausübung medizinischer und medizinisch-polizeilicher Geschäfte zu erlauben sei. „Denn," sagte er,

wie sollen die Unterärzte Gehilfen der Aerzte sein, wie sollen sie diesen über Beschaffenheit des Pulses, der Temperatur, der Zunge . . ., über irgend einen Ausschlag, über epidemische Krankheiten berichten, wenn sie nicht darüber am Krankenbette häufig unterrichtet worden?

Die Zahl der innerlichen Krankheiten sei ja auch auf dem Land drei-, viermal so häufig, als die der äußerlichen chirurgischen.

Aus R.'s Anträgen über die künftige Organisation der Schule, welche uns übrigens nur als Bruchstück vorliegen, heben wir den Einen Satz aus:

Kenntnisse im Latein werden (vom Aufzunehmenden) nicht gefordert. Fordert man diese, so kommen laut Erfahrung meistens die am Verstande schwächsten, unwissendsten oder entlassenen Schüler der lateinischen Klassen zur unterärztlichen Schule. Es wird ein Mensch mit tüchtigen Verstandeskräften,

ohne Kenntniß des Latein, in der Medizin es viel weiter bringen als ein anderer, der nothdürftig Latein versteht, mit schwachem Verstande. Die wenigen lateinischen Worte und Formeln, deren Kenntniß die Unterärzte bedürfen, lernen sie leicht an der Schule.

Das Ergebniß der Berathungen war, daß nach der im J. 1833 erfolgten Aufhebung der chirurgischen Schulen dafür im J. 1836 „Bader-Schulen“ (für sogenannte chirurgische Bader) errichtet wurden. Im Hinblick auf die einstweilen mächtig angewachsene Zahl der promovirten Aerzte wurde für die aus den neuen Schulen hervorgehenden Bader der Unterricht gegen früher beschränkt; dem entsprechend sollten sie geringere medizinische und chirurgische Befugniß erhalten; wohl aber ertheilte man ihnen fast unbeschränkte hebärztliche.

Gleich Ringseis und vermuthlich sämmtlichen anderen Herren des Obermedizinal-Ausschusses unterzeichnete auch Geheimrath v. Walther die neue Organisation in allen ihren Theilen.

Der Leser wolle sich aus dem 14. Kap. erinnern, welche Nothstände aus der allmählig erwachsenen Ueberzahl promovirter Aerzte hervorgegangen waren. Kein Wunder, daß sie sich auch jetzt nicht befriedigt fanden. Noch ehe man aus Erfahrung urtheilen konnte, erhoben sich auch gegen die Baderschulen viele ärztliche Stimmen, der Erfolg könne kein befriedigender sein. Die Summe aller amtlich gesammelten Erinnerungen wider sie zerfiel in zwei Gruppen, wovon die eine sagte, die Bader lernten in den Schulen zu wenig, — die andre, sie lernten zu viel, man brauche für sie keine Schulen, denn die auf Schulen Unterrichteten, so hieß es wie schon früher, machten mehr Uebergriffe, erschwerten den Erwerb der praktischen Aerzte, und was sie zu wissen brauchten, könnten sie bei ihren

Lehrern und zum Ueberfluß durch einvierteljährigen Aufenthalt auf einer Schule sich aneignen.

Im uns vorliegenden Bruchstück eines Referats tritt Ringseis an eine theoretische Frage heran, die er, wie wir gesehen, schon in seinem Buch angeklungen hatte, und die zu praktischen Zwecken ihn noch vielfach beschäftigen sollte.

Mehrere der angeführten ärztlichen Gutachten, viele öffentlich und privat geäußerte Stimmen über landärztliche, chirurgische und Baderschulen beruhen auf der Voraussetzung:

nur vollkommene sogenannte wissenschaftliche Bildung [1]) befähige zur medizinischen, chirurgischen und geburtshilflichen Praxis; darum seien Landärzte, Chirurgen und Bader als Halb-, Viertels- und Achtelswisser nothwendig schädlich; die Bader als Viertels- oder Achtelswisser nothwendig schädlicher als die halbwissenden Landärzte; darum nur die vollkommen wissenschaftlichen, d. i. die promovirten Aerzte zur Praxis zulässig.

Diese leugnen also, wegen angeblicher Unmöglichkeit der Lösung, das Vorhandensein der Aufgabe, ein bloß praktisches ärztliches Personal zu bilden.

Den also Urtheilenden gegenüber ist aber zu erweisen, daß praktische Tüchtigkeit möglich, und wie in allen andren Richtungen des Handelns, so auch in der Medizin unzähligemal wirklich vorhanden sei ohne das, was sie „wissenschaftliche" Bildung nennen.

Obschon wir annehmen dürfen, daß diese Frage für Manchen unsrer Leser von Interesse sei, scheint es uns doch nöthig, die ausführlichere Erörterung derselben in die Beilage zu verweisen. Eine ganz andere Frage als diese theoretische war es, ob die in Bayern zur Zeit bestehenden Anstalten ihrer Aufgabe genügten. Ringseis hielt

---

[1]) Darunter verstund man gegebenen Falls die humanistische Bildung in Verbindung mit der ausführlichen Kenntniß der Naturwissenschaften.

dafür, wenn gewisse, uns hier nicht kümmernde Bedingungen erfüllt würden, so könne ihr Zweck erreicht werden.

Dabei, (sagt er,) ist nicht zu übersehen, daß die zu künftigen Praktikern oder Badern Bestimmten bereits im väterlichen Hause als Söhne von Chirurgen, Landärzten und Badern und in der vierjährigen Lehr- und Servierzeit gleichsam schon als Knaben angefangen, eine Menge Handgriffe und Operationen zu lernen und einzuüben, während der gelehrte Arzt diese erst im Jünglingsalter zu erlernen und zu üben beginnt und darum, wenn er nicht ein besondres Geschick dazu hat, sie häufig nicht mehr genug einübt.

Von dieser früheren Uebung der ehemaligen Landärzte, Chirurgen und itzigen Bader kömmt es großentheils, daß (wie oben erwähnt) . . . in den Prüfungen über Anatomie, Chirurgie und Geburtshilfe die Landärzte, Chirurgen und Bader von jeher mehr genügten als die promovirten Aerzte.

Daß Besserunterrichtete mehr pfuschen als Wenigerunterrichtete, ist eine Meinung, die jede Stunde widerlegt wird. Alle, die mit kranken Menschen oder Thieren verkehren, Schäfer, Hirten, Abdecker, Henker, Veterinärärzte, Hebammen, Apotheker, Krankenwärter und -Wärterinen, alle pfuschen, und wer im Publikum pfuscht nicht in die Medizin? Obwohl es wenige sogenannte „einfache" Bader mehr gibt,[1]) so vergeht doch kein Quartal, oft kein Monat, ohne daß Klagen über Kompetenzüberschreitungen nicht bloß bei den Kreisregierungen, sondern beim Ministerium einlangen. Ueberschreiten überhaupt Menschen, die etwas gelernt haben, ihre Befugnisse mehr, sündigen sie häufiger, als die, welche nichts wissen? Ist die Anmaßung mancher ganz unwissenden Quacksalber nicht bekannt genug?[2])

— — — — — — — — — — — —

[1]) D. h. Solche, die aus der Zeit vor Errichtung der landärztlichen Schulen im J. 1808 stammten.

[2]) Schon bei früherem Anlaß hatte R. geäußert, das Pfuschen werde nie verhütet, möge das unterärztliche Personal mehr oder aber weniger unterrichtet sein; aus seinem mehrjährigen Aufenthalt auf dem Land in mehr als 10 Landgerichten, aus seinen Referaten bei der Regierung und am Ministerium sei ihm bekannt, daß

Die Nothfälle anlangend, — will man im Ernste die Behandlung der Nothfälle den unterrichteten Badern verbieten, während man sich für hinreichend veranlaßt hält, Jedermann im Publikum in Kalendern und Volksschriften zu belehren, wie diese Nothfälle behandelt werden sollen? Oder soll man, wo ohne Lebensgefahr oft keine Stunde zu versäumen ist, zuwarten, bis nach 5—10 Stunden der promovirte Arzt kömmt?

Wäre es räthlich, der vielen promovirten Aerzte wegen die Bader, die man zugegebener Maßen doch nie ganz entbehren kann, noch mehr (im Unterricht) zu beschränken, und während man technische Schulen für alle übrigen Handwerke errichtet, die Baderschulen aufzuheben?

Es scheint leichter, natürlicher und staatsklüger, den Bader analog den andern Gewerbs-Leuten zur praktischen Tüchtigkeit heraufzubilden, statt den gelehrten Arzt zu nöthigen, durch beständigen Aufenthalt auf dem Lande herabzusteigen und das Erlernte zu vergessen.

Daß durch Beschränkung der Bader und Aufhebung ihrer Schulen den Doktoren nicht, wie Viele von ihnen wähnten, gründlich und auf die Dauer zu helfen sei, war Ringseis' Ueberzeugung; und

daß die gegenwärtige Ueberzahl promovirter Aerzte auf dem Lande [1]), weil etwas Unnatürliches, nicht aus dem Bedürfniß organisch Hervorgegangenes, unmöglich sich in die Länge halten,

---

nicht nur Bader, sondern Leute wie die hier oben genannten, wenn man sich ihnen anvertraut, jeden Krankheitsfall behandeln; nun sei doch anzunehmen, daß diejenigen, welche 2—4 Jahre einen regelmäßigen Unterricht auf einer Schule erhielten, weniger schaden als Bader ohne denselben.

[1]) Es wurde ein Civilarzt auf eine Quadratmeile und 3000 Einwohner gerechnet; außer diesen theilten sich noch 100 und etliche Militärärzte und gegen 2000 Landärzte und Chirurgen in die ärztliche und chirurgische, und gegen 4000 Frauenspersonen in die geburtshilfliche Praxis; also trafen, von Letzteren abgesehen, weniger als 1500 Einwohner auf ein ärztliches Individuum. Es

daß der promovirte gelehrte Arzt nicht wie der Bader in der Mehrzahl der Individuen mit dem Landvolk verwachsen könne. Der beständige Aufenthalt auf dem platten Land entspricht weder der Bildungsstufe, noch dem gemachten Aufwande, (Zeit, Studienkosten u. s. w.,) noch den geistigen Bedürfnissen des gelehrten Arztes, darum geht fast jeder nur ungern dahin und bleibt mit Ausnahme des besoldeten Gerichtsarztes nur ungern, ja fast nur gezwungen auf dem Land.

Zu den Gründen für diese Verhältnisse zählte Ringseis: 1. daß der Landmann in akuten innerlichen Krankheiten selten ärztliche Hülfe sucht; (fast in allen Kreisen Bayerns starb die Hälfte aller Sterbenden ohne vorhergängigen ärztlichen Beistand;) 2. die erwähnte geringe Uebung der Mehrzahl litterater Aerzte in operativer Chirurgie u. s. w.; 3. den Umstand, daß sie aus Mangel an Land- und Hausbesitz sich viel schwieriger nähren, nicht so leicht das Vertrauen gewinnen als die in der Gegend gebornen Bader; diese sind mit der Bevölkerung auf dem Lande verwachsen durch historische Tradition, den näheren Bildungsgrad, durch Grund- und Hausbesitz, Verwandtschaft, Bürgerrecht und Anstellung in der Magistratur.

Die Geistlichen leben freilich auch auf dem Land, aber die katholischen sind unverheirathet und ihre Subsistenz ist durch tausendjährige Einrichtung gesichert. Unsere praktischen Aerzte wollen heirathen und heirathen leider wirklich zu bald und zu häufig und wiederholen die Misère so vieler verheiratheter protestantischer Pfarrer.

Einen Hauptgrund, wenn freilich nicht den einzigen, für die Ueberzahl der Aerzte wie für die Uebervölkerung im Allgemeinen erblickte R. in der allseitigen Aufhebung aller korporativen Rechte. Bei korporativer Verfassung

---

leuchtet ein, wie diese verschiedenen ärztlichen Kategorien bis zur Unmöglichkeit der Selbsterhaltung einander beschränkten.

könne die Bevölkerung sich allerdings vermehren, aber nicht unverhältnißmäßig, nur auf organische, dem Bedürfniß entsprechende Weise.

Da, wie die promovirten Aerzte durch die Bader, umgekehrt auch diese durch jene litten, — denn Erwerbes halber übten Aerzte häufig auch alle niederen chirurgischen Verrichtungen, — so durfte Ringseis fragen:

Ist es zweckmäßig, einen durch Besitz von Haus und Hof in seiner Subsistenz großentheils schon consolidirten Stand zu gefährden, durch temporäre Begünstigung der promovirten Aerzte, die sich doch nie auf dem platten Lande in der Art und Ausdehnung einwurzeln können, um die Bader entbehrlich zu machen?

Aus dem Bisherigen ist ersichtlich: 1. daß nicht Ringseis, wie über ihn geklagt worden, der „Schöpfer" der Landärzte u. s. w. ist und sie als seine „Creaturen" bevorzugte, 2. daß Ringseis nicht allein stund in der Anschauung, ärztlich praktische Tüchtigkeit sei möglich auch ohne gelehrte Bildung, denn auf dieser Voraussetzung beruhte ja die Errichtung erst der landärztlichen, dann der chirurgischen, schließlich der Baderschulen;[1] 3. daß Ringseis aber bei diesem (humanistisch) ungelehrten Personal immer den jeweils größeren Umfang ärztlichen Unterrichts befürwortete; 4. daß in Betracht der anwachsenden Zahl und zu Gunsten der promovirten Aerzte, das Obermedizinal-Collegium die allmählige Beseitigung des unterärztlichen Personals mit Ausnahme der gewöhnlichen Bader von langer Hand her, lang bevor Herr v. Walther nach Bayern gekommen war, schon vorbereitet hatte durch je zunehmende Einschränkung ihrer Befugnisse; nur weil die promovirten Aerzte den Bedürfnissen der Landbevölke-

[1] Berühmte Aerzte wie Reil, Rust und Andere theilten obige Anschauung.

rung noch nicht allseitig genügten, war die Einschränkung nicht schon 1833 vollendet worden.

Zur Würdigung des bis dahin Geschehenen, zur Klarstellung des fernerhin Möglichen und Rathsamen, zur Widerlegung der Einwände hatte Ringseis die Erörterungen niedergeschrieben, aus denen wir hier oben Auszüge gebracht haben, und zur Erwägung vor der Berathung war sein Referat den Mitgliedern des Medizinal-Collegiums in lithographirten Exemplaren mitgetheilt worden.

Da geschah es, daß Geheimrath v. Walther alle von Ringseis angeführten Gründe, die ihm größtentheils auf amtlichem Wege bekannt worden, noch vor der Berathung öffentlich bekämpfte in einer den Mitgliedern des Collegs als sein vorläufiges Votum mitgetheilten Druckschrift: „Ueber das Verhältniß der Medizin zur Chirurgie," Karlsruh und Freyburg, 1841.

Dieses nicht eben korrekte Verfahren empfand Ringseis als eine Kränkung sowohl des Collegiums als seiner selbst und es veranlaßte ihn, auch den sachlichen Inhalt der Schrift mit mehr Schärfe und Ironie zu bekämpfen, als er sich sonst gegen seinen einstigen Lehrer würde gestattet haben[1]. Walther hatte gesagt, „nach allgemeinem, der Controverse nicht mehr unterworfenem Einverständniß aller Sachverständigen" stelle sich das gegenseitige Verhältniß der Medizin und Chirurgie so heraus, daß es gute, selbst treffliche Aerzte gebe, welche sich der Verrichtung chirurgischer Operationen enthalten, die er-

[1] „Darf ich mir erlauben," sagt er an Einer Stelle, „dem gelehrten Hrn. Verfasser die Satzungen der Grammatik in Erinnerung zu bringen, daß der Optativ und das Futurum kein Indikativ und kein Präsens seien?" Und anderwärts, von Hrn. v. Walther gemachte Zugeständnisse benützend: „Gegen Thatsachen sind Räsonnements und Pracht- und Machtworte unmächtig."

forderlichen geistigen und körperlichen Anlagen nicht besitzen, — daß es aber keinen guten und trefflichen Operateur geben könne, der nicht zugleich ein gelehrter, in allen Theilen der Heilkunde wohl unterrichteter Arzt sei. Die Forderung humanistischer Studien war natürlich mit inbegriffen. Von den Instituten zur Bildung nicht gelehrter Aerzte gibt der Verfasser zu verstehen, sie seien Anstalten zur Erziehung von pöbelhaften Aerzten und Pfuschern „ad hoc" absichtlich errichtet.

Ringseis beklagte, daß der berühmte Hr. Verfasser die in seiner Druckschrift angeführten Gründe nicht im J. 1833 in der Berathung über Errichtung der Baderschulen mitgetheilt, vielmehr ihnen zugestimmt habe.

Jeder, dieser Thatsachen unkundige Leser der Schrift (v. W's.) meint nothwendig, die itzigen Baderschulen seien ohne seinen Beirath, wo nicht gegen seine Zustimmung errichtet. Denn konnte der Verfasser der oben gegen illiterate ärztliche Schulen angeführten Aeußerungen je zugeben, daß Bader Geburtshilfe fast im ganzen Umfang übten, oder der Nämliche, der den Badern diese Competenz einräumt, je solche Aeußerungen machen? Spätere ungünstige amtliche Notizen über die (Leistungen?) der erst seit 1836 eingeführten Baderschulen ꝛc. liegen nicht vor, konnten also den Hrn. Verfasser nicht bestimmen, seine frühere Meinung aufzugeben. Man kann seine Ansicht ändern, soll aber dann nie von einer Staatsanstalt, zu deren Schöpfung man mitwirkte, mit solchem Hohne sprechen.[1])

Die Gründe der Widerlegung nahm Ringseis zum Theil aus Hrn. v. Walther's eigenen Worten sowohl in dem Schriftchen selbst, das sich in bedenklichen Widersprüchen bewegte, als in dessen Handbuch der Chirurgie. Hr. v. Walther, sagt R.,

---

1) Der Entwurf zur Baderordnung von 1836 war aus dem Kabinet gekommen.

ergänzt vortrefflich das Lückenhafte der in meinen beiden lithographirten Vorträgen . . . angeführten Gründe.

Beweis. Was existirt, ist auch möglich, vollends das, was mit „Auszeichnung", ja mit „großer Auszeichnung" existirt. Nun zeigt Hr. geh. R. v. W., . . . daß es neben der gelehrten Medizin eine andere, auf Tradition beruhende volksthümliche gab und daß in dieser nicht nur Chirurgie, sondern die ganze Medizin geübt wurde. . . . „Sie (die ungelehrten Aerzte) waren in größerer Zahl auf dem Land, indeß „die gelehrten Aerzte anfangs in kleinerer nur in Städten in „der Nähe der Klöster ihre Wirksamkeit fanden." „Was jene „von diesen schon damal und für die ganze Folgezeit unterscheidet, war ihre größere Popularität, ihre einzig praktische Richtung, die ihnen, besonders im Volk zugeschriebene „größere praktische Tüchtigkeit, die bei den gelehrten „Aerzten hie und da sogar bezweifelt wurde, ihre illiterate, „nicht gelehrte Erziehung."

Wir lassen uns hier nicht weiter in die Citate aus beiden v. Walther'schen Schriften ein, nur feststellend, daß er selber aus Vergangenheit und ausländischer Gegenwart, (z. B. dem englischen College of Surgeons,) die Beweise brachte für das, was illiterate Aerzte Tüchtiges zu leisten vermögen. Ringseis fährt fort:

Leisteten nun die französischen, englischen und andere Unterrichtsanstalten für Ungelehrte, und nicht wenige der auf ihnen Gebildeten nach W.'s Versicherung „Großes, Herrliches, sehr Ausgezeichnetes," waren sie sogar Reformatoren der Gesammt-Chirurgie im guten Sinne: so mußten, ich betone dies, so mußten die ordinären, das goldene Mittelmaß nicht übersteigenden, also die genügenden, hinreichenden Leistungen dieser Aerzte um so leichter und häufiger sein. Es leisten ja die auf unsern Universitäten gebildeten Aerzte, nach Aussage des Hrn. geh. Raths, kaum das Ordinäre, über $^5/_6$ studiren nur, um bald möglichst in den Broderwerb zu kommen; gehen fast ausschließlich den dazu führenden praktischen Doktrinen nach und lassen die Tiefen der Wissenschaft und ärztlichen Gelehrsamkeit ganz zur Seite liegen.

Auch unter den gelehrten Aerzten sind also diejenigen, welche „Großes, Herrliches, Ausgezeichnetes“ leisten, eine ungemeine Seltenheit. . . .

. . . Wenn also obiger Ausspruch Hrn. v. W.'s ein richtiger, wenn über $^5/_6$ der Literaten nicht wirkliche, sondern nur so genannte literate Aerzte sind: ist es dann zweckmäßig, praktisch, vernünftig, staatsklug, solche Studirende gegen ihre Anlage, Neigung, Mittel zu namensliteraten Aerzten zu stempeln, während man gleichzeitig viele mit wirklich praktischem Talent Begabte, aber nicht zu gelehrten Studien Geeignete oder Bemittelte von der Praxis ausschließt? . . . Um wie viele große Chirurgen wären England und Frankreich ärmer ohne ihre (illiteraten) Schulen!

Noch erwähnte Ringseis, daß die ordinäre, aber genügende praktische Tüchtigkeit in den Schulen für Illiterate wegen der in denselben möglichen und nöthigen, auf Universitäten weder räthlichen noch ausführbaren disziplinären Strenge faktisch viel sicherer erreichbar sei.

Merkwürdig genug, daß eben der Mann, welcher keine Wissenschaft des Handelns zugestand ohne jene Gelehrsamkeit, die er ausschließend Wissenschaft nannte, daß eben dieser Mann eine höhere medizinische Wissenschaft zu leugnen schien, indem er die doktrinelle Uebertragbarkeit von Maximen, d. h. einer theoretischen Deutung der praktischen Resultate leugnete:

„weil es allgemein erkannte praktische Maximen in der Heilkunst nicht gibt, nie gab und geben wird.“

Das hieß Ringseis nach dem Augapfel greifen und diesmal wurde er bitter.

Es gab, gibt itzt und gibt künftig, wie in jeder Wissenschaft, Kunst und Technik, so auch in der ärztlichen allgemein giltige Maximen. Denn es gab, gibt itzt und gibt künftig, wie allgemein objektive Wahrheiten, so ein subjektives Bewußtsein derselben. Gäb' es keine wahrhaften Maximen und müßt' ich mich enthalten, sie als solche zu lehren, weil sie nicht von Allen anerkannt, oft nur von

Thoren und Wahnsinnigen geleugnet wurden? Jede selbst von Gott geoffenbarte Wahrheit, ja der Satz, daß 2 mal 2 viere seien, wurde bestritten.... Wodurch unterscheiden sich denn die einzelnen ärztlichen Schulen, als durch die jeder einzelnen gemeinsamen Maximen? Die guten von den schlechten, als daß in jenen wahre, in diesen falsche Maximen gelten, als daß in jenen, wie in der Sydenham'schen und Stoll'schen ꝛc. die praktische Maxime lediglich auf Beobachtung dessen, was Kranken nützte und schadete, in diesen aber auf ganz subjektives Räsonnement gegründet wird? War denn die volksthümliche ungelehrte Medizin, welcher der Herr geheime Rath übrigens so viel Gerechtigkeit erzeigt, etwas andres als die Summe traditioneller Maximen?... Gab und gibt es keine objektiv allgemeinen Maximen, so macht sich jeder seine Medizin selber, wie jede der dissentirenden Sekten ihr Evangelium; da ist der polnische Reichstag, quot capita tot mentes. Es ist aber, wie wir in der Gedächtnißrede auf Döllinger belehrt worden, nur das blinde stumpfe Auge, das in diesem Streit Aller gegen Alle die bewunderungswürdige Ganzheit (d. i. Einigkeit!) der heutigen medizinischen Wissenschaft nicht einsieht. Ein von Geschwüren zerrissener Körper ist der tieferen Einsicht ein viel reicheres organisches Ganzes!

Wie nun einmal die Verhältnisse lagen, sah sich Ringseis nicht veranlaßt, den status quo festhalten zu wollen und so machte im J. 1841 der Obermedizinal-Ausschuß einstimmig den Antrag zur völligen Aufhebung der Schulen für unterärztliches Personal, welche 1843 in der That erfolgte.

Weiteres beim J. 1864.

Nachtrag:

Dem was wir in Bd. II. S. 229 in Anmerkung gesagt haben, ist nach Einsicht der Papiere Einiges beizufügen. Nach Hrn. v. Walthers Tod wurden in der Presse Insinuationen laut, welche der Hingegangene nicht würde gebilligt haben.

Ringseis war seinem einstigen Lehrer bei dessen Versetzung nach München mit voller Herzlichkeit entgegengekommen. Als der berühmte Chirurg anfänglich kein Glück mit seinen Patienten hatte, — wie denn nach Ringseis' Bemerkung hierüber der Erfolg uns zeitweise verläßt ohne unser Verschulden und ohne erkennbaren Anlaß — und Walther die Schuld an seinen Krankensälen zu finden meinte, war R. augenblicklich bereit, ihm die seinigen abzutreten und die von W. verpönten zu nehmen, welche gewiß umständliche Prozedur auch in's Werk gesetzt wurde. (Mit ähnlicher Gefälligkeit ging R. nach Walthers Wunsch auf zweimalige Verlegung seiner Vorlesungsstunde ein.) Als aber Walther nicht dahinzubringen war, Klinik zu halten, wurde in der Fakultät der Antrag auf Errichtung einer zweiten chirurgischen Klinik gestellt und mit Andren auch von Ringseis unterstützt. Die jedenfalls ungerechte Erbitterung, welche dies in Walther hervorrief, und deren Aeußerungsweise auch Ringseis verletzen mußte, mag Walthers im Cholerajahr 1837 erfolgten Austritt aus dem Amt am Spital überdauert und noch bei Abfassung der oben verhandelten Brochure mitgewirkt haben. Allmählig löste sich die Spannung. Oeffentlich hat R. nur einmal, und das nothgedrungen und in sehr schonender Weise eine Andeutung auf W.'s Verfahren bezüglich dieser Brochure gemacht, als nämlich 1850 ein Nekrolog auf W. Irriges über dessen Antheil an der Organisation des Medizinalwesens brachte. Der Verfasser des Nekrologs war, wie R. sich ausdrückte, „einer jener Prediger, welche den Heiligen, zu dessen Gedächtnißfeier sie predigen, um desto größer zu machen vermeinen, je mehr sie alle andern Heiligen verkleinern;" er hatte den Anlaß benützt, auf Walther's Kollegen gehässige Seitenblicke zu werfen, daher R. erwiderte:

„Unwahr ist es ... daß v. W. einen andern als wissenschaftlichen oder sachlichen Widerspruch in der Fakultät oder im Medizinal-Ausschusse gefunden habe. Gegen einen solchen wird aber ein Freund der Freiheit und der freien Wissenschaft [1]) wohl nichts erinnern."

Daß überhaupt die Mitglieder sowohl der Fakultät als des Obermedizinalausschusses — zwar wie obige Verhandlungen

---

[1]) Als solcher warf der Nekrologschreiber sich in die Brust.

gezeigt, nicht immer, wohl aber — in den meisten Dingen sehr einig in ihren Ansichten gewesen, haben wir schon früher nach Ringseis' Bezeugung erwähnt.

3. Ein paar Ferienreisen, 1844 und 1845.

Als im Herbst 1844 Ringseis die Kur zu Kissingen gebrauchte, besuchten ihn daselbst Nichte und Neffe Spring, und Letzterer meldet an Friederike:

„Es war uns ein unbeschreibliches Vergnügen, mit dem lieben Onkel einige Tage wieder zusammen verlebt zu haben. Immer dieselbe Liebenswürdigkeit, dieselbe Lebendigkeit, dieselbe Energie des Geistes, dieselbe Herzensgüte."

Auch andere Badgäste alter und neuer Bekanntschaft hatten sich an Ringseis erfreut; besonders auch hatte sein reicher Anekdotenschatz zur allgemeinen Erheiterung beigetragen. Als er nach Schluß der Kur in die Schweiz gereist war, geschah es, daß ihm solche Geschichtchen als köstlich entgegengebracht wurden, deren Etapen von Luzern oder Basel er zurückverfolgte nach Kissingen; es waren seine eignen, im Mund belustigter Hörer ihm vorausgeeilt.

In Luzern war damals die Tagsatzung, somit der Aufenthaltsort der schweizerischen Regierungs-Beamten. Herrn v. Gonzenbach hatte R. in Kissingen getroffen und nunmehr verkehrte er viel mit dessen Gemahlin und ihrer zu Besuch anwesenden Tante Emilie Linder. Er selber wohnte in „Zinggehüsli", machte aber eine Rundreise und schreibt Friederike mit Entzücken von dem herrlichen See, wo

„zwischen allmählig sich immer mehr erhebenden Hügeln, Bergen, Gebirgen die geräumigsten, grünsten, buntesten Wiesen, die zier-

lichsten, behaglichsten Dörfer. ... Rings um den See wohl mehrere hundert wunderschöne, liebliche und großartige An- und Aussichten. Die Thäler zwischen den Bergen größer als in Tyrol, die Ufer fruchtbarer, an Obstbäumen reicher, und wärmer als die Ufer unserer bayrischen Seen, weil sie viel weniger hoch liegen als diese; der Luz.-See nur 1350 Fuß über dem mittelländischen Meer, der Starnbergersee wohl 2000."

Alle die Schönheit hindert aber nicht, daß er sich recht darauf freut, die Seinen Alle zu sehen; „wie oft fühlte ich Heimweh, obwohl es mir überall gut ging." Einstweilen ergötzt es ihn, daß er den Kindern Sächelchen mitbringt, „die sie nicht erwarten", und die ihm „selber Freude machen, so oft" er sie ansieht. Es waren zierliche Schweizerhäuschen und andere Schnitzereien.

Guido Görres und seine Frau Marie, die begabte Tochter einer berühmten Mutter[1]), trafen auf ihrer Hochzeitsreise in Luzern mit R. zusammen und verbrachten in seiner Gesellschaft eine vergnügte Woche, zu Gast da und dort, in Ausflügen, Besuchen &c., (unter Andrem wohnten die Herren einer Rathsversammlung der stimmfähigen Bürger in der riesigen Jesuitenkirche bei). Die junge Frau notirt am ersten Abend in ihrem Tagbuch: „Herr v. Ringseis bringt uns alle in großes Lachen durch seine Witze und Anekdoten, welche aber manchmal über die strenge Aesthetik hinüberspringen."

In Basel, wohin Ringseis mit Frl. Linder ging, in ihrem Haus und Eigen ihr Gast zu sein, geschah es, daß ihm ein Reformirter den erschrecklichen Mißbrauch vorhielt, welchen die katholische Kirche sich zu Schulden

[1]) Nämlich der hochgefeierten dramatischen Münchner-Sängerin Metzger-Vespermann, von deren herrlichen Stimme man wohl scherzend erzählte, sie sei ihr armsdick aus der Kehle gequollen.

kommen lasse, dem armen Volke nur lateinische Predigten zu bieten. Vergeblich versicherte Ringseis, er habe niemals in seinem Leben lateinisch predigen hören, vergeblich lud er den sehr ehrenwerthen Herrn ein, zum sonntäglichen Gottesdienst einmal über die Rheinbrücke in's nächste katholische Dorf zu gehn, derselbe zuckte nur die Achseln, als wollte er sagen: Wie kann man etwas so Weltbekanntes leugnen? Wahrscheinlich verwechselte er die Predigt mit der Messe und übrigen Liturgie. Nebstbei schreibt R.:

„In der hiesigen erzprotestantischen Stadt sind gleichwohl eine Menge Erinnerungen an die katholische Zeit: 1) das Stadtwappen — ein Bischofsstab, 2) die Namen fast aller Kirchen von Heiligen, 3) eine Menge Bild- und Schnitzwerke aus Holz und Stein, vorstellend die hl. Jungfrau als Himmelskönigin, verschiedene Heilige an Kirchen, Thürmen, Häusern."

Auf einem Spaziergang von Basel aus kam Ringseis über die Schiffbrücke nach Althüningen, —

„einem kleinen Städtchen mit gesprengten Festungswerken und verlassenen Kasernen. Das ist das einzige elsässische Städtchen,[1]) wo ich an den Häusern neben den französischen Ueberschriften auch deutsche las. Die Städtebewohner im Elsaß sind sehr französisirt und schämen sich fast, Deutsche zu sein, verläugnen es. Viel mehr deutsches Wesen und Bewußtseyn in den schweizerischen Städten."

Auf einem andren Spaziergang freut er sich, während die Berner und Urnergebirge vor ihm aufragen, unten im Thal das Flüßchen „die Wiese", Dorf Riegen, Stadt Lörrach, Ruine Röthels, Schopfheim, d. i. einen guten Theil des Theaters der Hebel'schen Gedichte zu übersehen

---

1) Von Kissingen war er über Straßburg und Colmar nach der Schweiz gekommen.

und verlangt, eines der Kinder solle in Hebel die betreffenden Gedichte aufsuchen und vorlesen.

Daß eine ehemalige Dienerin von Frl. Linder, seither verheirathet, sowie ein Kunsthändler in Luzern mit Liebe und Verlangen von München sprechen, indem Jedes von Beiden gesondert und mit fast weinender Rührung betont, dort seien so gar gute Leute, versäumt er nicht anzumerken.

Auf einer Reise nach Belgien, die Ringseis im Herbst 1845 mit den Seinen unternahm und wo schon um der Kinder willen jede bedeutende Stadt am Weg besichtigt wurde, ließ in Augsburg nebst dem Domherrn Stadler, Herausgeber des Heiligenlexikon, auch der verehrte alte Domherr Christoph Schmidt es sich nicht nehmen, die Reisenden auf ihren Gängen zu begleiten. Er kannte Ringseis und Friederike von früherher; (als Bischof Sailer, sein unaussprechlich von ihm verehrter Lehrer, einst des Ehpaares Ringseis Gast in München gewesen, hatte Schmidt an der Mahlzeit Theil genommen, der greise Bischof aber mit großer Anschaulichkeit jene von ihm zu Stand gebrachte interessante Bekehrung eines Delinquenten in Dillingen erzählt, welche Schmidt in seiner anmuthigen Autobiographie zum Besten gibt.) Nunmehr war dieser selbst ein ehrwürdiger Greis, dessen kleine zierliche Gestalt mit den Silberhärchen und rosigen Wangen, in der musterhaften Sauberkeit und Ordnung des Anzuges dem Bild entsprach, das man von dem Verfasser so lieblicher Kindergeschichten mit ihren anziehenden Schilderungen aus Natur und Leben sich entwerfen mochte. Dazu stimmte die trauliche Nettigkeit seiner Wohnung und die ebenfalls kleine und zierliche Erscheinung der ihm den Haushalt führenden Schwester, jener von Sailer dem Bruder zu Ehren so genannten „Stoffeline".

Mit vieler Freude zeigte R. in Begleitung des von Fürth herbeigeeilten Freundes Solbrig den Seinigen das schöne Nürnberg, dessen an bedeutenden Menschen und Erfindungen so reiche Bevölkerung er mit großem Nachdruck dem oberpfälzischen Stamm vindizirte, wie denn Nürnberg ehedem wirklich zum Nordgau gehörte. „Noch heut," so pflegte er zu sagen, „verräth sich dies in ihrer Sprache, und Griebel's Gedichte in Nürnberger Mundart werden ohne Schwierigkeit in der ganzen Oberpfalz gelesen."

In Würzburg erreichte ihn die Nachricht, daß Kronprinzessin Marie einen Sohn geboren. Welch freudiges Omen fand er darin, daß der kleine Prinz, der gleich seinem königlichen Großvater den Namen Ludwig tragen sollte, gleich diesem am Ludwigstag das Licht der Welt erblickt hatte! . . .

Nachdem in Köln der alte Römerbekannte Maler Ramboux und im Dom Eduard Steinle inmitten seiner Thätigkeit begrüßt worden und auf einer Bahnstrecke zwischen dort und Verviers ein interessantes Gespräch mit einem Mitfahrenden Kartenwechsel veranlaßt und Ringseis mit einem Ausruf der Freude den Namen Karl Simrock entgegengenommen hatte, ward bei den Verwandten eingekehrt in dem historisch berühmten alten Lüttich. Mit vielen Ausläufern eingebettet in üppiges Hügelland, konnte dasselbe, wenn die untergehende Sonne die vielen industriellen Schlote und Schlötchen seiner Umgebung in deren eigenem Hauch und Rauch vergoldete, die Täuschung erregen, als läge da eine altitalienische Ruinenstadt mit vielen Thürmen; sank aber das Dunkel völlig herein, dann blitzten aus all' den Schlötchen die bei Tag nicht sichtbaren blauen und rothen Flämmchen empor, ein mehr seltsamer als traulicher An-

blick. Mehr noch bot die nahegelegene Maschinenfabrikstadt Seraing (wo eben damals bayrische Ingenieure im Auftrag unserer Regierung weilten,) mit dem Prasseln der Räder, dem Klopfen der riesenhaften Hämmer, dem Krachen des Feuers, dem Zischen des glühenden Eisens im Wasser, dem Poltern der hingeworfenen Stücke, eine kleine Erinnerung an's Höllenreich.

Von den Gelehrten, mit welchen Spring den Onkel zusammenführte, sei Schwann erwähnt, der berühmte Entdecker der organischen Zelle, — ein kleines Männchen, Kölner von Geburt, als guter katholischer Christ Professor an der Universität Löwen. Mit einer andren Celebrität, dem protestantischen Theologen Hengstenberg aus Berlin, verkehrte Ringseis in Ostende, wohin er, Frau und Kinder bei der Nichte zurücklassend, mit Spring sich aufgemacht hatte. In elf Tagen ließ er dort mit größtem Wohlbehagen 22 Meerbäder sich angedeihen. Für die letzten Tage seines Aufenthalts folgten ihm die Seinigen nach und Friederike ermangelte nicht, ihn zu zeichnen, „wie der Herr Geheimrath mit seinem jüngsten Töchterchen in der Nordsee Polka tanzt". Indeß glauben wir nicht, daß ein Porträt-Künstler, um ihn abzubilden, den Moment würde gewählt haben, da er im üblichen Badekostüm die Haare unter eine Wachstuchhaube gestrichen trug; denn wenn seinem Haupte die kräftigen Lockenbüschel fehlten zum Ausgleich gegen die mächtige Nase, so kam deren Größe zu einer zweifellos unerfreulichen Geltung.

Die herrlichen belgischen Städte mit ihren Kunstschätzen waren in Spring's Gesellschaft besehen und mit Recht konnte Sulpiz Boisseree, nachdem auf dem Heimweg Ringseis ihn und seine liebe Frau in Bonn besucht hatten, seinem Bruder Melchior schreiben: „Alle waren königlich vergnügt über ihre Reise und Ringseis ist so einge-

nommen für die Seebäder, daß er sagte, er wollte Jeden nach Ostende schicken.“

Bei diesem Anlaß wollen wir erwähnen, welch köstlicher Reisemarschall im Hinblick auf den intellektuellen Zweck einer Bildungs- und Vergnügungsreise Ringseis gewesen. Damals freilich waren seine Kinder noch zu jung, um das im vollen Umfang zu würdigen, sie zehrten davon und schwelgten darin und meinten, es müsse so sein, bis ärmere Zeiten sie mehr und mehr belehrten, wie reich sie dereinst gewesen. Seine historischen und topographischen Kenntnisse der bereisten Länder und Orte, die Vielseitigkeit seiner Interessen und Bildung, seine physische Unermüdlichkeit, seine Gewandtheit sich zu orientiren, seine leichtlebige Genügsamkeit und Genußfähigkeit, seine Unbefangenheit im Anknüpfen von Bekanntschaften, seine Unterhaltungsgabe, der Zauber seiner Güte, dazu in vielen Fällen der Klang seines Namens, — Alles trug zum Interesse und zur Annehmlichkeit der Reise bei. Schon seine gute laute Stimme, niemals der Ausdruck belehrenwollender Präponderanz, sondern lediglich der inneren Lebendigkeit und eines guten Brustkastens, erregte an Gasttafeln und öffentlichen Plätzen die Aufmerksamkeit, dann zog der Inhalt seiner Rede die homogenen Geister von selber an. Ueberall bot er den Seinigen den Gewinn alter oder soeben neu erworbener interessanter Bekanntschaften, überall beeiferten sich Männer der verschiedensten Fächer, in den ihnen unterstellten oder ihrem Beruf nahstehenden Sammlungen oder Anstalten die Reisenden umherzuführen.

Die geschäftliche Seite des Marschallamtes allerdings überließ er oft seiner Frau und in späteren Jahren seinen Töchtern. Als einst die Schreiberin, welche ebenfalls keine besondere Anlage für dieselbe in sich verspürte, ihm

die Bemerkung machte: „Aber Vater, du bist so viel gereist, du müßtest das eigentlich besser als ich verstehn,“ da erwiderte er: „Lieb Kind, auf meinen Reisen hab' ich nie selber für mich sorgen müssen.“ War das auch nicht buchstäblich zu nehmen, so hatte es doch großentheils seine Richtigkeit, indem in Frankreich das bayrische Militäramt, in Italien der kronprinzliche Hofstaat, auf späteren Reisen aber seine Friedel ihm die Mühe der Versorgung abgenommen hatten. —





[illegible] Kapitel

[illegible]

[illegible] — Schwere Tage [illegible] — Ein ländlicher Zuhörer. [illegible]

[illegible] Prof. Phillips zum [illegible] Damme mit dem [illegible] Geschenk er sein [illegible] bei der Frohn- [illegible] Straßen. Zu dem [illegible] dem Rektor brachten, [illegible] das „goldene Schiff" [illegible] Ferdinand II. der [illegible] hat, herbei- [illegible] seinen Säften um- [illegible] im Märchen heißt, [illegible]

[illegible] ein lustiges [illegible] Zusammengedrängtwerden, [illegible] Wetter gesegnete Sommer [illegible] Frau mit einer [illegible] nebst andren [illegible] Spaziergängen nach [illegible] Gartens wie der [illegible] belebendes Element

dieser Wanderungen gewann ein zu Gast bei der Tante weilendes 16jähriges „Ulmer-Bäsle“ Friederikens (Luise v. Beßerer) die Gewogenheit der Theilnehmer durch ihre liebenswürdige Munterkeit; den Onkel, bei dem sie in besonderer Gunst gestanden, verewigte in ihrem Album Graf Pocci auf seine Weise durch sein vielbewundertes Talent der Karrikaturzeichnung; das Wohlgefallen aber an ihrem anmuthigen Geschwäbel klingt uns noch heute nach in den Versen, womit in der heitren Aufgelegtheit jener Tage selbst der schwarze kleine Bologneser des Rektors besungen ward, —

> Lux, der wackere, vielberühmt,
> Schön vom Kopfe bis zum Schwänzle,
> Der, weil er der Cerberus
> Unsres Herrn Magnificus,
> Selber hieß Magnifizenzle.

Eben jene Zeit führte auch Cornelius nach München, wo auf einem schönen Kellerfest ihm von den Künstlern ein mächtiger Pokal überreicht wurde. Er meinte, wie, laut Sage, Kaiser Max I. dereinst ein Kalb von dessen Geburt an täglich gehoben, um an dem stetig wachsenden seine Kraft auch stetig wachsend zu üben, so werde er seine Trinkaufgabe täglich steigern müssen, um endlich den gewaltigen Humpen auf Einem Sitze zu leeren. Doch verlautet nichts von Heldenthaten, die Cornelius nach dieser Seite verrichtet habe.

Im Herbst nach diesem so fröhlich verlebten Sommer war es, daß die ersten Gerüchte umherliefen von einer spanischen Tänzerin, welche in zudringlicher Weise in Audienz beim König erschienen war und den kalt sie Empfangenden urplötzlich mit einem Blicke bezaubert hatte. Die Gerüchte wuchsen rasch an, Eine Anekdote drängte die andere, und obschon Ringseis vermuthete und in der Folge

sich in dieser Vermuthung vielfach bestätigt sah, man habe es hier mit einer jener phantastischen Huldigungen zu thun, wovon im 11. Kap. die Rede gewesen, so erfüllte ihn, welcher auch bei solch günstigster Beleuchtung die Sache sehr ernst genommen, das täglich wachsende und bald die Grenzen Bayerns überfluthende Aergerniß mit tiefstem Kummer sowohl für seinen geliebten königlichen Herrn als für das ganze bayrische Vaterland.

Der König, überall auf einen Widerstand gerathend, den er für ungerechtfertigt hielt, weil sein Verhältniß zu Lola Montez ein reines sei, schrieb an den Fürstbischof von Breslau, Melchior Diepenbrock, welcher wie als Schüler Sailers, so auch persönlich bei ihm in hohen Ehren und nicht im Geruche des Ultramontanismus stand, und legte ihm seine Auffassung der Sache dar. Die ehrerbietige Antwort wies auf das Wort des Herrn bei Matth. 18, 7. Seinen eigenen Brief theilte der König zur Aufhellung allen bayrischen Bischöfen mit und fügte bei, daß er sich selbst verachten müßte, wenn er, unberechtigtem Drängen nachgebend, Lola verließe. Alle erwiderten, wie es die Pflicht gebot; da unter ihnen auch der neuernannte Erzbischof von München-Freising, Graf Reisach war, so gestaltete sich der von den Bürgern demselben gebrachte Fackelzug, bei welchem der neue Oberhirt um seinen Segen gebeten wurde, von selber zur Demonstration.

Noch hoffte man Alles von der Staatsrathssitzung, in welcher über die Ertheilung des Indigenats an Lola und ihre Erhebung in den Grafenstand verhandelt werden sollte. Auf die Minister und Staatsräthe waren Aller Augen gerichtet. Etwa 8 Tage vor der Sitzung sprach Ringseis den Staatsrath v. M..... und äußerte zu ihm: „Die Minister sagen doch Nein?“ „Ach,“ erwiderte

v. M..... in seinem Rheinpfälzerdeutsch: „Sie werde sehe, die sin Alle feig, ich kenn' sie ja, die saache Alle Ja." Und Alle sagten Nein, nur er sagte Ja, — und zwar in der zweiten Sitzung am 9. Februar, nachdem er in der ersten es ausgesprochen hatte, die Ertheilung des Indigenats würde eine Landes-Calamität bedeuten. Die Bedingungen, woran er den Umtausch der beiden Adverbien geknüpft hatte, waren bald stadt- und landeskundig.

Am 11. Februar 1847 erfolgte die Ueberreichung des bekannten Memorandums, in welchem die fünf Minister in ehrfuchtsvollen, Ergebung athmenden Worten ihre Gesinnung in der Sache aussprachen und die betrübenden Beobachtungen mittheilten, welche sie, Jeder in seinem Wirkungskreise, darüber gemacht hatten. Da selbstverständlich das Schriftstück ein Geheimniß zwischen ihnen und dem Könige bleiben sollte, so durfte der Ernst der Lage in einer Weise beleuchtet werden, welche für das Ohr der Menge nicht geeignet war. Am Schluß erklärten die Minister, daß wenn sie ihren Zweck nicht erreichten, sie sich gezwungen sähen, die ihnen anvertrauten Ministerien niederzulegen. Und da sie das Gewünschte nicht über den König vermochten, so gaben sie in der That um ihre Entlassung ein. Abel, von welchem der König wußte, wie heftige und viele Gegner derselbe habe, erhielt die geforderte alsbald; der an so große Popularität gewöhnte König, der in letzter Zeit daran hatte darben müssen, frug, nachdem Polizeidirektor Frhr. v. Pechmann unter den mißlichen Verhältnissen seinen Posten verloren hatte, dessen Nachfolger, Herrn v. Mark, welchen Eindruck Abel's Entlassung im Publikum hervorgerufen. „Den schrecklichsten," lautete die Antwort, und wirklich war die allgemeine Stimmung eine solche, daß

Abel's mannhaftes Auftreten wo nicht Alle für ihn eingenommen, so doch Gegenstimmen am Lautwerden verhinderte. Und hier erlaube man uns eine kleine Abschweifung in Betreff des scheidenden Ministers. Für dessen persönliche Ueberzeugungstreue und seine hervorragenden staatsmännischen Talente hat Ringseis stets große Achtung gehegt, obschon er die bureaukratische Herrscherader des gewaltigen Mannes nicht immer erfreulich gefunden. Daß vieles Geschrei gegen Abel grundlos gewesen, war Ringseis überzeugt. „Was habt ihr Protestanten eigentlich wider Abel zu klagen?" frug er einst den Consistorialrath Rust; „er war doch immer bestrebt, euch gerecht zu werden." „Ja das ist wahr," gab Rust ihm das Zeugniß, „er hat die Freiheit unsres Bekenntnisses geachtet;[1] aber: er will die vollständig freie Bewegung der katholischen Kirche, und wird diese gegeben, dann sind wir verloren." Indem wir dieses originelle Geständniß registriren, fügen wir bei, daß Rust's Urtheil über Hrn. v. Abel's amtliches Verhältniß zur Kirche nicht richtig gewesen; denn so ernst es demselben auch war mit seinem persönlichen Katholizismus, so hegte er im Busen doch ein gewaltiges Stück von Staatskirchenherrlichkeit, an deren Folgen die katholische Kirche Bayerns noch heut zu zehren hat.

Den vier andren Ministern Graf Seinsheim und Gf. Bray, Frhr. v. Schrenkh und Frhr. v. Gumppenberg gab S. Maj. Bedenkzeit, aber sie beharrten auf ihrem Verlangen und es wurde erfüllt. Nun aber geschah das Verhängnißvolle, daß eine Abschrift des Memorandums in's Publikum gelangte und sehr bald vertausendfältigt

[1]) Daß die vielbesprochene Kniebeugungsfrage eine ganz andre Bedeutung gehabt, als ihr untergelegt worden, darauf kommen wir wohl noch zurück.

umherlief. Von Abel, der vor Kummer und Zorn über diese Veröffentlichung erkrankte, und von Graf Seinsheim wissen wir, daß sie ihr heiligstes Ehrenwort gaben, das Schriftstück Niemandem mitgetheilt zu haben, der König versicherte, es sei nicht aus seiner Tasche gekommen; man erzählte sich, eine Hausgenossin des Kriegsministers sei über dasselbe gerathen und habe das Unheil angestellt. Mit reißender Schnelligkeit liefen die Kopien umher trotz aller Gegenbemühungen der Polizei. Regierungspräsident von Hörmann wurde erst suspendirt, dann quieszirt, weil er die Verbreitung nicht hatte hindern können. Immerhin aber ist bezeichnend für den König, daß es nicht der Freimuth der Minister gewesen, der ihn erzürnte, sondern diese Verletzung eines in jedem amtlichen Verhältniß, vor Allem aber gegen die Majestät des Monarchen gebotenen Geheimnisses. Bald fanden sich kluge Leute, die Sachlage zu nutzen.

Herrn v. Abel wurden einstweilen alle möglichen Ehren bezeugt; selbst Prinz Karl, ihm sonst nicht gewogen, und die Kronprinzessin luden ihn ein. Im Senat der Universität beantragte Ernst v. Lasaulx, dem Minister die gebührende Hochachtung für dessen Haltung auszusprechen. Das mochte von zu idealer Kühnheit sein und neben formalen Bedenken wurde das sachliche erhoben, es könnte die Hochschule den Schritt entgelten müssen. In der gestellten Form ging der Antrag nicht durch, statt dessen mit 6 Stimmen gegen 4 ein von Döllinger vorgeschlagener „Mittelweg“. Worin derselbe bestanden, wissen wir nicht genau; doch dürfte ein Ausdruck der Hochachtung im Allgemeinen und Dank für der Universität erwiesenes Gute den Inhalt des neuen Antrags gebildet haben. Immerhin lag auch hierin eine Demonstration, umsomehr als sich unter gewöhnlichen Umständen die

Hochschule kaum veranlaßt gefühlt hätte, Hrn. v. Abel einen eigenen Dank zu votiren. Eine Stunde nach Schluß der Senatssitzung war Lasaulx's Antrag und die darüber erfolgte Diskussion sowie jedes Einzelnen Abstimmung dem Ministerverweser bekannt. Am andern Morgen brachte in Folge einer vor dem ganzen Schritte warnenden Zuschrift eines Senators der Rektor die Sache von neuem zur schriftlichen Abstimmung. Lasaulx schrieb:

„Ich habe in der Senatssitzung vom 18. d. M. den Antrag gestellt: daß der Senat der L. M. Universität als der ersten sittlichen Corporation der Hauptstadt, dem abgetretenen Hrn. Minister von Abel seine Hochachtung darbringen sollte für die ehrenhafte, jeden männlichen Charakter mit erhebende Haltung, welche er in den verhängnißvollen Tagen, die wir Alle mit erlebt haben, bewahrt, und für Alles, was er bis zu seinem Austritt aus dem Staatsdienst zur Aufrechthaltung der königlichen Würde gethan hat. Ich habe verlangt, daß dieser mein Antrag in das Protokoll der Senatssitzung aufgenommen werde, und ich bestehe auf diesem Verlangen fortwährend: unbekümmert um alle Rücksichten diplomatischer Klugheit, die ich da, wo es sich um sittliche Güter handelt, verachte.

Hiernach versteht es sich von selbst, daß ich vor derjenigen Modifikation meines Antrages, welche Prof. Döllinger vorgeschlagen hat, um so weniger zurücktrete, als in den vorgebrachten Bedenklichkeiten der Herren" (folgen die Namen der entgegenstimmenden Senatoren) „nichts enthalten ist, was mir beachtenswerth scheint."

Ringseis schrieb:

„Dem abgetretenen Hrn. Minister nicht bloß zu danken, sondern ihm von Seite der Universität ein Zeichen der Hochachtung zu geben, dafür stimmt auch heute der Unterzeichnete. Zurücktreten müssen die Rücksichten auf zeitlichen Nutzen oder Schaden vor den höheren Forderungen der Sittlichkeit und Ehre."

Obschon Phillips erklärte, er sehe nicht ein, wie ein bloßer Dank an den Minister für das, was derselbe

für die Universität gethan, Se. Maj. beleidigen sollte, und Stablbauer dabei blieb, Dank und Hochachtung zu votiren, hatte sich das Stimmenverhältniß nunmehr doch umgekehrt und obwohl der Rektor auf Verlangen von oben nur verpflichtet war, das Endergebniß der Verhandlung mitzutheilen, keineswegs deren ganzes Protokoll nebst Stimmen-Abgabe, so übersandte er den gesammten Akt und entblödete sich nicht, mit seinem allerunterthänigsten loyalen Amtseifer sich zu brüsten.

Am 1. März erhielt Lasaulx sein Quieszenzdekret; ein Ministerial-Commissär hatte es ihm zuvor mündlich ankündigen müssen. „Dem armen Manne," äußerte Lasaulx, „wurde es schwerer, seines Auftrages sich zu entledigen, als mir, ihn anzuhören." Als er an der Thür seines Hörsaales den Studenten schriftlich Nachricht gegeben, zogen sie, 600 an der Zahl, nach seinem Wohnhaus in der Gartenstraße, ihm ein oft wiederholtes Vivat zu bringen. Vom Fenster aus sprach der gefeierte Lehrer zu ihnen, eine Deputation begab sich hinauf und dankte ihm in Worten tiefer Rührung voll Herz und Feuer für seinen Unterricht und versprach, einst wollten sie als Männer ihm Ehre machen; endlich fiel der Sprecher ihm um den Hals und küßte ihn. Die Quieszirung hatte ihn in männlicher Fassung gefunden, dieser Auftritt entlockte ihm Thränen. Nachdem die jungen Leute der Gattin Lasaulx's, die als würdige Tochter Franz v. Baader's ihre Fassung ebenfalls bewahrte, ehrerbietig die Hand geküßt hatten, entfernte sich die Deputation. Der Schwarm der Studenten zog nun in die Theresienstraße vor das Haus, wo Lola Montez damals wohnte, brachte ihr ein Pereat und zerstreute sich alsbald. — Am Nachmittag vernahm Ringseis, der in seiner entlegenen Wohnung noch nichts davon erfahren hatte, von einer höchlich vergnügt heim-

kehrenden Magd die Nachricht: „Spektakel gibt's bei der Lola, Katzenmusik!“

Daß bei dem Ministerwechsel König Ludwig für's Erste durchaus nicht an einen Systemwechsel gedacht hatte, ergibt sich daraus, daß das Portefeuille des Innern dem Staatsrath Max Procop v. Freyberg angeboten wurde, (der es ohne einen Augenblick des Bedenkens ablehnte,) und dann nacheinander zwei von Abel begünstigten Männern, v. Flad und v. Fischer. Bis dahin hatten in ehrenhafter Einmüthigkeit, mit Ausnahme weniger Unwürdigen, alle Stände sich an der Antilolabewegung betheiligt, nicht nur von den Kreaturen der Tänzerin sich fern gehalten, sondern auf vielerlei Weise ihren Widerwillen gegen sie bezeigt. Sieh, da erschienen erst in norddeutschen Blättern, (so der Weserzeitung,) dann auch in der Augsburger Allgemeinen, Artikel, worin dargelegt wurde, die ganze Geschichte sei Parteisache, Religionskampf, der Ultramontanismus verschanze sich hinter einen sittlichen Vorwand, um den König zu befehden. Auch gefiel es den Artikelschreibern, den geschiedenen Ministern die gebührende Ehre darin zu weigern, daß sie nicht als frei abgetretene, sondern lügenhaft als gestürzte dargestellt wurden. Hellauf loderte nun der Jubel aller zeitgeistisch Gesinnten, eine große Menge von Gegnern der Ultramontanen zog plötzlich mit klingendem Spiel in's Lager der Lolamontanen. Der vielleicht immer noch kleinen Schaar, welche den eigentlichen Hofstaat der Tänzerin bildete, gesellte sich die nur allzu große Zahl Jener, welche, wenn auch von ihr selber sich fernhaltend, doch von ihrem Dasein für sich und ihre Partei wollten Nutzen ziehn. Bei dem leidenschaftlich aufgewühlten Monarchen fand die Saat jener Artikel einen wohlvorbereiteten Boden. Begierig griff er die ihm gebotene Deutung auf und kündigte

den Höfen in einer Note seinen Systemwechsel an, worauf Oesterreich seinen Gesandten abberief, Preußen, wie man sagt, sehr mißbilligend antwortete. Das Münchener Publikum aber witzelte, die Ministerien seien in Verwesung übergegangen, weil ein einziges definitive Besetzung hatte. Endlich kam das „Ministerium der Morgenröthe", wie es von seinen Anhängern genannt wurde, zu Stand, und so hatte, von der Hand einer rosenfingerigen Tänzerin am bayrischen Himmel emporgeleitet, die zweite Aufklärungsperiode des Landes ihren glorreichen Anfang genommen.[1])

Wir fühlen keinen Beruf, hier den aufregenden und traurigen Szenen nachzugehen, welche in München's Gassen und Gesellschaftslokalen sich abgespielt; uns interessiren mehr die partei-tendenziösen amtlichen Abschlachtungen, besonders an der Universität, wodurch derselben hochbedeutende Kräfte entzogen und Männern, welche aus dem Lehrfach ihren Lebensberuf gemacht, solche Aemter zugewiesen wurden, die mit ihren Neigungen und Fähigkeiten durchaus nicht stimmten; so wurde v. Moy als überzähliger Appellationsrath nach Neuburg versetzt mit 1800 fl. Gehalt anstatt der bisher bezogenen 3600. Phillips sollte Regierungsrath in Landshut werden, was der Gelehrte, der niemals Praktiker gewesen, begreiflich ablehnte; hiedurch verlor er auch die Pension und folgte später gleich Moy und dem einfach pensionirten Höfler einem Rufe nach Oesterreich. Auch Döllinger und Deutinger wurden beseitigt. Daß und warum der alte Görres und

---

1) Obiges war längst geschrieben, als uns in Abschrift ein Artikel, soviel wir wissen aus der Feder Prof. Leo's, im Halle'schen Volksblatt in die Hände fiel, worin mit sittlichem Ernst der gläubige Protestant unsere Anschauung bestätigt. Wenn der Raum es erlaubt, bringen wir ihn wenigstens theilweis in Beilage.

Ringseis verschont geblieben, ist bereits in Bd. II. S. 169 f. der Erinnerungen erzählt. Zur Zeit aber war des Königs Aeußerung Ringseis nicht bekannt, er hielt sich auf gleiches Loos mit den Genannten gefaßt, und oft, wenn ein rascher Zug an der Hausglocke tönte, frug man sich in der Familie: „Etwa das Absetzungs-Dekret?"

Außerhalb der Hochschule erlitten Versetzungen, die als Straf- oder Mißtrauens-Maßregel zu betrachten waren: Frhr. Karl v. Aretin, Hr. v. Oberkamp, der bis dahin immer im Kriegsministerium beschäftigte Major Anton Seyfried, Prof. Sporer in Amberg und Andere. Baron Max v. Freyberg wurde als Vorstand des Reichs-Archives quieszirt und erhielt, wie früher erwähnt, zum Nachfolger den Freiherrn v. Hormayr. (!)

Zwar waren trotz Allem die Tage der Tänzerin in München gezählt; (genau ein Jahr nach Ueberreichung des Memorandums mußte sie weichen;) aber das hinderte nicht, daß die herübergeschleuderten Feuerbrände vom losgebrochenen Pariser Revolutionskrater vielen durch Erregungen mannichfachster Art bereiteten Zünd- und Sprengstoff angesammelt vorfanden. Kam es bei uns auch nicht zu so schrecklichen Greueln wie in andren Städten, so konnte man sich doch nicht verhehlen, wieviel von der alten Gediegenheit und Treue bereits unterwühlt und fortgespült worden seit Anfang des Jahrhunderts.

Mitten in der aufgeregten Epoche hielt doch Ringseis, zur Jahreszeit winterlicher Unterhaltungen 1846/47 für die Museumsgesellschaft einen Vortrag über „Das Schöne in der Kunst", in dessen Eingang er die Hörer beruhigte, er meine nicht jene „schönen, extra- und wunderschönen Fälle," von welchen seine Kollegen, die Aerzte und Wundärzte reden, bei deren Erörterung aber

dem nichtärztlichen Laien Sehen und Hören vergehn, — freilich meine er auch nicht das bloß Angenehme, das nur Sinnenempfindung und zwar aller fünf Sinne;[1]) das Schöne dürfe zwar nicht unangenehm sein, aber selbst manches höchst Angenehme sei nicht schön, das Schöne nicht bloß Sinnen-, sondern Geistesempfindung, wie es denn nur durch die zwei edelsten Sinne wirkt.

Von jenem Ebenmaß der Theile, welches die Grundlage der Schönheit bilde, erinnert er, daß es kein genau mathematisch geometrisches sei außer in der Architektur und selbst hier nur in der altgriechischen und römischen, nicht in der byzantinischen, arabischen und gothischen.

Ebenmaß, Verhältniß und Ordnung sind im Kunstwerk, wie in den organischen Dingen. Eine große, stattliche Eiche hat kein geometrisches, sondern organisches Verhältniß und Ebenmaß.

Verhältniß, Ebenmaß und Ordnung setzen eine Mannichfaltigkeit und Vielheit von Gliedern voraus. So nothwendig zur Schönheit aber die Mannichfaltigkeit, eben so nothwendig, ja nothwendiger ist die innere Einheit derselben; ja Ordnung, Verhältniß und Ebenmaß werden erst möglich durch innere Einheit der Glieder, durch Beziehung aller Theile auf einen geistigen Mittelpunkt, Einen Gedanken .... Einheit eines Mannichfaltigen sehen wir in allen Nachahmungen von Naturgegenständen, Mineralien, Pflanzen und Thieren.

Das Kunstschöne steht zwar unter dem Naturschönen durch den Mangel an physisch-organischem Leben, erhebt sich jedoch über dasselbe durch seinen idealen Charakter ...

Das Kunstwerk erregt nicht das Verlangen seines materiellen Besitzes. Wer wünscht den Besitz eines herrlichen Tempels? Die kunstreiche Ausführung eines schönen Tonwerkes vermag man gar nicht materiell zu besitzen ...

Daß Illusion oder täuschende Naturnachahmung nicht Kunstzweck sein könne, erinnert R. durch die Frage: Was

---

1) „Zwar riechen und schmecken das Schöne," bemerkt R., „einige unsrer lieben (deutschen) Mitbrüder, sagend: ‚Das riecht und „schmeckt schöne'; aber sie finden keinen Anklang bei ihren süd„lichen Brüdern."

würde nachgeahmt in einem herrlichen Tonwerk oder einem prächtigen Tempel?

. . . Aug' und Ohr erfassen nur den äußern Ausdruck des einzelnen schönen Objektes, nicht das vorbildlich Schöne. Organ der Auffassung der idealischen Schönheit sowohl im hervorbringenden Künstler als in dem Beschauer und Hörer sind die geistige Empfindung, die Fantasie, das geistige Ohr und das geistige Auge.

Das geistige Ohr und Auge des Künstlers sind höheren Dingen zugewendet und besonders erregt und entwickelt. Wie die mit schärferen leiblichen Augen und Ohren Begabten schneller, leichter und weiterhin sehen als Andre: so das geistige Ohr und Auge des Künstlers bezüglich auf übersinnliche Dinge.

Daß aber zum Erfassen der Urbilder der Schönheit auch die geistigen Sinne noch nicht genügen, daß jene Urbilder den geistigen Sinnen auch erscheinen müssen, daß der Künstler sich sein Ideal nicht willkürlich mache, sondern die Idee zu ihm und über ihn komme wie der Geist zum Propheten, davon war R. überzeugt:

Diesen Geist nannte Sokrates seinen Genius oder Dämon; Plato hielt die Begeisterung für einen Anhauch der Gottheit, Homer und Virgil für Eingebung der göttlichen Muse, Dante für Einsprache Beatricens, seiner im Himmel verklärten Geliebten; Deum pati, die Einwirkung der Gottheit erleiden nannten es die Römer, — Voltaire . . . den „Teufel im Leib".

Bei der Gruppirung der verschiedenen Künste, welche häufig so geschieht, daß man die Künste des Auges von denen des Ohres unterscheidet, erschien R. das Wichtigere nicht der leibliche Sinn, durch welchen, sondern die geistige Sphäre, auf welche sie wirken, wie denn in der That die Architektur, obwohl durch das Auge wirkend wie Malerei und Skulptur, doch bezüglich auf die geistige Wirkungssphäre verwandter ist mit der Musik.

Während R. den Griechen ihren unbestreitbaren Vorzug ließ in Bewältigung der ihnen zugänglichen

Ideale, sprach er, leibliche, sittliche und intellektuelle unterscheidend, die höheren Ideale selbstverständlich den christlichen Künstlern zu:

Durch das Christenthum wurden objektiv und subjektiv tiefere Schachten, Kammern oder Brunnen eröffnet, als den Eimern griechischer Kunst und Wissenschaft zugänglich waren.

Die rechte und lobenswerthe Nachahmung der Griechen erblickte R. darin, wenn die christlichen Künstler ihre höheren Ideale und Stoffe so allseitig geistig und sinnlich zu bemeistern streben, wie es die Griechen mit ihren minder hohen gethan. Stellte er in erste Reihe die Stoffe und Ideale der christlichen Religion, sodann der eignen vaterländischen Geschichte, so wollte er darum nichts ausgeschlossen wissen, was Geschichte überhaupt, was Leben und Natur, vom rechten Standpunkt und im rechten Lichte besehen, Darstellenswerthes zu bieten vermögen.

Wenn aber schon die großen heidnischen Meister und Dichter mit Anrufung der Gottheit sich an's Werk begaben und ein reines Herz als Bedingung göttlicher Begeisterung erkannten, und wenn es auch eine böse Begeisterung gibt (den Voltaire'schen diable au corps?), so verlangte Ringseis um so mehr vom christlichen Künstler die volle Hinkehr des Herzens zum göttlichen **Urbild** aller Schönheit.

Im Februar 1847 erzählt ein Zuhörer von Ringseis' ärztlichen Vorträgen:

„Seinen Jahren zum Trotz war eine Kraft in seiner „Rede, die keinen, auch an Jahren nicht so vorgerückten, zu „Schanden gemacht hätte! . . . Welche Begeisterung ergriff ihn „oft, welcher Eifer riß ihn hin!"

Dann beklagt der Nämliche die an Lethargie gränzende Theilnahmslosigkeit vieler Aerzte an den geistreichsten Vor-

trägen und erinnert wie die von Ringseis so sehr gewünschten Disputationen seit Langem nicht mehr zu Stand gekommen seien, wogegen die Plätze, wo bloß Aug' und Ohr in Bewegung gesetzt zu werden brauchen, von Alt und Jung gefüllt sich zeigen.

Im April 1847 verließ der österreichische Gesandte München ohne Abschied vom Hofe zu nehmen. Es war dies Graf Senfft-Pilsach, einer der vorzüglichsten Männer und für Ringseis ein gütiger wohlwollender Freund. Als Arzt und als Gesinnungsgenosse hat dieser den Grafen Jahre hindurch täglich besucht und den erquickendsten Verkehr mit ihm gepflogen, wie auch Graf Senfft am 31. Juli 1847 aus Wien schreibt:

„Die Entbehrung Ihres freundlichen, liebevollen lehrreichen Umganges gehört zu den schwersten Opfern, die mit meiner Entfernung von München verbunden sind."

Und im Februar 1848:

„Wo ich auch sey, wird mir Ihre Freundschaft als ein Trost, als eine unschätzbare, göttliche Wohlthat erscheinen."

Sachse von Geburt, hatte der protestantische Graf convertirt und übte die liebenswürdig mildeste Frömmigkeit. Frau und Kind waren ihm gestorben, aber sein ganzer Hausstand war musterhaft. Von nahstehender Hand hatte er eine große Schuldenlast überkommen, die zu tilgen er bis in höheres Alter im Staatsdienste blieb. Denselben endlich verlassend, zog er sich nach Innsbruck zurück und hier theilte der an vornehmes Leben gewöhnte Greis als Pensionär der Jesuiten deren arme Zelle und einfach derbe Kost, um auch jetzt noch den größten Theil seines Ruhegehaltes jener Ehrenpflicht zu widmen. Man erzählt, einen Tag vor seinem Tod habe er den letzten Kreuzer besagter Schuld getilgt und die Kosten seiner Bestattung

seien von Freundeshand bestritten worden. Bei Ringseis hat er, aus München scheidend, sein ohnehin unauslöschliches Andenken auch sichtbar verewigt durch ein kostbares Geschenk, vier Großfoliobände von Kupferstichen nach Gemälden der Galeria Pitti von Florenz.

Sich aus seinem patriotischen Kummer zu zerstreuen, benützte Ringseis die Herbstferien 1847 zu einer Reise mit Familie nach der alten Kaiserstadt. Sein mineralogischer Korrespondent Herr v. Struve hatte ihm bei einem Besuch in München erzählt, er befriedige mit seiner Reise eine alte Sehnsucht, die merkwürdig fantastischen Felsenufer zwischen der uralten Abtei Weltenburg und Kelheim wiederzusehen, die ihm aus seiner Kindheit, als sein Vater russischer Gesandter am deutschen Reichstag zu Regensburg gewesen, in zauberhafter Erinnerung geblieben seien. Die Schilderung hatte bei Ringseis gezündet und so nahm er nun den Umweg über Augsburg und Donauwörth. In der That lassen die Felsenkegel, die vielfach täuschend wie menschliche Riesengestalten aus dem Grund aufsteigen, einen wundersamen Eindruck zurück. Als die Reisenden in einem Kahn die Strecke von Ingolstadt bis Regensburg zurücklegend an Winzer, einem Dorf unweit der alten Reichsstadt, vorüber fuhren, ertönte vom Ufer her ein „Vivat Dr. Ringseis!“ — wahrscheinlich von ehemaligen Schülern, welche ihn an der kräftigen Stimme erkannt hatten. — Im Dom zu Regensburg rührte ihn die Wahrnehmung, daß an den Gräbern der Bischöfe Sailer und Wittmann das fromme Andenken der Gläubigen noch unermüdet in Blumenspenden sich ausdrückte, — (man sagt uns, jetzt, mehr als fünfzig Jahre nach der ehrwürdigen Männer Tod, stehe es noch ebenso).

Nachdem den gütigen Einladungen auf ein paar schöne Schlösser in Oberösterreich mit großem Genuß war Folge geleistet worden, (das gräflich Arco-Valley'sche St. Martin bei Ried und das gräflich Revertera'sche Tolet unweit Wels,) nachdem der Besuch von Linz die Bekanntschaft mit dem liebenswürdigen Novellisten Adalbert Stifter eingetragen hatte, gelangten die Reisenden nach Wien, wo Ringseis mit Leidwesen seinen trefflichen Münchner Collegen Prof. Erdtl, (den Anatomen, dereinst Schuberts Gefährte auf der Orientreise,) in schwerer Erkrankung durch Blutsturz fand, welcher ihn an der Seite seiner jungen Gattin im Gasthof befallen hatte. Zwar konnte bald nachher der Patient nach München gebracht werden, doch war es leider der Anfang vom Ende. Zum Beistand war sein Schwiegervater Martius mit Töchtern herbeigeeilt und mit diesen brachte Ringseis bei dessen berühmtem botanischen Collegen Endlicher einen traulichen Abend zu und freute sich, in Frau v. Endlicher's Mutter die verehrungswürdige Wittwe seines alten Gönners Adam Müller wieder zu begrüßen.

Bei den Freunden Jarcke lernten die Reisenden den geistvollen Maler Führich kennen, dessen religiöse Compositionen eine so großartige Fortsetzung jener Kunstbestrebungen bildeten, in welche Ringseis dereinst in Rom war eingeführt worden. Außerdem suchte er Hurter, den großen Geschichtsforscher und Convertiten auf, den er seit einem früheren Besuche desselben in München kannte. Niemand ließ sich damals träumen, der Schauplatz welcher Szenen Wien über's Jahr und drüber hinaus sein sollte. Da ward uns denn in der Folge erzählt, zur Zeit der größten Anarchie sei Hurter furchtlos unter den aufgeregten Volkshaufen und der tollgewordenen Studentenschaft umhergegangen, habe sich in's Gespräch mit ihnen

eingelassen, nach der Lage gefragt, als harmlos neuigkeitsgieriger Spießbürger sich geberdend; hätte man ihn gekannt, so hätte es ihm übel bekommen können; nun aber mochte sein Schweizerdeutsch ihnen wohl gar als eine Bürgschaft seines Radikalismus erscheinen. Daheim aber jammerte, als Windischgrätz bereits vor der Stadt lag und noch nicht die Beschießung begonnen hatte, seine Frau ihm beim Frühstücke vor: „Aber was thut denn nur der Windischgrätz, warum fangt er nicht an?" Da ward eine langanhaltende Geschützessalve vernehmbar. „Bist du nun zufrieden?" meinte Hurter gleichmüthig; „da spielen einstweilen die Figelinen zum Tanz; der Brummbaß wird gleich nachkommen." Und der Brummbaß ließ nicht auf sich warten, als die Bomben in die theils meuterische, theils von den Meuterern geknechtete Stadt geflogen kamen.

In dem berühmten Stifte Mölk, wohin Herr Prälat Eder, auf dem Dampfboot mit unsren Reisenden zusammentreffend, sie geladen hatte, übernachteten dieselben in den prächtigen Gemächern, die einst Napoleon I. mit seinen Generalen eingenommen und lauschten den Erzählungen des Herrn Prälaten über jene Tage, in welchen er als Oekonom des Stiftes die schwierigen Verhandlungen mit dem Eroberer hatte führen müssen. Ringseis freute sich an der herrlichen Lage auf hohem Donau-Ufer, wo der Priester, wenn er in der mächtigen Stiftskirche am Altar sich umwendet, bei offnen Pforten weit über die Donau weg ins herrliche Land zu blicken vermag.

Wenn Ringseis noch bei Freund Stülz ein paar Wochen sich's wohl sein ließ, so war das gut und schön; nicht in der Ordnung aber war es, wenn in Salzburg ein zerstreuter Thorschreiber ihn und seine zwei aus Linz zu ihm gestoßenen Reisegefährtinen höchst despektirlich rubrizirte zum schweigenden Erstaunen des Gasthofkellners,

während an andrer Stelle ein Schlachtviehführer nicht minder wird gestaunt haben, auf dem amtlichen Einlaßzettel seine drei Quadrupeden als kgl. bayrischen Geheimrath mit Frl. Tochter und Gefährtin aus Linz verzeichnet zu finden.

2. J. Görres todt. Ein Brief an den König. Die politischen Gährungen; Kg. Ludwigs Thronentsagung; Verein f. konstit. Monarchie und relig. Freiheit; politische Aeußerungen R.'s; das Frankfurter Parlament und Fallmerayer; Neckereien; unnöthige Umarmung; Pöbel; im Punsch. Nach Jena. Congreß bayr. Aerzte.

Am 29. Januar des Jahres 1848 starb Joseph v. Görres in Folge einer Lungen-Entzündung. Der große Mann bewährte sich bis ans Ende. Wenn er in Einem Augenblicke mit den schmeichelnden Tönen der Liebe seine aus Frankfurt herbeigeeilte Tochter Steingaß begrüßte, — „Sophie, du bist spät gekommen und hast viele Schmerzen versäumt, aber es steht dir noch des Traurigen genug bevor," — so scherzte er im nächsten in heitrer Fassung mit den ihn Besuchenden. Zu ärztlichen Zwecken hatte Ringseis ihm einen Theil der Haare abscheeren lassen; Graf Pocci frug den Kranken, warum es geschehen. „Je nun," erwiderte dieser, „ein altes Pferd spannt man an, wo man vermag, und dann hat es Ringseis auch aus Rache gethan, weil ich seine Medizin verschmäht habe." Zu Vetter Lasaulx aber, der, an seinem Bette sitzend, mit schweigendem Antheil ihn betrachtete, sprach er: „Ernst, du möchtest es mir gern absehen, was es mit dem Sterben für eine Bewandtniß hat; das aber ist eine Geburt, die Jeder allein durchmachen muß." Und sein Antheil war nicht der leichteste, heftige Krämpfe peinigten ihn. In Augenblicken des Deliriums beschäftigten ihn die Geschicke der Völker, die er, eines nach dem andren, zur Heerschau ließ vorüberziehen. Und als er in solch

einem Moment von seinem Sohne gefragt wurde: „Sollen wir beten, Vater?" da erwiderte er: „Ja, laßt uns beten für die Völker, die zu Grunde gehn!" — Als er geschieden war, trugen seine Schüler die Bahre auf ihren Schultern zur ferngelegenen Ruhestatt; ebenso gedachten sie ihm einen großartigen Fackelzug ans Grab zu bringen. Aber die morgenröthliche Polizei gerieth in Aufregung, inquirirte den Pfarrer, ob er um das Tragen der Bahre zuvor gewußt habe, citirte die Träger und frug, ob und wer sie dazu angetrieben, ob sie dafür bezahlt worden, (!) und wie sie sich der That hätten unterstehen können ohne polizeiliche Erlaubniß? Ihre einfache Antwort wurde ihnen als naseweis verwiesen, aber nicht zu Protokoll genommen. Sie soll gelautet haben: Zu einem Akte der Pietät bedürfe es keiner Polizeierlaubniß, so wenig als zum Segnen oder Fluchen. Der Fackelzug wurde untersagt, weil der Polizei das schwere Bedenken aufgestiegen, der Rauch der vielen Fackeln möchte den schönen Grabmonumenten schädlich sein, — (kurz vorher war unbeanstandet dem Grab eines Gymnasiasten von seinen Mitschülern ein Fackelzug gebracht worden) — und so unterblieb die Ehrenerweisung gegen den großen Todten.

An der Akademie, wo seit Langem ein dem Görres'schen Geist sehr entgegen gesetzter der herrschende war, gelang es den Tonangebern, die Denkrede auf Görres zu hintertreiben.

Unter Ringseis' Papieren finden wir von uns unbekannter Hand die Abschrift untenfolgenden Briefes. Inhalt und Styl lassen uns keinen Zweifel, daß er von Ringseis verfaßt sei und da das Blatt ausdrücklich die Bezeichnung Abschrift trägt, so liegt die Vermuthung nahe, daß er den Brief wirklich an den König gesendet

habe. Können wir über letzteren Punkt nicht Aufschluß geben, so bleibt es immerhin charakteristisch, wenn der Schreiber es nur im Sinne trug. Wagen durfte er den Schritt eher als irgend Einer, und zwar umsomehr, weil er der Mann war, ihn auch dann zu wagen. wenn es ihm Ungnade gebracht hätte, und weil König Ludwig als solchen Mann ihn kannte, schätzte und liebte. —

Allerdurchlauchtigster rc.!

„Einige Mal schon, jedes Mal jedoch nur unter besonders drangvollen Umständen habe ich es gewagt, mich E. M. in Bezug auf die öffentlichen Angelegenheiten schriftlich zu nahen.

„Drangvollere und für die nächste Zukunft bedenklichere Umstände für das Königthum und somit für unser ganzes theures Vaterland haben lange nicht, vielleicht nie bestanden. Nur in dem völligen Vertrauen zwischen König und Volk im weitesten Sinne ist Rettung vor dem moralischen Elende möglich, welches uns bedroht.

„Der Allmächtige hat in E. M. Hand den Szepter des größten ausschließlich deutschen Reiches gelegt, mächtig durch die kräftigen und treuen Völkerstämme, welche es einschließt, und durch seine geographische Lage.

„Jeder Beschluß, den E. M. fassen, entscheidet jetzt über das Wohl und Wehe ganz Deutschlands.

„Gerade in diesem kritischen Zeitpunkte ist das Vertrauen aller Klassen Ihrer Unterthanen in E. M. auf das Tiefeste erschüttert. Es ist dieses das wahrhaft hochverrätherische Werk jener Kreaturen, welche noch jetzt zwischen E. M. und Ihr Volk sich drängen; namentlich aber daß ein Mann wie Minister-verweser v. B., welchen die öffentliche Meinung mit tiefer Verachtung beladet, weil er selbst jene verrathen hat, auf deren Schultern er empor gestiegen ist, — E. M. noch als Rathgeber zur Seite steht.

„Schwerlich ist jemals ein erhabener Monarch mit mehr Lug und Trug umstrickt worden als E. M.; nie ein edles Herz zu verwerflicheren Zwecken mißbraucht worden.

„E. M. sind vollständig über die Ursachen getäuscht, durch welche jene Unzufriedenheit und Erbitterung hervorgerufen worden sind, welche E. M. so tiefen und gerechten Kummer verursacht.

„Wäre es mir vergönnt, E. M. zu nahen, so würde ich so lange auf meinen Knieen zu E. M. flehen, bis Sie jene Maßregeln ergriffen hätten, welche das jetzt so ganz unentbehrliche Vertrauen wieder herstellen können. Noch ist es Zeit!

„Möge der allmächtige Gott E. M. Ohr nicht gegen die Stimme der Wahrheit in solch bedrängnißvoller Zeit verschließen. Wenn ich hier ganz unerschrocken E. M. Dinge aussprach, wozu wie es scheint Niemand den Muth hat, so bin ich doch ganz unbesorgt, daß Allerhöchstdieselben an der Reinheit meiner Absicht nicht zweifeln können, allein auch an meiner Einsicht dürfen E. M. in diesem Falle nicht zweifeln; denn ich behaupte dreist, im Namen von ganz Bayern zu sprechen.

„Ich flehe zu E. M. im Namen jenes theuren Gesammtvaterlandes, dessen Könige Einer E. M. sind, und für welches Sie schon so große Thaten gethan."

M. d. 1. März 1848.

(Die Unterschrift fehlt.)

Die Gährungen jenes verhängnißvollen Jahres waren hereingebrochen. Wenn es auch gewiß ist, daß die offenkundigen und geheimen Lenker der Ereignisse niemals das Spiel so ganz in der Hand haben, daß sie nicht auch von den Ereignissen getragen würden, so darf man doch annehmen, jene Lenker hätten zum Ausbruch des lang Vorbereiteten denjenigen Augenblick für besonders günstig erachtet, in welchem ein zwar kleines, aber durch das Ueberwiegen der konservativen Gesinnung bedeutsames Land wie Bayern durch besondre Verhältnisse in Aufregung, in eine Spannung zwischen Fürst und Volk gerathen war. Jedenfalls war in Bayern künstlich Vieles nun vorbereitet worden und so schlug in der That die aus der ehrenhaften Antilola-Bewegung hervorgegangene Aufregung unversehens um in die der Märztage. Bezeichnend genug, daß trotz alles Vorhergegangenen die Revolution in Bayern doch weit geringere Wogen schlug als anderwärts.

König Ludwig I., obschon Autokrat von Naturell, war es gleichwohl nicht von Grundsatz. Eine ständische Gliederung mit den Rechten der einzelnen Stände auch gegenüber der Krone hätte er zu würdigen gewußt; aber die Verantwortung seiner Handlungen als Herrscher auf moderne Weise mit den Ministern zu theilen, schien ihm an sich schon eine Abdankung, er zog vor, dieselbe ganz zu vollbringen und entsagte dem Thron am 20. März 1848. Die Nachricht wirkte erschütternd. Trotz Allem was wider ihn auf's tiefste mißstimmt hatte — kein offener Sinn konnte sich verbergen, daß für Bayern eine ruhmreiche Regierung abgelaufen; zwar hatte sie einen unerfreulichen Schluß gefunden, aber die That der Abdankung selber sprach wieder ganz den kräftigen Sinn des Königs aus, zudem hatte ja die endliche Verbannung der Unheilstifterin die Versöhnung zwischen Fürst und Volk herbeigeführt. Ernst fragte man sich, was in so hochaufgeregter Zeit eine minder kräftige Hand vermögen werde, nicht zu reden von den gerechten Besorgnissen der kirchlich gesinnten Katholiken über die Richtung des Nachfolgers.

Wie sehr Ringseis von dem folgenschweren Schritt ergriffen wurde, brauchen wir nicht zu sagen. In seinem ganzen Leben war sein Gemüth nie so zermalmt gewesen wie in den letzten anderthalb Jahren; zentnerschwer hatten die gekränkte Liebe zu seinem königlichen Herrn, die Beschämung für sein Vaterland, die Einsicht in die traurigen Folgen auf ihm gelastet. Und dennoch, wie viel Herrliches hatte der König geleistet! Und hiezu die Ueberzeugung, daß bei aller Verkehrtheit das anstößige Verhältniß, welches durch bösen Schein, durch der Tänzerin freche Einmischung in die Regierungsgeschäfte und ihr ganzes schmähliches Auftreten, sowie durch des Königs leidenschaftliches Erzürntsein gegen alle Widerstehenden so großes Unheil an-

gestiftet, trotzdem nicht das gewesen, was die Welt darin erblicke.[1])

Wir werden noch mehr als einmal von dem guten greisen Könige zu reden haben. Hier nur die Bemerkung: Es ist bezeichnend, wie schnell dem alten hohen Herrn seine Verirrung vom Volke vergeben und vergessen worden.

---

1) Eine norddeutsche Dame unsrer Bekanntschaft wohnte in New-York einem Vortrage bei, welchen Lola Montez kurz vor ihrem Tode über die „Thorheiten des Luxus" (!) gehalten, sprach mit ihr nach dem Schluß des Vortrags, der „recht gut und vernünftig" gewesen sei, und fand sie „noch immer bezaubernd schön und liebenswürdig". „Ach, welche Freude, wieder einmal deutsch zu hören," habe Lola gerufen. Nach Lola's Tod ergab sich der Dame auch Gelegenheit, mit jenem Manne zu sprechen, in dessen Haus die Tänzerin ihre letzte Unterkunft gefunden. Mr. Buchanan, so hieß der Herr, (ein Großindustrieller) erzählte, seine Frau sei dereinst die Schulkamerädin Lola's gewesen, welch Letztere nicht wirklich Montez geheißen, auch nur von mütterlicher Seite Spanierin gewesen, durch ihren Vater aber Irländerin. Als Lola in Amerika großes Aufsehen erregte, und wie es scheint kein ungünstiges, ließ Mrs. B. sie an ihre einstige Kameradschaft erinnern, fand aber keinen Anklang. Erst als Lola verarmt war und krank in einem Magdalenum lebte, (jedoch nicht als Magdalena, sondern um Magdalenen zum Guten zu leiten) (!!), stärkte dies ihr Gedächtniß, und sie ließ Mrs. B. bitten, sich ihrer anzunehmen, welche Bitte in so ausgiebiger Weise erfüllt ward, daß das Ehepaar B. sie gänzlich in sein Haus aufnahm. Nun konnte Herr B. unsrer Berichterstatterin nicht genug sagen, wie erbauend reumüthig Lola, gebrochen an Geist und Körper, auf ihr früheres Leben zurückgeblickt, wie ein kleines Gebet-Büchlein, das sie besessen, die Spuren ihrer Thränen trage, wie vortrefflich sie gestorben. (Welcher Konfession sie ursprünglich gewesen, ist uns dabei nicht klar geworden, jedenfalls besuchte ein Episkopalprediger sie regelmäßig.) „Sie wissen natürlich," warf unsre Berichterstatterin ein, „daß Lola Montez einst als die Geliebte des Königs von Bayern gegolten?" Mr. B. zuckte die Achseln und sagte: „Von König Ludwig von Bayern hat Lola Montez immer mit dem größten Respekt gesprochen." —

„Der Ludwigel kommt, der Ludwigel kommt“, hörten wir am Pfingstmontag die Volksmenge jauchzen, als er bei der üblichen Nachfeier der Hesseloher Kirchweih im Wald dort erschien, und ob dem brausenden Jubel und der Herzlichkeit, womit er bei dem köstlichen Künstler- und Volksfest zur Enthüllung der Bavaria empfangen worden, stunden ergrauten Demokraten die Thränen der Rührung in den Augen. Das Volk mochte fühlen, daß Vieles, was schlimmer aussah, mehr phantastischer Natur gewesen, und wie Großes hatte er für eben dieses Volk gethan, und bei allen Seltsamkeiten und Schroffheiten, welchen Zauber der Güte hatte er immer auf dasselbe ausgeübt! Das that denn auch dem alten Herzen Ringseis' wohl und mit erneuter Liebe und Freude zählte er auf, was für herrliche Regenten- und persönliche Tugenden der König entwickelt, wie viel Gutes und Großes er geschaffen. Und dieser, seinen eignen Nachruhm mitgenießend, war gemäß seiner kraftvollen Art nicht der Mann, wurmenden Gedanken über seine Thronentsagung Raum zu geben; dennoch hat er einmal in späteren Jahren zu Ringseis geäußert: „Hätte ich gewußt, was kommen werde, so hätte ich nicht abgedankt.“ —

Mitbegründer, Mitvorstand und lebhafter Theilnehmer war Ringseis dem, etwa im Mai oder Juni 1848 vorzüglich durch Prof. Streber's Thätigkeit gebildeten Verein für konstitutionelle Monarchie und religiöse Freiheit, welcher sich zur Aufgabe machte, die durch die Zeitereignisse errungenen wirklichen Freiheiten zum Guten zu verwerthen, aber auch dem Umsturz entgegenzuarbeiten. Von den feurigen Reden, die R. in diesem Verein gehalten, hat uns jüngst noch ein Hörer mit Wärme erzählt, und in Bruchstücken von Concepten finden

wir ganz Denjenigen, der elf Jahre früher in der Ständeversammlung so unbeirrt von Spott und Hohn seine national-ökonomische und sozialpolitische Ueberzeugung ausgesprochen hatte.

Jetzt sah man die entgegenstehenden revolutionären Grundsätze zum Durchbruch kommen. Durch die unmotivirte, ungerechte Zwangsablösung waren mit Einem Schlag Staatsärar, Geistlichkeit, Adel, Kirchen, Schulen, Kranken- und Waisenhäuser und andre Wohlthätigkeits-Anstalten um mehrere hundert Millionen Kapitalwerth beraubt worden. Verlassen war hiemit auf erschreckende Weise der Boden des Rechts, und zwar in Folge von Furcht und Einschüchterung verlassen selbst von Denjenigen, welche vor Allem den Beruf hatten, das gute Recht mit allen ihren Kräften zu schützen. Und wer zog den Gewinn vom ungeheuren Verlust? Monarchie und Regierung? Die Monarchie verlor den Boden, in dem sie mit unzähligen Wurzeln fest und unerschütterlich ruhte, sie verlor zugleich, wie R. einst vorhergesagt, die Macht, die Preise aller Lebensbedürfnisse zu regeln und hiemit einen Hauptquell ihres moralischen und finanziellen Kredits. Oder zogen den Gewinn Gewerbsleute und Bürger? Diese mußten und müssen durch Vermehrung der Steuern die im Staatsärar und in den Stiftungen entstandenen Ausfälle decken. Oder dienten die den Berechtigten entzogenen Einkünfte dazu, dem Proletariat ein besseres Loos zu bereiten und hiemit der furchtbarsten Gefahr unsrer Tage entgegen zu treten? Verwendete man für diese Besitzlosen, wo nicht die ganze Summe doch die Hälfte, das Drittel, das Zehntel, das Hundertel? Ach keinen Heller! Man schenkte die paar hundert Millionen ganz und gar dem Bauer, und zwar fiel zunächst das Geschenk um so reicher aus, je reicher der Bauer war, d. h. je mehr Grund und Boden er besaß.

Und wird, sagte Ringseis, durch die erwähnten beispiellosen Opfer das glückliche Loos des Bauernstandes begründet? Keineswegs. Trotz des ungeheuren Geschenkes gewinnt selbst der Bauernstand nur scheinbar, nur in diesem Augenblicke, nicht in der Zukunft, denn der von Grundlasten befreite Boden muß künftighin, eben weil er weniger Grundlasten hat, um so viel mehr Steuern bezahlen, und auch seinen besondren Antheil beitragen zur Deckung des durch die Ablösung im Staats-Aerar und den Stiftungen entstandenen Ausfalls.[1])

Was Ringseis aber noch als hundertmal schlimmer erachtete, das war die in Folge der Ablösung eintretende Güterzertrümmerung. Ist auch bis heut seine Befürchtung noch nicht in Erfüllung gegangen, daß

„auch uns Altbayern das vielgerühmte Glück unsrer rheinpfälzischen Brüder blühe, daß Bettlerfamilien mit zahlreichen Kindern, Tag und Nacht wohnend auf zweirädrigen Karren, die Nachfolger unsrer wohlhabenden Bauern werden,“

so haben sich die Zustände doch in vielen Gegenden schon sehr bedenklich gestaltet und ersteht jenem Proletariat, das durch die Ablösung nicht nur nichts gewonnen, sondern vielmehr durch Verkürzung der wohlthätigen Stiftungen entsetzlich verloren hat, auch von Seite der bäurischen Bevölkerung ein nicht gering anzuschlagender Zuwachs. Wir schließen mit Ringseis' Worten:

Durch Fixirung des Naturalzehenten konnte man ohne die Nachtheile der Ablösung alle Vortheile derselben erlangen. Und warum hat man dennoch abgelöst, warum nicht fixirt, warum? Antwort: Verbesserung des Zustandes von Boden und Bauernstand war nicht die wahre, sondern nur die geheuchelte Absicht der Schreier und Wühler; die wahre Absicht war es, den durch festen Bodenbesitz gesicherten Zustand der Geistlichkeit und des Adels zu lockern und lösen und den ganzen Grundbesitz in die Hand der Spekulanten, Wucherer und Rabulisten zu bringen.

---

[1]) Sieh Entsprechendes in Beilage z. J. 1837.

In einem später (vielleicht für König Max II.?[1]) geschriebenen Aufsatz „Ueber die Ursachen der Märzbewegung in Bayern" führt Ringseis seine Erfahrungen zurück auf vieljährigen Verkehr mit Menschen aus allen Klassen: Geistliche, Beamte, Aerzte, Soldaten, Gewerbsleute, Studenten aus allen Provinzen, aber auch auf die Korrespondenzen des „Vereins für konstitutionelle Monarchie und religiöse Freiheit" mit seinen etlichen und 60 Zweig-Vereinen. Er erörtert, welche Bevölkerungs-Klassen besonders Theilnehmer der anarchischen Bewegung gewesen, welche Gründe in Bayern zur Unzufriedenheit mitgewirkt haben, wobei er den Sünden der Regierung, (z. B. seit Anfang des Jahrhunderts die häufige Besetzung der Aemter mit irreligiösen und sittenlosen Menschen, die Verletzung verschiedener Rechte u. s. w.) nicht die letzte Stelle anweist. Dann sagt er:

Daß es in Bayern, namentlich in Altbayern nicht zu so ausgedehnten Gewaltausbrüchen gekommen, als in der Pfalz und in Baden, verdankt man lediglich theils den Resten alten Glaubens, theils der Wiederkehr zur christlichen Lehre. Und daß nicht auch in Würtemberg die Revolution siegte, ist nur der Haltung des benachbarten Bayern zu danken.

Was die Besitzenden in Städten und auf dem Lande betrifft, so blieben sie gegen die Wühlereien anfänglich unthätig, weil sie, obgleich mit den besser Gesinnten der Zahl nach die Mehrheit, ohne allen Schutz von Seite der Behörden und ohne alle organisirte Verbindung gegenüber den allenthalben organisirten und verbundenen Kräften der Wühler offenbar die Schwächeren waren. Vis unita fortior. Ferner waren eine Menge Besitzer, die sich nur passiv, nicht selbstthätig wühlend verhielten und wenn auch nicht über Noth, so doch über dies und das zu klagen hatten, durch die Presse getäuscht und verwirrt, theils über ihre Rechte und Pflichten, theils über die nothwendigen Folgen der angeblichen

[1] Derselbe liebte es, sich Aufsätze über die verschiedensten Themata vorlegen zu lassen.

Hilfsmittel und hofften Hilfe von der neuen Bewegung. Jedenfalls mangelte auch Diesen ein lebendiges und klares religiöses Bewußtsein.

Wie denn bei der Plünderung des Pschorrhauses einige Besitzer voll Schadenfreude äußerten: „den reichen Brauern könne eine solche Lektion nicht schaden," — nicht bedenkend, daß folgerecht die Lektion auf jeden Besitz würde ausgedehnt werden. So ahnten früher auch die Fürsten nicht, was die Antastung der Besitzrechte der Kirche, der Stiftungen, des Adels, der Gemeinden für Früchte an ihren eigenen Rechten tragen würde.

Die selbst mitwühlenden Besitzer aber waren wie die nichtbesitzenden Wühler und Hetzer nicht gegen das Christenthum bloß gleichgiltig, sondern entschiedene, zum Theil dämonisch fanatisirte Hasser desselben, die da hofften, durch Umsturz sich jedem lästigen geistlichen und weltlichen Zwang zu entziehen. Aus solchem Haß vertrieb die neue Schweizer-Regierung die selbst von Muhamedanern und Heiden bewunderten, heldenmüthigen Mönche auf dem St. Bernhard und die nicht minder wohlthätigen Schul- und barmherzigen Schwestern. Die thätigsten Hetzer und Wühler in der Pfalz, Sachsen, Preußen, Italien und Frankreich waren bekanntlich keineswegs Arme. Ebenso bekannt ist, daß die noch gläubigen und sittlichen Besitzlosen, wo sie nicht durch die demokratische Presse über ihre Rechte und Pflichten getäuscht oder durch Elend und Hunger aufs Aeußerste gebracht waren, sich an der Bewegung nirgends betheiligten.

Nirgends also, am allerwenigsten in Bayern, war die Umsturzbewegung bloß, ja selbst nur vorwaltend Folge der Armuth, sondern Folge war sie der religiösen und sittlichen Verkommenheit und des Hasses gegen allen positiven Glauben; Armuth und Unzufriedenheit wurden von den Häuptern und Lenkern des Umsturzes, denen es nicht im Geringsten um die wirklichen materiellen Interessen des Volkes zu thun war, nur als willkommene Hebel benützt.

Unter den Mitteln zur Wiederherstellung der Zufriedenheit und eines botmäßigen Geistes hielt R. nebst der Sorge für geregelte Auswanderung, nebst festen Bestimmungen gegen unbedingte Gewerbe- und Boden-

zersplitterungs-Freiheit als Quellen der Uebervölkerung und somit der Noth [1]), auch weltliche Vereine von Gutgesinnten zur Zeit für unerläßlich. Aus eigner Erfahrung wußte er, wie mächtig der politische Verein, dem er angehörte, mit seinen vielen Zweig-Vereinen gewirkt hatte.

Gute Vereine halten nicht blos wie das kostspielige Militär die revolutionären Ausbrüche nieder, sondern verhindern sie innerlich durch bessere Aufklärung, Belehrung und Erweckung religiöser Gesinnung. Das Verbot von Vereinen überhaupt oder größere Beschränkung derselben käme lediglich den Wühlern zu gut; diese blieben, wie sie es bisher waren und noch sind, auch künftig im Geheimen verbunden und würden der unverbundenen besser gesinnten Gesellschaft gegenüber unläugbar wieder die Stärkeren.

Jene Sorte sogenannter „Wohlgesinnter und Konservativer", die in Kirche und Staat jede entschiedene Maßregel fürchteten und jeder die Spitze abbrechend die Sache des Schlimmen nothwendig förderten, die aus Feigheit, Grundsatzlosigkeit, Mangel an Rechtsgefühl mit der Linken stets liebäugelten und nicht ganz mit ihnen zu brechen suchten, sie, die in der Schweiz aus wahrer oder angeblicher Jesuitenfurcht den Sieg des schändlichsten Radikalismus begünstigt hatten und dadurch Mitursache nicht nur des ungeheuren Elends der kleinen Kantone,

---

[1]) Die Vermehrung keines andren Gewerbes, bemerkte R., schadete in neuerer Zeit überall, besonders in der Schweiz, in so hohem Grade, als die ungewöhnliche Vermehrung der Krämereien und der kleinen Bier-, Wein- und Branntwein-Wirthschaften. Zu den allgemeinen Nachtheilen der Gewerbefreiheit kamen hier, insbesondre bei den Letztern, die Leichtigkeit der Errichtung eines Gewerbes ohne Kenntniß, ohne Kapital und kostspielige Lokale, und wodurch die Gelegenheiten der Verführung zum Müßiggang, zur Befriedigung der Genußsucht, zur Unmäßigkeit, Verschwendung und Unsittlichkeit, endlich die Gelegenheiten zur unbewachten Versammlung der Wühler und Hetzer reichlich geboten seien.

sondern auch des bald darauf erfolgten Ausbruches der Revolution in fast ganz Europa geworden waren, diese Sorte hatte nach Ringseis' Ueberzeugung auch Bayerns Intervention im Sonderbundskriege verhindert, eine Intervention, wodurch dieser Staat in gerechter Sache sich europäische Bedeutung zu verschaffen im Stande war. Dieser nämlichen Sorte, welche in der Reichsversammlung und in der bayerischen Kammer die Linke unterstützte, diesen „Konservativen" und den Linken zu Gefallen

unterließ man auch ferner noch die kräftige Unterstützung der Rechten, ja man opferte und schlachtete förmlich die s. g. Ultramontanen in der gleichzeitigen Ueberzeugung, in der Noth ihrer Hülfe doch immer gewiß zu sein,

nicht bedenkend, daß man solcherweise dieses Häuflein von Nothhelfern immer mehr zusammenschmelze.

Hat Ringseis obigen Aufsatz über die Ursachen der Märzbewegung in Bayern erst später geschrieben, so ließ er noch während der Zeit der Aufregung anonym eine kleine Broschüre erscheinen: „Manifest der bayerischen Ultramontanen[1]), worin er die Fabel von deren Verschwörungen und Umtrieben bekämpfte.

Auch der Wahlbewegung für's Frankfurter Parlament hatte er seine Thätigkeit gewidmet. Bekanntlich wurde Fallmerayer, der „Fragmentist" und Orientreisende, als einer der beiden Abgeordneten der Stadt München erwählt. Daß R. ihm ehdem die Reise mit General Graf Ostermann verschafft hatte, haben wir seinerzeit berichtet. Jetzt aber war es sicher nicht R.'s Verdienst, daß Fallmerayer's Name aus der Urne hervorging. Mochte auch — wir wissen es nicht — R. damals noch nicht im Besitze der Nachschrift jener schmählichen historischen

[1]) München 1848. In Commission bei Chr. Kaiser.

Vorträge Fallmerayer's sich befinden, von welchen wir weiter unten zu sprechen haben, so galt ihm doch der grotesk gewandte, satyrische und überartige Tyroler nicht als Mann des Vertrauens, wie unter Andrem folgende ergötzliche Stelle aus einem Briefe R.'s (1846) an Jodok Stülz beweist:

„Sie fragen mich über Fallmerayer: Ich sehe ihn öfters, lade ihn zu Frl. Linder und bei dieser fragte ich ihn jüngst: ‚Sie wissen, daß ich stets an Ihrem Christenthümle einigen Zweifel gehegt habe; nun soll ich mich, von Oesterreich her befragt, über Sie aussprechen; sagen Sie mir also selber: Was soll ich schreiben?' — ‚Schreiben Sie, daß ich ein guter Christ, ein Katholik, ein Tirolerkatholik bin!' — Ich: ‚Wie's im Katechismus steht?' — Er: ‚Wie's im Katechismus steht.' — Ich: ‚Das glaub ich nicht recht.'"

Es wurden Stimmen der Verwunderung laut, daß man den durch seine schriftlichen Stylübungen berühmten Abgeordneten der Haupt- und Residenzstadt München niemals unter den Rednern der Paulskirche finde. Ein Artikel der „Allg. Zeitung" gab Auskunft, ein heftiger Katarrh habe den Professor Fallmerayer für den Augenblick des „Metalls seiner Stimme" beraubt. Später zog F. mit dem Rumpfparlament nach Stuttgart, worüber R. im Senat einst die ernst ironische Aeußerung machte, ohne Zweifel sei der Collega durch Urlaub ermächtigt, so lang von seiner Professur wegzubleiben. (Bekanntlich war derselbe an Görres (!) Stelle zum Geschichtsprofessor ernannt worden; er hat es sich aber leicht gemacht und nicht Eine Vorlesung an der Hochschule gehalten.[1]) R.'s Aeußerung soll F. augenblicklich hinterbracht worden sein. Als dieser endlich nach München zurückgekehrt war, scherzte

[1]) Sieh übrigens in Beilage seine eigene Bankerott-Erklärung sowohl bezüglich der Professur als der parlamentarischen und literarischen Thätigkeit.

Ringseis bei einer zufälligen Begegnung: „Ei, Herr Collega, das freut mich, wahrzunehmen, daß das Metall Ihrer Stimme sich wieder hergestellt hat.“

Diese zwei Haupt- und Staatsverbrechen R.'s scheinen in F.'s Busen bei der vorhandenen Antipathie der Gesinnung einen unermeßlichen Groll entzündet zu haben; beim J. 1850 werden wir sehen, wie er demselben Luft gemacht.

Daß Ringseis auch 1848 und in den darauffolgenden Jahren ein Lieblingsgegenstand der Befehdung und Verhöhnung gewesen, erklärt sich aus seiner amtlichen Stellung, seiner Gesinnung, seiner scharfgezeichneten Persönlichkeit, welche dem Angriff und der Verzerrung mehr Ecken und Kanten bot als ein abgeschliffenes Alltagswesen. Hinter politisches, religiöses, wissenschaftliches Gegnerthum verschanzten sich aber häufig auch unlautere Motive: R.'s Aemter und Würden, Einkünfte und Nutznießungen wären Manchem unter den Angreifern willkommen gewesen für sich oder seine Kameraden. „Er soll abtreten,“ wurde ihm in Blättern einfach aufs Gewissen gebunden als so selbstverständlich, daß es nur wunderbar schien, wie ein so gänzlich Antiquirter nicht selber seine fernere Unmöglichkeit fühle. Ein Magistratsrath entblödete sich nicht zu erklären, er sehe nicht ein, warum Dr. Ringseis noch immer (!) auf seine Wohnung am Krankenhaus Ansprüche erhebe, er, der „überhaupt die Jetztzeit gar nicht zu begreifen scheine“. Natürlich um eine Amtswohnung inne zu haben — denn nur um die Wohnung handelte sich's in diesem Fall, nicht um das Amt, — war solch ein Begreifen unerläßlich. Obwohl R. gegen den unmanierlichen Herrn Magistratsrath Recht behielt, so hatte er doch wieder einmal der Welt Dank gekostet; den Seinigen sind die verschiedenen unwürdigen Neckereien und Zumuthungen jener

Tage ohne Zweifel peinlicher im Gedächtniß geblieben, als ihm selber.

An der Universität fehlte es nicht an Kampf. Zwar dürften die Konservativen im Professorenkörper die Mehrzahl gebildet haben, aber an der Spitze stund soeben ein Mann, welcher nicht die Kraft des Willens und der Selbstverläugnung noch die Klarheit der Einsicht besaß, die seine Stellung in solcher Zeit erfordert hätte. Wir erinnern uns lebhaft des allgemeinen Aufsehens, als eine Deputation der verrückt gewordenen Wiener Studentenschaft, an ihrer Spitze ein angeblicher Baron Lorney, in feierlichem Empfang in der Aula vom Rektor der Ludovico Maximilianea mit Gruß und Umarmung geehrt wurde, — vergeblich zupfte der Pedell, welcher den s. g. Baron scharf in's Aug gefaßt hatte, den Rektor Thiersch an der Toga und flüsterte ihm zu: „Magnificenz, das ist ja der E., der voriges Jahr hier relegirt worden ist, weil er silberne Löffel gestohlen hat.“ . . . Endlich fand er Gehör und die Feier löste sich in Verlegenheit auf, der angebliche Baron wurde dingfest gemacht, und ihres Hauptes beraubt trat die Deputation etwas minder hochtrabend, als sie gekommen war, ihren Rückzug an. Zufälligerweise traf sie am ersten Tag ihrer Heimreise an der Mittagsstation zusammen mit Ringseis und Guido Görres, die mit etlichen Familiengliedern einem heiteren Aufenthalt in Bad Adelholzen entgegenfuhren. Ringseis that nicht dergleichen, als wüßte er vom Vorgefallenen, über Politik wurden ganz sacht einige Reden getauscht, und als die zweierlei Gesellschaften in zwei Lauben Eines Wirthsgartens ihren Nachmittagskaffee tranken, trösteten sich die Studenten mit der hörbar ausgesprochenen Ueberzeugung, da droben, (wo Ringseis weilte,) regiere „der Zopf“.

Uebrigens herrschte im geselligen Verkehr ein nicht geringer Druck von Seite der Tyrannen des Freiheitsdurstes gegen alle jene doch so mannichfaltigen Richtungen, die sie unterschiedslos in den Einen verpönten „Zopf" zusammendrehten. Eines Gefühles von Bann und Aechtung sich zu erwehren, war damals bei vielen geselligen Zusammenkünften für Diejenigen schwer, welche dem Taumel nicht blindlings sich ergaben.

In besonders unliebsame Berührung mit revolutionslustigem Pöbel ist R. nicht gekommen. Zwar rief, als er einst durch einen Volkshaufen auf dem Sendlinger-Thorplatze schritt, hinter ihm eine Stimme: „Das ist auch so ein Zopf, so ein Reaktionär!" Alsbald aber nahm sich eine andre Stimme seiner an: „Nein, das ist ein braver Herr, dem darf nichts geschehn." Ein andermal, (am 25. März) ließ die Polizei ihn benachrichtigen, man höre von einer Katzenmusik, welche ihm gebracht werden solle. Die Jalousien wurden gegen Abend geschlossen und einige Vorkehrungen gegen etwa hereinfliegende Steine getroffen, aber die Erwartung, welcher die Jugend des Hauses nicht ohne Neugier sich hingab, erfüllte sich nicht. Erst als die Hausfrau, des Wartens müde, das Ohr auf's Kissen gelegt, vernahm sie ein leises Miau; sie fuhr empor, das Miau wiederholte sich, aber zart elegisch und dicht vor der Zimmerthür. Es war die Hauskatze, welche noch niemals die nächtliche Ruhe gestört hatte, der man aber heut in Erwartung eines wilderen Katzenkonzertes den Weg zum gewöhnlichen Nachtlager mochte versperrt haben. Hiebei hatte es sein Bewenden, sei es, daß die Polizei falsch berichtet gewesen, sei es, daß sie den Unfug verhindert habe.

„Stille, meine Herren, wir kommen am Krankenhaus vorüber," — so hörte Friederike nächtlicher Weile in ge-

bildeter Sprache eine Stimme rufen, als ein lärmender Haufe, der in jener Nacht einen Gendarmerieposten demolirte, nebenan auf der Landstraße gegen die Stadt hinzog, — es war offenkundig höhere Leitung vorhanden.

Um jene Zeit mag es gewesen sein, daß der Münchner-„Punsch“ sehr häufig satyrische Ausfälle gegen Ringseis brachte. Er und die Seinigen bekamen wenig davon zu Gesicht, Manches aber doch zu Gehör. Namentlich mußte sein Glaube an die Wirklichkeit ekstatischer Zustände, überhaupt an die Wechselwirkung einer mystischen Welt mit der unsrigen wohlfeilen Spott erdulden. Da wurde denn mit allerhand Veränderungen mehrmals die Nachricht aufgetischt: „Die Köchin des Herrn v. Ringseis hat schon wieder Blut geschwitzt.“ Nun war in Wirklichkeit die damalige Köchin in seinem Haus eine mächtig große, breite, plumpe Schwäbin von gesundem Verstand und originellem Wesen; Ueberspannungen waren ihr fremd. Diese brachte denn jedesmal vom Markte die Nachricht heim: „Jetz steh—n—ih schon wieder im Blättle! Jöttet, jöttet, noi', aber sind die Leut so schlecht!“ Man konnte jedoch bemerken, daß sie bei aller pflichtschuldigen Entrüstung nicht unempfindlich war für das schmeichelhafte Bewußtsein, als Gegenstand der öffentlichen Aufmerksamkeit gedruckt „im Blättle“ zu stehn und von den Marktweibern ihrer Bekanntschaft darum angerufen zu werden.

Der September des J. 1848 führte Ringseis zusammt den ord. Professoren Thiersch, Stadlbaur, Dollmann, v. Walther, dem außerord. Prof. Pettenkofer und dem Privatdozenten Quitzmann als Abgeordnete der Hochschule zum Congreß nach Jena, wo im Ganzen 74 Deputirte sämmtlicher deutschen Universitäten Beschlüsse fassen sollten über Anträge, welche

in Sachen dieser Lehrkörper an die Regierungen zu stellen seien. Berathenden Antheil erhielten alle Lehrer an Hochschulen, welche freiwillig erschienen; es waren deren 67. Ringseis kehrte von der Versammlung, welche vom 21. bis 24. d. M. dauerte, befriedigter zurück, die verständig Besonnenen hatten sich zahlreicher gezeigt, als er in jenen Tagen des Taumels zu hoffen gewagt. Schriftliche Aufzeichnungen haben wir nicht gefunden, wohl aber eine auf die Tage von Jena bezügliche Abwehr, welche R. bei späterem Anlaß für nöthig erachtete,[1]) es heißt darin:

Herr Dr. M. sagt in seinem Nekrolog auf v. Walther S. 66: „Fast alle älteren Celebritäten der in Jena versammelten Gelehrtenwelt fanden sich bei der Partei, welche jede Reform des Universitätswesens, wie es derzeit besteht und „jeden" Versuch, die ... Auswüchse zu beseitigen ... bekämpften. Das Universitätswesen in seiner jetzigen Gestalt schien dieser Partei über alle Kritik erhaben ꝛc."

Zur näheren Bezeichnung dessen, was diese „Partei" erhalten wissen wollte, heißt es:

„Er (v. Walther) war ja stets ein Gegner alles Studienzwanges, des vielen und endlosen Examinirens, und wollte den Universitäten gar gerne ihre alte Verfassung und frühere Freiheit verschaffen, welche sie vor den Karlsbaderbeschlüssen und ähnlichen polizeilichen Ausnahmsvorkehrungen besaßen." Ich frage Herrn Dr. A. M.: Verlangten irgend welche Deputirte in Jena den Studienzwang, das endlose Examiniren, und die Aufrechthaltung der Karlsbaderbeschlüsse? Welche waren es? Herr M. nenne sie. Die „offiziellen Protokolle" erweisen das Gegentheil. Den Studenten, Privatdocenten und außerord. Professoren wurde freilich nicht Alles bewilligt, was sie verlangten, die Studenten verlangten nicht weniger als ein Recht, im Senat mitzustimmen, und die Herren Privatdocenten zeigten große Lust, sich auf die Stühle der Professoren zu setzen. Man bewilligte jedoch fast einstimmig den Studenten und Privat-

[1]) Nr. 37 der „Neuen med. chir. Ztg." v. J. 1850.

docenten Rechte, die sie vor den Karlsbaderbeschlüssen nicht hatten. Offenbar kennt Herr M. weder die Universitätsverfassung, wie sie vor den Karlsbaderbeschlüssen war, noch selbst den Inhalt der Jenaerbeschlüsse. Welche Stirn gehört also dazu u. s. w.

Diese Abwehr gibt uns somit wenigstens in negativer Hinsicht einigen Aufschluß.

Auf den 2. bis 8. Oktbr. hatte die nach allen Seiten wellenschlagende Bewegung einen in München tagenden Congreß bayrischer Aerzte ins Leben gerufen. Um etwa 20 abstimmende Deputirte der Kreise gruppirten sich die andren erschienenen Aerzte zur Berathung. Mochte auch die Anregung vielleicht mit von revolutionärer Seite kommen, so war doch zu hoffen, daß wenn die Besonnenen nicht versäumten, thätigen Antheil zu nehmen, so Manches verwirklicht werden könne, was Gutmeinende, und nicht am mindesten Ringseis, in den früheren Verhältnissen vergeblich angestrebt hatten. Er kam daher nicht nur als Referent am Ministerium dem Congresse freundlich entgegen, sondern nahm als einfach berathendes, nur eben vorzugsweise sachkundiges und geschäftserfahrnes Mitglied der Versammlung an ihren Verhandlungen mit einer Wärme und Herzlichkeit Theil, für welche ihm schon im Verlauf derselben eben so herzlich und warm gedankt wurde.

Diese Verhandlungen betrafen Aenderungen erstens im ärztlichen Studienwesen, wobei mit Rücksicht zu nehmen war auf die allerdings noch nicht endgültig entscheidenden Jenaerbeschlüsse, — zweitens im amtlichen Medizinalwesen. Hierüber nur Folgendes: Anstatt des bisherigen Obermedizinal-Ausschusses wünschten Einige ein eigens bestalltes Obermedizinal-Kollegium. Ringseis meinte, ein solches Kollegium, dessen Glieder zu nichts Andrem be-

rufen seien, würde sich künstlich Geschäfte machen und der Vielregiererei kein Ende sein.[1]) Im Geiste der Zeit schien ihm zu liegen, daß den unteren Stellen mehr Kompetenzen ertheilt werden; in England habe man darum gar keine oberste Medizinalbehörde, weil in den unteren fast Alles ausgeglichen werde. Auch machte er aufmerksam auf die Nothwendigkeit, den Zusammenhang der medizinischen Angelegenheiten mit so vielen andren Zweigen der Gesammtverwaltung zu berücksichtigen und betonte, daß darum ein oberärztliches Colleg nicht ohne Beiziehung von Justizbeamten bestehen und endgültig entscheiden könne. Auch die Juristen, wurde ihm entgegnet, fielen, wenn sie Gesetzbücher emanirten, bedeutend ins medizinische Gebiet, man wüßte aber nicht, daß die Medizinalbehörden je gefragt worden seien, sonst würden die vielen Mißstände bei Kriminalfällen nicht möglich sein. Das bestätige seine Anschauung, erwiderte Ringseis; immer sei es gefehlt, wenn in Angelegenheiten gemischter Natur Eine Behörde oder die Männer Eines Faches einseitig entscheiden, ohne die des mitbetheiligten Faches zu Rath zu ziehen.

Die dritte Haupt-Angelegenheit des Congresses betraf die Verhältnisse der praktischen Aerzte. Ringseis erklärte, die völlige und unbedingte Freigabe der Praxis, die auch er im Prinzip wünschen müsse und die vielleicht später zu ermöglichen sei, würde für's Erste eine schreckliche Verwirrung herbeiführen:

Wo gibt es in der ganzen Geschichte, die ich zu kennen meine, einen Staat, der nicht eine unter früheren Verhältnissen bewilligte Freiheit einschränken gemußt? Darum halte ich dafür, daß der Staat, wo aus der . . . größeren Freiheit Nach-

---

1) Auch v. Walther verwahrte sich gegen endgültig entscheidende Kollegien; er begehre nicht von Aerzten regiert zu werden.

theile entstehen ..., diese Freiheit wenigstens zeitweise beschränken müsse.

Sein Wort fand anhaltenden Beifall und da eine andre Stimme gleichfalls sich aussprach, jetzt müßte durch die Freiheit völlige Anarchie eintreten, bekräftigte Ringseis, der so langjährigen Einblick in die Verhältnisse hatte: „Eine völlige Völkerwanderung der Aerzte würde es werden.“ —

Als die Verhandlungen zum Abschlusse neigten, wurde als transitorische Bestimmung beantragt, es solle sogleich das K. Ministerium des Innern gebeten werden, Ringseis schon jetzt das Referat in Medizinal-Angelegenheiten und die Vorschläge in Anstellungssachen womöglich ausschließlich zu übertragen; wenn diese Bitte nicht gestellt werde, so könne möglicherweise das ganze Resultat des Congresses daran scheitern, daß ein Nichtarzt darüber zu entscheiden hätte. Daß Ringseis das Personal-Referat vor etwa sieben Jahren war abgenommen worden, haben wir früher erwähnt; was ihm etwa sonst noch Hinderndes im Wege gelegen, vermögen wir nicht näher zu bezeichnen, schließen es nur im Allgemeinen aus den Worten des Antragstellers (Dr. Eichhorn):

„Bei dem vielen Angenehmen, was ich in München erfahren, ... hat es mich mit tiefer Trauer erfüllt, zu hören, welch eine Stellung Herr Geheimrath v. Ringseis bisher am Ministerium gehabt und es that mir das Herz weh, als ich es erfuhr.“

Die Versammlung erhob sich und stimmte dem Antrage bei; elf Monate später noch betont eine Stimme in der „Allg. Ztg.“ [1]) die Nothwendigkeit, auf obigem Begehren zu bestehn:

---

[1]) Beilage zu Nr. 356, Dez. 1848.

„Soviel dieser Mann auch in politischer und wissenschaftlicher Beziehung seit lange und von den verschiedensten Seiten her angefeindet war, so ist doch das Vertrauen auf seine Kenntnisse und seinen redlichen Willen, welches ihm die Congreßmitglieder zu verschiedenen Malen aussprachen, in so entschiedener Weise zu Tage getreten, daß es Pflicht des Ausschusses erscheint, diesem Wunsche des Congresses . . . bei der allerhöchsten Stelle einen sich stets erneuernden, nicht nachlassenden Ausdruck zu geben.“

Was in jener Zeit besondre Anerkennung verdiente, hob auch Ringseis in seiner Dank-Antwort auf obige Vertrauens-Bezeugung hervor: Die Besonnenheit und Mäßigung, welche seine Mitbrüder in Kunst und Wissenschaft bei größtem Eifer und größter Geduld an den Tag gelegt, um den Grund- und Aufriß eines architektonischen Werkes für das Medizinalwesen zu fördern.

Es wird uns erzählt, daß Ringseis, wahrscheinlich im Privatgespräch, den versammelten Aerzten den Rath gegeben, sie möchten trachten, daß Einer aus ihnen in die zweite Kammer gewählt werde, um dort ihre Interessen verfechten zu können. In der That finden wir schon im J. 1850 den Kantonsarzt, nachmals Medizinalrath Heine als Abgeordneten. Von einem andren Arzt, welcher ebenfalls gewählt worden, wurde gesagt, er sei so links, daß man im Saal der Abgeordneten für ihn links hinaus werde ein Loch brechen müssen. —

Bevor der Congreß sich auflöste, setzte derselbe einen ständigen Ausschuß ein mit der Bestimmung, die gefaßten Beschlüsse als Wünsche des ärztlichen Standes den Behörden gegenüber zu vertreten, zugleich aber auch dasjenige, was der Congreß in den acht Tagen seines Daseins nur summarisch hatte bestimmen können, ausarbeitend zu ergänzen.

Als vor Schluß der Versammlung ihr I. Vorsitzender (Dr. Dietz) die in solchem Fall üblichen Dank-

sagungen an die verschiedenen Helfer und Gönner abstattete, lautete diejenige an Ringseis also:

„Weiter müssen wir danken vor Allen seines Gleichen dem hochverehrten Manne, der sich gegenwärtig noch uns gegenüber befindet.“ (Die Versammlung erhob sich.) „Er hat seine Bestrebungen so identifizirt mit den unsrigen, und wir glauben auf seine unermüdliche Thätigkeit so entschiedenes Vertrauen hegen zu dürfen, daß hier der wirkliche Culminationspunkt und Gipfel unsrer Hoffnungen ruht.“

Ringseis hatte also aus Anlaß dieses Congresses in stürmischer Zeit überraschend viel Freude und Ehre in herzlichen Zeichen der Liebe und Anerkennung geerndtet. Das Personalreferat wurde in der That ihm wiederum übergeben und verblieb ihm bis zum J. 1852. (Sieh bei diesem Jahr.) Ueber weitere Aenderungen bezüglich seines amtlichen Wirkens vermögen wir nicht Aufschluß zu geben.

3. Vertheidigung der barmherzigen Schwestern.

Da ein besonderer Zorn der „Gesinnungstüchtigen“ allem Kirchlichen galt, so richteten Einige derselben ihre Sturmböcke auch gegen jenen wohlthätigen Orden, welcher die Krankenpflege mit so großer Selbstaufopferung versieht, und nachdem ein Artikel in der k. k. privilegirten Salzburger-Zeitung eine Reihe angeblicher Gebrechen im Krankendienste des Ordens namhaft gemacht hatte, fand Ringseis sich veranlaßt, diesen öffentlich zu vertheidigen in einem Aufsatze: Die barmherzigen Schwestern und ihre Schmäher[1]). Einen Theil der aufgestellten Behauptungen erklärte er für offenkundig ganz falsch, der andre gleiche der Wahrheit wie die Affenfratze dem Antlitze des Menschen. Ungeheuer schwierig und fast nur ein

[1]) Bei Chr. Kaiser in München; auch im 22. Bd. der Hist. pol. Bl.

Glücksspiel sei es, für eine **kleine** Kranken-Anstalt, aber völlig unmöglich, für eine große die nöthige Zahl tüchtiger **weltlicher** Wärter zu finden. Um die von ihm aufgeführten Zeugnisse zu Ungunsten der Letzteren und zu Gunsten der geistlichen Pflegerinen zusammenzustellen, schalten wir das Bezügliche aus späteren Aufsätzen und mündlichen Aeußerungen hier und in Beilage mit ein.

Der treffliche **Percy**, unter Napoleon Vorstand des ganzen Militär-Medizinalwesens in Frankreich, sagt:[1])

„Der größte Theil der weltlichen Wärter ist ohne Sitten, ohne Grundsätze, ohne Mitleid, nur durch Hunger, Elend oder Mangel eines andren Erwerbszweiges dahingebracht, dieß Geschäft zu ergreifen; diese Wärter mißhandeln oder vernachlässigen die Kranken, von denen sie im Leben oder Tod nichts zu hoffen haben, schmeicheln aber jenen, bei welchen sie eine Uhr oder Geld wissen; **jedoch war gerade bei den letztern die Sterblichkeit größer als bei den Armen.**“

Dann:[2])

„Um den Betrug dieser Wärter zu verhindern, gab man den Befehl, den zu Verbänden nöthigen Branntwein zu färben, oder mit Brechweinstein zu vermischen.“

In **Kuranda's** Grenzboten v. J. 1847[3]) heißen die Wärterinen im **Wiener** allgemeinen Krankenhause:

„Magdalenen, die auch im Krankendienste um Liebhaber werben, die armen Kranken, die ihnen nicht Geschenke geben, vernachlässigen, sie bedrohen, einschüchtern, ja auf berechnete Weise reizen und quälen, mit Viktualien, Kaffee, Wein, Bier, Weißbrod, verbotenen Speisen Handel treiben.“[4])

---

1) Dictionnaire des sciences médicales, Bd. 24, S. 499.

2) A. a. O., S. 500.

3) S. 453—557.

4) **Anm. der Schreib.** Jüngst noch (1883) hat ein im Uebrigen modern gesinnter Pariser Arzt Bericht erstattet über Bacchanalien, welche die weltlichen Wärter eines dortigen Spitals in den Sälen und Angesichts der unglücklichen Kranken abgehalten. Bekanntlich hat auch dort der Culturkampf die Orden vertrieben.

Ringseis fügt hier bei:

Nicht bloß mit Viktualien handeln Lohnwärter, sondern selbst mit Arzneien, z. B. mit China, deren fieberstillende Wirkung sie kennen, und die sie den Kranken gegen Belohnung verabreichen, ohne Geschenke aber verweigern; so wie sie dagegen unruhige Kranke mit großen Gaben von Opium betäuben, um selbst nicht im Schlafe beunruhigt zu werden.

Dergleichen Unfug ist um so schwerer zu entdecken, wenn, was so häufig der Fall ist, weibliche Wärter in ein vertrautes Verhältniß mit Assistenten getreten. Eine ehemalige Wärterin an einer Krankenanstalt hatte die Frechheit, in meiner Gegenwart zu erzählen, wie sie ordinirende Aerzte und Assistenten belogen und getäuscht, mit Kranken und Andern Liebeshändel angefangen, die Nächte mit Schlafen oder Liebesbriefschreiben &c. zugebracht, bei ihrem Austritt aus dem Krankenhause aber gleichwohl ein treffliches Zeugniß erhalten habe.

Schon bei meinem einjährigen Aufenthalt im Wiener Krankenhause im J. 1812 bis 13 hörte ich diese Klagen und in der Charite in Berlin, wo ich mich gleichfalls ein ganzes Jahr aufhielt, waren die des geheimen Rathes Horn über die Nichtswürdigkeit der Wärter ein ständiger täglicher Artikel.

Ohne Zweifel war es der Sohn des eben Genannten, welchen R. an andrem Orte zitirt:

Dr. Ernst Horn, zweiter Arzt des königl. Charitekrankenhauses, sagt in der Rechenschaft über seine zwölfjährige Dienstführung:

„Das Charitekrankenhaus war, so lange ich ihm diente, mit schlechten Krankenwärtern und Wärterinen versehen. Diese Thatsache steht leider über jeden Zweifel fest, sie ist von der Behörde anerkannt, von den Aerzten und namentlich von mir unaufhörlich, laut und öffentlich beklagt, von allen Offizianten der Anstalt gekannt, von vielen tausend Kranken, die hier entlassen sind, gefühlt und bezeugt.“

Auch in dem Jahresbericht über das Nürnberger Spital klagen die Aerzte über

die große Schwierigkeit, tüchtige Wärter zu bekommen, über die Nachlässigkeit, Rohheit, Widerspenstigkeit der meisten.

Was sind gegen solche, in jedem großen, von Lohnwärtern bedienten Spitale unvermeidliche Gräuel alle den barmherzigen Schwestern vorgeworfene Gebrechen, selbst wenn sie, was keineswegs der Fall ist, in Wahrheit gegründet wären? ...

Nachdem Ringseis hier Chaptal's und Percy's Lob der barmherzigen Schwestern angeführt hat,[1]) fährt er fort:

So die Franzosen, die zuverlässig nicht die letzten in der Erkenntniß und Anwendung dessen, was nützlich und praktisch[2]). Und war es denn etwas Anderes als die wiederholte Erfahrung einerseits von der Untüchtigkeit aller Arten gedungener Wärter, und andererseits von dem unvergleichlichen Vorzug der aus christlicher Liebe dienenden, wodurch auch die Protestanten sich veranlaßt fanden, ein dem Orden der barmherzigen Schwestern verwandtes Institut, die Diakonissinen für den Dienst der Kranken zu gründen?

An Horn d. J. in Berlin stellte R. die Frage, wie derselbe mit den Diakonissen zufrieden sei. „Sehr zufrieden," erwiderte Horn, „aber Ihren barmherzigen Schwestern kommen sie nicht gleich."

Da die Unterordnung der Schwestern unter eine eigene Oberin als Mißstand war dargestellt worden, bemerkte Ringseis, die Schwestern haben die Verbindlichkeit, den Aerzten zu gehorchen bezüglich auf Darreichung der Speisen, Getränke, Arzneien, Wäsche, und ihnen über das Befinden der Kranken Bericht zu erstatten; was habe der Arzt Andres zu wünschen? Das Gerede, daß die Münchner Schwestern durch Widersetzlichkeit die Unzufriedenheit aller Aerzte erregt habe, trage das Brandmal seiner Nichtigkeit an der Stirne; waren alle Aerzte, alle weltlichen und

[1]) Sieh Beilage.

[2]) Deutsche Zeugnisse, meist von Protestanten und sonst der günstigen Voreingenommenheit unverdächtigen Männern, s. in Beilage.

geistlichen Vorstände so feig, so gewissenlos oder ohnmächtig, den Unfug einer in solchem Widerspruch mit ihrem Zweck handelnden Genossenschaft Jahre lang zu dulden?

Unwahr ist, daß die Schwestern die physikalischen Untersuchungen hinderten; auf allen drei Abtheilungen geschahen und geschehen dergleichen. Unwahr, daß die Schwestern die Kranken beredeten, ihre Leiden zu verheimlichen. Unwahr, weil unmöglich, daß sie der Ablieferung der Leichen auf die Anatomie ein Hinderniß legten. Unwahr und elender Klatsch war und ist es, daß sie die Protestanten zurücksetzten. Unwahr, daß sie für Tochteranstalten sparten; da wie die Mutter=, so auch jede Tochteranstalt durch die betreffenden Gemeinden erhalten werden muß. Unwahr, daß (... gewisse Leistungen ...) nur weltlichen Wärtern obliegen, denn dies geschieht nur bei männlichen Kranken. Unwahr auch, daß dadurch die Kosten des Krankendienstes vermehrt werden; dieser Dienst kostet jetzt fast ein Drittel weniger, als der Dienst durch weltliche Wärter. Unwahr, daß viele weltliche Wärter unter der Last ihrer Geschäfte zu Grunde gehen. Unwahr, daß die Reinlichkeit und Nettigkeit im Spitale zu München eben so groß gewesen vor Eintritt der barmherzigen Schwestern, als gegenwärtig. Vor ihrem Eintritt waren Hunderttausende von Wanzen im Spitale, und Niemand findet jetzt auch nur eine.[1]) Unwahr, daß man die Rekonvaleszenten zu schädlichem Fasten veranlaßte...[2]) Unwahr, daß die Oberin gewöhnlich eine Hochadeliche. Die vier bisherigen Oberinen im Münchener Spitale waren aus dem Bürger= und Bauernstande. Unwahr ist, daß die Zahl der Kranken sich verminderte; sie vermehrte sich vielmehr um zweitausend des Jahres. Unwahr, daß alle Ordi=

---

[1]) Vgl. die Erzählung auf S. 87. Als ein angesehener Wiener Spitalarzt durch Ringseis erfuhr, daß die unermüdliche Reinlichkeit der Schwestern über diese Plage Herr geworden, erwiderte er: „Ich stimmte gegen die Einführung der Schwestern in unserm „Spitale; hätte ich gewußt, daß sie die Wanzen zu vertreiben ver„mögen, so hätte ich schon darum für sie gestimmt."

[2]) Nur einige minder schwer Kranke waren zum Nüchternbleiben vor Empfang des heiligen Abendmahles aufgefordert worden.

nirenden unzufrieden waren und daß der geheime Rath v. Walther deßwegen aus dem Spitale getreten.

Derselbe sagt vielmehr in einer lithographirten Abhandlung v. J. 1835, also kurz vor seinem Austritte, Seite 8, Ziffer 4:

„Durch Einführung des Ordens der barmherzigen Schwestern ward dem Krankenhause eine große Wohlthat zu Theil bezüglich auf bessere, liebreichere Krankenpflege und Sittlichkeit ꝛc.“

Lächerlich (fährt R. fort) ist die Behauptung, daß in einem von Schwestern bedienten Spitale sich keine großen Aerzte sollen bilden können, und bis zum Herzbrechen rührend das Mitleid der Berichterstatter mit den angeblich unglücklich gewordenen jungen Aerzten und den weltlichen Wärtern, die unter den großen, ihnen aufgebürdeten Lasten erlegen sein sollen, während dieselben Berichterstatter keine Spur von Mitleid oder der allergewöhnlichsten Billigkeit zeigen für die armen Schwestern, von denen seit zwölf Jahren mehr als sechzig in München allein als Opfer ihrer Berufstreue gestorben.[1] Was soll man vollends gegenüber den oben angeführten Thatsachen und Schilderungen der weltlichen Wärter sagen zur Behauptung, daß diese an Uneigennützigkeit, Aufmerksamkeit, Pünktlichkeit, Zuverlässigkeit die Schwestern weit übertreffen? Risum teneatis amici. Wo machten denn die drei Referenten in der Beilage der Salzburger Zeitung ihre Beobachtungen über die Vortrefflichkeit der weltlichen Wärter? ... Hatten sie weder Ohr noch Auge für die oben genannten Vergehen und Verbrechen derselben? Es ist wahr, diese Wärter quälten die armen Kranken keineswegs mit Beten, Fasten und Heiligenbilder-Auflegen und entschädigten sie dadurch vollkommen.

Mängelfrei ist hienieden nichts Menschliches. Von vornherein war es überdieß begreiflich, daß in einer zahlreichen, mit Ausnahme der zwei Vorsteherinen ganz neu zusammengesetzten Schwestern-Gesellschaft, wie es die zu München war, wo man bei der Auswahl der neuen

---

1) Vgl. S. 85 f.

Mitglieder anfangs nicht so streng sein konnte als später, nicht Alle gleich einsichtig, geschickt und willig, Alle aber ohne Erfahrung und Uebung waren.

Der Unterzeichnete mit seinen Assistenten hatte aber tausendmal weniger Anlaß, den Schwestern eine Erinnerung zu machen, als den weltlichen Wärtern. Wünschte er etwas geändert, so erklärte er es den Schwestern, im Nothfalle der Oberin und fand stets willige Abhülfe.... Nur einmal fand er nöthig, um Entfernung einer Schwester aus seinen Sälen zu bitten; sie ward sogleich entfernt, und nachher ganz aus dem Orden entlassen.[1])

Es gab wohl hie und da einen Unterarzt, der den selbst gegen gemeine Mägde unschicklichen rohen, befehlshaberischen Ton auch gegen die Schwestern fortsetzen wollte, ihnen kein freundliches Wort gönnte und verlangte, dieselben sollen seinen Willen errathen, der lieber allen Aussagen böswilliger Kranken gegen die Schwestern, als deren Versicherungen traute. Referent stellte öfters Kranke und Schwestern, sowie diese und Assistenten einander gegenüber, und fast ohne Ausnahme war das Recht auf Seite der Schwestern.

Wahr ist auch, daß die Unterwärterinen öfters wechselten; das ist aber nöthig, um alle Zweige und Arten des Dienstes kennen zu lernen. Berichterstatter hatte seine Oberwärterinen meistens drei bis sechs Jahre, bis sie erkrankten und starben oder in Tochter-Anstalten, wo mau Erfahrene braucht, als Oberinen eingesetzt wurden. Wie die Kranken, die ja noch viel schneller wechseln, darunter leiden sollen, ist nicht einzusehen, wenn die neue Wärterin so tüchtig, als die vorige. Der Wechsel könnte nur dem Ordinirenden und nur dann unlieb sein, wenn er statt einer Tüchtigen eine minder Tüchtige bekäme, in welchem Falle aber der Vortheil auf Seite derjenigen Kranken, welche

[1]) Die betreffende Schwester hatte nur durch Legen eines Senfteiges sich eine Eigenwilligkeit zu Schulden kommen lassen und dem vom Ordinarius ihr gemachten Vorhalt dann ihre kleine „Erfahrung“ entgegenzuhalten versucht; aber so wenig Spaß verstund Ringseis, daß er sie auf das Strengste anherrschte und wie oben gemeldet verfuhr.

die Tüchtigere bekämen. Der übrigens nur ein wenig Nachdenkende findet gewiß mehrere Gründe, aus denen es in der Regel nicht zweckmäßig ist, dieselbe Schwester immer im Dienste derselben Abtheilung zu lassen....

Daß nicht etwa die Münchner Schwestern hinter ihren auswärtigen Ordensgenossinen zurückblieben, vielmehr das Münchner Spital in Bezug auf Reinlichkeit, Verköstigung, Bekleidung, Pflege und Oekonomie in ganz Deutschland und darüber hinaus sich auszeichnete, haben besuchende Aerzte in der Oeffentlichkeit bezeugt. Sollten Uebelstände sich einschleichen, (etwa durch mißverstandene Frömmigkeit oder falsch angewendete Sparsamkeit, zu welch Letzterer das Bewußtsein persönlicher Uneigennützigkeit die Schwestern zu Gunsten des Ordens etwa verführen könnte,) so ist es am Arzt, Abhülfe zu schaffen.

Vor etlichen Jahren reiste die Wittwe des Philosophen Hegel, selbst Vorsteherin einer Privatkrankenanstalt in Berlin, nach München ausdrücklich zu dem Zweck, den Krankendienst der barmherzigen Schwestern kennen zu lernen. Sie brachte sechs Wochen von 6 Uhr Morgens bis 8 Uhr Abends im Spitale zu, und nahm Einsicht von allen Zweigen des Dienstes, und von Küche, Keller und Garten. Am Tage vor ihrer Abreise von mir gebeten, aufrichtig zu sagen, was sie zu rügen habe, sprach diese, mit den Aufgaben des Krankendienstes aus Erfahrung bekannte und für diesen Beruf begeisterte Frau mit dem größten Lobe von der Anstalt in München, und was rügte sie? Nur: daß man zum Trinken nicht für jeden Kranken ein besonderes Becherchen hatte.[1])

Zum Schluß. Wir Deutsche waren seit Ludwig XIV., besonders seit den letzten Jahrzehnten, in vielen schlimmen Dingen, auf höchst unrühmliche Weise die Affen der Franzosen.

---

1) Anm. der Schreib. Auch die erste Vorsteherin von Bethanien zu Berlin, eine Gräfin Rantzau, hat zu gleichem Zweck einige Wochen im Münchener Krankenhause zugebracht und ihre Bewunderung bezeugt.

Warum sträuben wir uns gar so hartnäckig, eines der wohlthätigsten Geschenke, das sie durch den hl. Vinzenz von Paul der Welt gegeben, aus ihren Händen zu nehmen?

München, den 10. September 1848.

Dr. v. Ringseis.

Die soeben erwähnte Wittwe des Philosophen Hegel, geborne v. Tucher aus Nürnberg, erzählte Ringseis, daß sie in Berlin mit andren wohlgesinnten Frauen unter Leitung Goßner's, des Separatisten, (s. 6. Kap.) ein Privatkrankenhaus unternommen, und da so Manches nicht nach Wunsch gehen wollte, ihr Goßner gesagt habe, „Gehn Sie in meine Heimath Bayern und sehen Sie sich Verfassung und Wirksamkeit der barmherzigen Schwestern an!" Und so war sie seinem Rathe gefolgt. „Hier ist freilich etwas," sagte sie zu R., „was wir trotz aufrichtigen Willens niemals erreichen werden, nämlich die Unterordnung. Bei uns sind lauter vortreffliche, gutmeinende Frauen beisammen, aber Jede von uns hat ihre eigene Anschauung, die sie zur Geltung bringen möchte, Jede von uns will mit dareinreden und mitregieren." — Ringseis frug sie bei dieser Gelegenheit, ob Goßner geheirathet habe. „Wie können Sie also fragen?" erwiderte Frau v. Hegel, „Sie wissen doch besser als ich, daß Ihre Priester nicht heirathen dürfen." Also hielt Goßner an der Idee des Priesterthumes fest, obschon er, wie sein Biograph Dalton berichtet, schon 1826 das Abendmahl von und mit Protestanten genommen? Uebrigens versicherte Frau v. Hegel, daß Niemand auf sie und ihre Genossinen so belebend wirke wie Goßner; wenn der Muth ihnen sinke, erhebe und stärke seine Ansprache sie immer aufs Neue.



Zweiundzwanzigstes Kapitel.

1849 und 1850.

1. 1849. Fackelzug dem König. Eine Antwort für Ungeduldige; häufiger Ministerwechsel. Nochmal die Gegner der barmherzigen Schwestern. Ein Schulkamerad L. Napoleons; Wanderung an den Boden- und Zürchersee.

Als im Febr. 1849 die Majorität unsrer radikalen zweiten Kammer in feierlicher Abstimmung die Monarchie aus der Adresse gestrichen, befand Ringseis sich bei der Deputation des Vereins für konstitutionelle Monarchie und religiöse Freiheit, welche bei König Max II. um die Erlaubniß nachsuchte, Sr. Majestät und der in der Kammer gestrichenen Monarchie einen Fackelzug bringen zu dürfen. Am Abend nach dem Beschluß fand zum Aerger der Revolution dieser Fackelzug statt, glänzend und zahlreich wie keiner seit Menschengedenken.[1]) Wir erinnern uns, daß am Nachmittag noch in Augsburg an Fackeln mußte aufgekauft werden, was zu haben war, weil der Münchner Vorrath nicht mehr reichte. Der Fackelzug wurde zwar, wie Ringseis 17 Jahre später[2]) sich ausgedrückt hat, „mit dem üblichen Weltdank belohnt", doch vom Augenblick dieser Kundgebung an b r a ch e n sich die hochgehenden Wogen der Revolution.

---

1) S. Hist. pol. Bl. Bd. 29, S. 575.

2) Bei Eröffnung des katholischen Kasino in München.

In jener aufgeregten Zeit machte auch unter den Wohlmeinenden vielfach eine stürmische Hast und Ungeduld sich geltend, die ohne genügende Kenntniß des Geschäftsganges und der obwaltenden Schwierigkeiten alle geplanten Verbesserungen in kürzester Frist wollte vollzogen sehn. Aerzte z. B., welche den Willen darlegten, Ringseis gerecht zu sein, meinten doch, es fehle ihm, der sich außer den Feldern der Naturwissenschaften auch in andern beschäftige, an Kraft, Lust oder Muße, den umfassenden Forderungen an einen Medizinalreferenten ganz zu genügen. Er aber hatte mit so rüstigem Eifer gearbeitet, daß er z. B. den Pensionsverein betreffend die Eingabe des ärztlichen Ausschusses, die er am 12. Febr. erhalten, 3 Tage darauf zur Uebergabe an das Handels-Ministerium beantragt hatte, nach ihrer Rückkehr von da unter mehrseitiger Besprechung mit einschlägigen Referenten genau nur einen Monat und einen Tag in seinem Referat behielt. Wenn sie trotzdem zu Anfang August noch nicht erledigt war, so lag das nicht an ihm.

Bezüglich auf sonstige Beschlüsse des ärztlichen Kongresses lassen wir ihn selber reden:[1])

Da dem Medizinalreferenten ebenso wenig als dem ärztlichen Kongresse die Souveränetät, Infallibilität und Unverantwortlichkeit des Frankfurter Reichstags inwohnt: so mußten der Natur und Wichtigkeit der Sache und dem entsprechenden Geschäftsgange gemäß die Anträge und Beschlüsse des Kongresses den einzelnen Regierungen und ihren Medizinalausschüssen zum Gutachten mitgetheilt werden . . .

Erst den 25. April d. J. wurden die letzten Regierungs- und Medizinalausschuß-Gutachten meinem Referat übergeben. Dieß ist begreiflicherweise nicht zur Kenntniß des Korrespondenten gekommen, wohl ebensowenig, daß um diese Zeit Referent durch eine lebensgefährliche von häufigen und langwierigen Ohnmachten

[1]) Sieh Nr. 34 d. N. med. chir. Ztg., Beilage.

begleitete Lungen- und Rippenfellentzündung und ihre Folgen $2^1/_2$ Monate in seinem ordentlichen Dienste gehemmt ward.[1])

Wenn nun den einzelnen Regierungen trotz Mahnungen 3—6 Monate zum Gutachten über die bloßen Kongreßbeschlüsse gewährt werden mußten: gönnt man dem Ministerialreferenten nicht die niedrigste von den Regierungen verwendete Zeitfrist zur Zusammenstellung, Vergleichung und Begutachtung der Kongreßanträge und der 16 Medizinalausschuß- und Regierungs-Gutachten, sowie der gegen die Kongreßbeschlüsse eingereichten Beschwerden von Badern, Chirurgen, Apothekern und Aerzten, die zur freien Praxis noch nicht befugt sind und wodurch neue Korrespondenzen und Erhebungen nothwendig werden?[2])

Ref. ist seit mehr als 6 Wochen fertig mit der schriftlichen Sammlung und Ordnung alles ihm auf amtlichem und literarischem Wege zugekommenen Materiales.

Auf die Frage, warum gleichwohl keine Sylbe von Vorträgen im Obermedizinal-Ausschusse, noch weniger von Anträgen an das Ministerium, oder von an die Kammern zu bringenden Gesetzesvorschlägen verlaute, antwortet Ringseis:

Nicht etwa bloß weil Rf. seit 4 Wochen außer den laufenden Geschäften täglich 2 bis 4 Sitzungen beizuwohnen hatte, sondern weil er bei den abweichenden Ansichten trotz anhaltendem Nachdenken noch nicht im Stande war, sich über alle Hauptpunkte der Kongreßbeschlüsse eine ganz feste Ansicht als Grundlage seiner eigenen Anträge zu bilden und um so lieber Muße zur ferneren Ueberlegung sich gönnte, als selbst im Falle,

---

[1]) Anm. der Schreib. Es ist dies eine zweite Lungen-Entzündung, nicht so heftig wie die vom Winter 1840/41; doch meinte der Arzt, ein drittesmal dürfte die Lunge nicht heimgesucht werden.

[2]) In Anmerkung sagt Ringseis: „Während von einer Seite über Zögerung geklagt wird, stellte man auf der andern das Begehren, die Regierungs- und Med.-Ausschußgutachten vor Erledigung im Ministerium den ärztlichen Vereinen zur Einsicht mitzutheilen. Welche viel größere Verzögerung wäre dadurch unvermeidlich geworden!“ (Gegen einen ähnlich unausführbaren Vorschlag, welcher den Geschäftsgang zum schleppendsten in der Welt hätte machen müssen, hatte Ringseis schon auf dem Kongreß sich verwahrt.)

der Obermedizinalausschuß wäre längst schlüssig, die nothwendige Berathung der Anträge desselben in Gesammt=Ministerialrathssitzungen unter den bisherigen Verhältnissen doch nicht zu erwarten gewesen wäre.

Wie denn? Der Korrespondent war so billig, einzugestehen, daß durch die großen politischen Zeitereignisse das Ministerium wohl bisher gehindert war, seine Aufmerksamkeit den Interessen einzelner Stände zuzuwenden, meint aber, daß nach eingetretener Ruhe und Ordnung dies gegenwärtig nicht mehr der Fall sey. Korrespondent glaubt also diesen Zeitpunkt der „Ruhe und Ordnung" schon wirklich vorhanden? Nicht vielmehr, daß alle Thätigkeit der Ministerien fortwährend in Anspruch genommen und verschlungen werde: 1) zum Zwecke der Selbsterhaltung des bayerischen Volkes und Landes wie früher den Einerleiheitsbestrebungen der Mehrheit des Reichstages, so jetzt gegenüber dem großmächtigen Appetite von Preußen, und 2) durch Entwerfung und Berathung einer großen Menge allgemeiner, auf alle Stände bezüglicher Gesetzesvorlagen für den bevorstehenden Landtag? Bekanntlich verbietet ja schon die frühere, noch mehr aber die jüngste abgeänderte Redaktion unserer Verfassung jede Rücksicht auf besondere Stände; künftig gibt es keine Ständeversammlung.

Nicht wenig erschwert und verlangsamt wurden damals alle Geschäfte durch den beständigen Wechsel der Minister — das Ministerium des Innern hatte in dreiviertel Jahren den fünften! — Den einen und andren derselben hat Ringseis gar nicht zu Gesicht bekommen; denn bevor er dazu gelangen konnte, seine Aufwartung zu machen, war Banquo's Stuhl — zwar nicht leer, aber durch eine andre, ebenso geisterhaft verschwindende Erscheinung besetzt. Dazu kam noch ein häufiger Wechsel der Referenten der einzelnen Fächer, und doch stund ja das medizinische Referat in Beziehung zu jedwedem andren und bezweckten die Reformanträge nichts Geringeres als die Reorganisation des Medizinalwesens in allen seinen Gebieten.

Korrespondent spricht von Anträgen, welche (durch mich?) an die Kammern hätten gebracht werden sollen. An welche Kammerversammlung? Die vorige trübseligen Angedenkens? Diese gelangte ja gar nicht bis zum Anfange der Verhandlung über irgend einen der eingebrachten Gesetzesvorschläge. Und die nächst bevorstehende ist ja noch nicht beisammen. Und welche Anträge?

Ja, welche Anträge, das zu erörtern hatten die Ungeduldigen vergessen. Die Einen waren wirklich gestellt worden, andre war es nicht Ringseis' Sache zu stellen; warum man endlich gewisse andre noch nicht gestellt hatte, darüber heben wir nur das Folgende aus:

Anlangend die Reformvorschläge für das medizinische Studium Tit. I, A—D: so konnte und kann man allerdings in Bayern Reformen vornehmen ohne alle Rücksicht auf andere Fakultäten und andere Länder. War dies aber rathsam, so lang noch einige Hoffnung vorhanden, für alle deutschen Länder gemeinsame Maßregeln zu Stande zu bringen? Hätte dies den allgemein und laut geäußerten Wünschen entsprochen und selbst der Absicht der bayerischen Regierung, welche zur Berathung gemeinsamer Einrichtung der Universitäten die Abordnung bayer. Deputirter nach Jena gewollt hat?

Freilich seit einigen Tagen erfahren wir eine Erklärung der vom Jenaer Kongresse gewählten Kommission: „sie halte die gegenwärtige politische Lage nicht für geeignet zur Ausführung von Reformvorschlägen."

Warum hält diese Kommission die gegenwärtige Lage nicht für geeignet? Weil Deutschland mehr als jemal zerrissen, und man, um Gemeinsames zu schaffen, erst irgend eine Form politischer Einheit erwartet? Weil jedes einzelne deutsche Land noch kämpfen muß um sich selbst zu erhalten? Weil so viele von uns von der allgemeinen Strömung selber ergriffen, nicht im Stande sind, dem Strome Maaß und Richtung zu geben, und manche, die an den Kongreßvorschlägen Antheil hatten, versichern, sie seyen jetzt anderer Meinung? Weil die jüngsten Beispiele vieler verunglückter Reformversuche uns zur größeren Vorsicht ermahnen? Waren es Gründe, und zwar im gegenwärtigen Zeitpunkte noch schlagendere, wie jene, welche schon im

J. 1814 Savigny[1]) veranlaßten zu behaupten, unsere Zeit sei nicht zur Gesetzgebung und Schleiermachern[2]), sie sei nicht zur Einführung von Liturgien berufen? . . .

Der Wille, mein öffentlich gegebenes Versprechen zu halten, ist noch eben so warm und so ernstlich als früher.[3]) Seit vielen Jahren zurückgezogen von der Privatpraxis und fast jedem öffentlichen Vergnügen, beseitigte ich seit Okt. v. J. auch alle meine der Vollendung nahen größeren literarischen Arbeiten, bloß um dem besprochenen Geschäfte zu genügen. Mit Ausnahme dieses habe ich keinen anderen Rückstand. Nicht also Mangel an Willen oder Muße, sondern die angeführten Verhältnisse haben die Zögerung verursacht. Aber zugleich bitte ich meine verehrten HH. Kollegen, die Bedeutung meiner Stellung nicht zu überschätzen und keine chimärischen Hoffnungen zu hegen. Die Bedingungen und die Konsequenzen der Ausführung mancher Reformvorschläge wären anderen laut und allgemein gewünschten Maßregeln schnurstracks entgegen . . . Wenn aber auch alle Reform-Vorschläge zur Ausführung gelangten, zuverlässig würde dennoch eine große Menge Aerzte unbefriediget bleiben. Ganz gewiß würde viel mehr Zufriedenheit herrschen, wenn jeder Reformfreund die Reformen bei sich selber begänne; ich will, so lange ich noch lebe, keinen Tag vorübergehen lassen, ohne den Vorsatz an mir selber zu bessern.

München, den 4. August 1849.

Dr. Ringseis.

Auf die im vorigen Kapitel gebrachte Vertheidigung der barmherzigen Schwestern gegen einen Ankläger in der Salzburger-Zeitung hatte dieser Letztere sich bereit erklärt,

---

1) Vom Beruf unserer Zeit für Gesetzgebung ꝛc. Heidelb. 1814.

2) Glückwunschschreiben an die hochw. Mitgl. der von Sr. Maj. dem König v. Preußen zur Aufstellg. neuer liturg. Formen ernannten Kommission, Berlin 1814.

3) Uebrigens erinnert R., daß ja seit Errichtung des Obermedizinal-Ausschusses die früher von ihm ganz allein besorgten Geschäfte in Wirklichkeit unter 5—7 Mitglieder nach verschiedenen Fächern vertheilt seien, wobei er der Bereitwilligkeit und des kollegialen Sinnes seiner Herren Amtsbrüder mit dem größten Lobe gedenkt.

Berichtigungen anzunehmen, sobald sie von einer Seite kämen, die durch ihre „Freisinnigkeit“ sein „Vertrauen verdienten“. Da verleumderische Artikel in Münchner Schmutzblättern durch ehemalige Kranke waren bekämpft worden und eine nachdrückliche öffentliche Aufforderung des Münchner Magistrats an Alle, welche eine Beschwerde über Pflege und Behandlung im Spitale hätten, dieselben zu amtlicher Kenntniß zu bringen, ohne Folge geblieben war, so erklärte im Juli des Jahres Ringseis in einem neuen Aufsatz „Die barmherzigen Schwestern und ihre Gegner,“[1]) bei solcher Sachlage könnte man zwar Umgang nehmen von aller ferneren Vertheidigung; inzwischen aber sei das Werkchen eines Militärarztes Dr. G. erschienen, in welchem die grundsätzliche Unverträglichkeit des Ordens mit den ärztlichen Zwecken behauptet sei; denn, so heiße es darin, der „Ordensgrundsatz“, daß „Gottesdienst (Beten, Fasten, Abtödten) vor Herrendienst“ gehe, drücke die Krankenpflege zur Nebensache herab. Ringseis meinte zwar, nicht bloß bei den barmherzigen Schwestern, sondern auch bei Juden, Türken und Heiden habe Gott mehr zu gelten als der Mensch, zitirte aber doch jene Stellen aus den Satzungen und Ermahnungen des hl. Vinzenz von Paul, worin dieser erklärt: während andre Ordensfrauen ins Kloster gingen, um das Heil ihrer Seele zu pflegen, gingen seine geistlichen Töchter hinein, um dem Heil und der Pflege des Nächsten zu dienen, und wo es dieser Dienst des Nächsten erfordere, da müßten sie Gebet und Gottesdienst hintansetzen ꝛc. Weil nun Dr. G. den Schwestern Ungehorsam gegen wichtige ärzliche Verordnungen vorwarf, zugleich aber auch die scharfsinnige Entdeckung gemacht hatte,

---

[1]) Sieh Hist. pol. Bl., Bd. 24. S. 93.

der Orden sei dem der Jesuiten affiliirt und könne, ohne auseinanderzufallen, kein Jota aus der Regel aufgeben, so bemerkte Ringseis, die Schwestern hätten mit den Jesuiten zwar keine andere Verwandtschaft, als daß Beide katholische Orden bilden; übrigens wüßten wir aus der Lebensgeschichte eines Erzjesuiten, des hl. Ignatius, daß er jederzeit und insbesondere in seiner letzten Krankheit, deren tödtlichen Ausgang er voraussagte, den ärztlichen Vorschriften auf das Pünktlichste nachkam und ausdrücklich diejenigen als unfromm tadelte, die aus falschen Begriffen von Frömmigkeit das Gegentheil thaten.

War der Modus, einen Orden beim jesuitenfeindlichen großen Haufen dadurch zu verdächtigen, daß man ohne allen Grund ihn als den Jesuiten affiliirt bezeichnete, nicht eben das, was der große Haufe „jesuitisch" nennt?

Komisch erscheint es, daß Dr. G., welcher behauptete, der Orden hülle sich in ein undurchdringliches Geheimniß, demselben doch hinter alle geheimsten Pläne und Machinationen gekommen sein wollte, nämlich hinter die Absicht, alle Spitäler an sich zu bringen, alle Aerzte selber anzustellen u. s. w., eine Absicht, zu deren Erfüllung natürlich alle Gemeindeverwaltungen, alle Regierungen, alle Aerzte nichts Eiligeres zu thun gehabt hätten als beizustimmen.

Am Schluß machte Ringseis noch eine Bemerkung:

Herr Dr. R . . . r[1]) verdächtigte in seiner Erwiderung auf meine erste Vertheidigungsschrift für die barmherzigen Schwestern meinen Freisinn, eigentlich meine Wahrhaftigkeit;[2]) er verlangt, Betreffs des behaupteten Vorzuges der barmherzigen Schwestern vor weltlichen Wärtern, freisinnigere Zeugen. Ich berief mich . . . nicht bloß auf meine Erfahrung, sondern auf verschiedene

[1]) Der Ankläger der Schwestern in der Szlzb.-Ztg. (s. S. 305 f.)

[2]) Die Empörung über letztere Verdächtigung erklärt die Energie in R.'s Ausdrucksweise.

unverdächtige große Autoritäten... Aber Gründe überzeugen nie Leute von der Gesinnung Herrn R... r's, sie wollen nicht überzeugt sein. In einer Zeit, in der man ungestraft Raub, Aufruhr und Meuchelmord predigt, ist der von diesen Predigern gerühmte Freimuth spottwohlfeilen Kaufes. Der Unterzeichnete gab mehrmal, selbst von sehr liberalen Blättern anerkannte Proben seines Freimuths in einer Zeit, in der er nicht so wohlfeilen Kaufs war, im J. 1833 in seiner Rektoratsantrittsrede, worin er absoluten Fürsten und Regierungen keine sehr schmeichelhaften Dinge gesagt hat, und im J. 1836/37 in der bayerischen Abgeordnetenkammer, wo er öfter alle Regierungsorgane zu Gegnern und den gegenwärtigen Kampf der Besitzlosen gegen die Besitzer vorhergesagt hatte. Freilich der Freimuth des Unterzeichneten war nicht minder als gegen den Absolutismus der Fürsten, gegen den noch schlimmeren der Radikalen gerichtet. Manche Halunken, die noch vor wenigen Jahren den Mächtigen hündisch wedelnd das Weihrauchfaß in's Angesicht schlugen, haben jetzt den Heldenmuth des Esels in der Fabel, den todkranken Löwen mit den Hufen zu schlagen.

Dr. Ringseis.[1])

Als Ringseis im Herbst 1849 unweit Aichach bei einem hochwürdigen, (nachmals hochwürdigsten) Gastfreund ein paar Wochen zubrachte, lernte er in einem benachbarten Pfarrer einen ehemaligen Lateinschul- und Spielgenossen und späteren Amanuensis Louis Napoleon's aus dessen Augsburger-Zeit kennen. Der arme Student hatte öfter mit seinem prinzlichen Kameraden auch nach Arenenberg gedurft und keine ungünstigen Erinnerungen behalten; er wußte Züge der Gutmüthigkeit von ihm zu erzählen. Das Wochengeld des Prinzen sei gewöhnlich am Montag schon an Arme verschenkt gewesen. „Wenn ich einmal Kaiser der Franzosen bin, so mache ich dich zu meinem Groß-

1) Wie Ringseis ein drittes und letztesmal das leere Stroh solcher Anklagen gegen die Schwestern von der Tenne gefegt, sieh in Beilage z. J. 1850.

almosenier." So hatte er versprochen, und sieh, nun war er bereits Präsident der Republik, mit all' seinen alten und neuen Ansprüchen zwar ein Kind der Revolution, — jenen Ausbruch aber, der Louis Philippe vom Thron gestoßen, hatte er nicht verschuldet, und der vom Thron Gestoßene war einst selber auf den Schultern der Revolution auf denselben gelangt; man konnte allenfalls hoffen, daß der Präsident unter den obwaltenden traurigen Umständen nicht der Schlimmste sein werde. „Haben Sie bei diesem Anlaß sich ihm nicht in Erinnerung gebracht?" frug R. — „Ach nein," erwiderte der Pfarrer, „er könnte glauben, ich wolle was von ihm." „Man kann nie wissen," entgegnete R., „ob man durch solch eine Verbindung nicht einem Dritten nützlich wird. Sie können es ja aussprechen, daß Sie mit Ihrer Lage zufrieden sind, ihm aber zu seinem Glückwechsel alles Gute wünschen. Geben Sie mir einen Brief, ich will sorgen, daß er in Napoleon's Hände gelangt." Gesagt, gethan, der Pfarrer schrieb und auf R.'s Vermittlung beförderten Gesandtschaften zu München und Paris den Brief. Bald erfolgte eine vom Präsidenten deutsch geschriebene Antwort, worin er dem einstigen Kameraden freundlich dankte, bemerkend, sobald seine Stellung eine gefestigte sei, wolle er sein Versprechen erfüllen. Der Pfarrer aber starb bald nachher.

Nach Augsburg beschied Ringseis zwei seiner Töchter und eine Freundin derselben, eine heitere junge Linzerin, um mit ihnen einen Ausflug ins Gebirg zu unternehmen. Sie gelangten über den Bodensee bis nach Zürich, wo nebst der schönen Seegegend auch werthe Freunde zu besuchen waren. Auf dem Rückweg wurde viel zu Fuß gewandert und der Vierundsechziger hielt tapfer Schritt mit der thatenlustigen Jugend, auch wenn die Wanderzeit 10—12 Stunden im Tag betrug. Es kam vor, daß die Töchter

altklug lächelten, wenn der Erfahrene keine Gelegenheit vorüberließ, in Bauernhäusern sich mit Milch, Brod, Eiern und dgl. zu stärken, während sie so häufige Nahrung verschmähten; dafür hielt er in einsamer Gegend stundenlang aus, während sie vor Hunger kaum sich schleppen konnten; dann war es an ihm, ihre junge Weisheit zu verspotten. Von den Freuden und Leiden dieser Wanderschaft ist der Schreiberin, die nicht daran Theil nahm, noch oftmals vorgeschwärmt worden.[1]) Zu ihren Errungenschaften gehörte auch die nähere Bekanntschaft mit dem werthen und hochverehrten Professor **Magnus Jocham**, damals Pfarrer zu Pfronbten.[2])

2. Die Freiheit der ärztlichen Praxis Betreffendes.

Im J. 1850 wurde Ringseis in der Oeffentlichkeit, in medizinischen und andren Zeitschriften wie in Brochuren, vielfach angegriffen, und wo er auf Abwehr sich einließ, da geschah es selten ohne Ironie, das eine und andremal sogar mit dem entschiedensten Sarkasmus. Einige der Gegner waren jämmerliche Gesellen; einen Hieb jedoch erhielt wohl auch der achtungswerthe Widersacher, wenn er es auf verkehrte Weise unternommen hatte, Ringseis etwas am Fell zu flicken. „Man sieht, Herr E. ist seiner Sache ganz gewiß, er spricht wie ein Professor vom Katheder," spöttelt er über zeitschriftliche Auslassungen eines Gerichtsarztes, der über den Nothstand der Aerzte genauere

1) Ringseis selber schreibt drei Jahre später aus St. Florian, nachdem er einen kleinen Wanderplan auseinandergesetzt hat, einer Tochter nach Linz: „Schnür also dein Ränzl. Ich hoffe, daß Frl. Roserl, der Fußreise vom Bodensee her eingedenk, die Eltern um Erlaubniß bitten wird, uns zu begleiten."

2) S. Bd. I. S. 32.

Kenntniß besaß, als über die von ihm kritisirten damaligen Studien- und Prüfungs-Einrichtungen, und dessen Folgerungen aus falschen Prämissen leicht hinfällig zu machen waren. Wir wollen übrigens hier gleich beifügen, daß nachmals Ringseis mit dem zu höherem Amte gelangten Verfasser jener Auslassungen im besten Einvernehmen gestanden und zum Zeichen der Hochachtung demselben vierzehn Jahre später seinen Plan einer Neugestaltung des ärztlichen Wesens (s. beim J. 1864) zur Prüfung vorgelegt und großentheils dessen Zustimmung erlangt hat. Im J. 1850 jedoch begehrte der Betreffende, die Beschränkung der Freiheit ärztlicher Praxis solle wieder aufgehoben, dafür aber, um der Ueberzahl der Aerzte zu steuern, größere Strenge in den Prüfungen geübt werden. Ringseis gestund, daß Mancher, dem die Zulassung ertheilt worden, sie besser nicht erlangt hätte, hielt es aber für unmöglich, durch irgend eine Regierungs-Maßregel dieses gänzlich zu hindern. Es seien unter den Medizinern wenige ganz Unfleißige, weil Aerzte meist auf ihre Praxis angewiesen sind; schwierig aber sei es, dem in der Admissionsprüfung zugelassenen, Talent- oder praktisch Taktlosen, wenn er fleißig und nicht ohne Kenntnisse ist, im vierten, fünften, sechsten Jahre seiner Studien die Zulassung zu weigern. Auch bei den Juristen, deren Prüfungen als strenger gerühmt wurden, komme die kleine Zahl Durchgefallener, die doch im nächsten Jahre meist aufgenommen würden, gar nicht in Betracht.

Wir kennen, (sagt er,) außer der Beschränkung der Freiheit ärztlicher Praxis nur ein von uns schon im J. 1835 vergeblich beantragtes Mittel, den Zudrang zum medizinischen Studium zu hemmen, nämlich wie bis zum J. 1848 in Oesterreich und im ehemaligen Fürstenthum Bamberg vor seiner Einverleibung in Bayern der Fall war, nur das erste Drittel der Gymnasial- und Lyceal-Studenten zum Studium der

Medizin zuzulassen. Aber wenn eine solche aristokratische Einrichtung schon früher Widerstand fand, wie wäre zu hoffen, daß sie ihn nicht fände in Zeiten der Alleinherrschaft der Majoritäten? Das zweite und dritte Drittel zusammen zählen ja mehr als das erste. Dann wäre dies auch ein grober Eingriff in die politische Freiheit der Staatsangehörigen. Und weiß Dr. E. nicht, daß die Studentenschaft, die den Professoren und Ministerialräthen gegenüber in der Majorität sich befindet, in Folge ihrer Errungenschaften statt einer Vermehrung eine Mäßigung der Strenge der Prüfungen kategorisch begehrte?

Erschwert nicht der gerühmte, gegen jeden Zaum ungeduldige Zeitgeist seit Jahren jede disziplinäre Strenge fast bis zur Unmöglichkeit? Verleumdete man nicht selbst mäßige Prüfungsstrenge, wenn sie gegen Anhänger des „liberalen" Zeitgeistes geübt ward, als Partheilichkeit und reaktionäres Bestreben?

Ringseis erörtert nun einige Umstände, durch welche das Mißverhältniß der Aerztezahl zur Bevölkerung, insbesondre zur zahlungsfähigen, hervorgerufen worden war, dann fährt er, die Freiheit der ärztlichen Praxis betreffend, fort:

Freiheit ist freilich etwas Schönes und Großes, wo sie nicht bloß im abstrakten Begriff, sondern in konkreter Wirklichkeit vorhanden. Wahrhafte Freiheit der ärztlichen Praxis wäre gegeben, wenn der rechten ärztlichen Tüchtigkeit nicht bloß die ungehemmte Befugniß, sondern auch die rechte Gelegenheit sie auszuüben entspräche.... Was half oder hilft denn die abstrakte Befugniß, praktiziren zu dürfen, wenn wegen Ueberzahl der Aerzte die Gelegenheit selten, praktiziren zu können? Diese abstrakte Freiheit ist gleich der Freiheit in einem Gedränge, wo Jeder gehen darf, wohin er kann, aber nicht gehen kann, wohin er will, von Allen gedrängt, gedrückt und gestoßen.[1]) Die wirkliche objektive, konkrete Freiheit, das ist nicht

[1]) In einem späteren Aufsatze heißt es: „Die begehrte sogenannte Freiheit der ärztlichen Praxis ist der bitterste Hohn und Spott auf die wahre, organische Freiheit, um kein Haar besser als die höchst liberale Erlaubniß, vollauf (wenn man es hat) zu essen und zu trinken, während man alles Mögliche thut, um den Erwerb von Speisen und Getränken unmöglich zu machen."

bloß die Freiheit und Befugniß, sondern auch die Gelegenheit, das Erlernte zu üben, wird vielmehr erzweckt durch weise, organische Beschränkung der Freiheit. „In der Beschränkung zeigt sich der Meister, nur das Gesetz kann die Freiheit bewähren," sagt der Dichter. Und ward und wird bei ungebundener Freiheit die größere ärztliche Praxis etwa dem Tüchtigern und dem Bessern? Hat Dr. E. nicht auch wie wir die Erfahrung gemacht, daß der Bescheidne, Schüchterne, wenn gleich Geschicktere und Bessere in der Regel hinter dem prahlenden, um die Mittel nicht verlegnen Schreier zurücksteht, etwa wie laut täglicher Erfahrung die gute Presse hinter der schlechten?

Die Freiheit der ärztlichen Praxis ward und wird bei der Ueberzahl der praktischen Aerzte zum Frei-, Los- und Ledigsein von aller Praxis sowie von allem Vermögen und jeder Stellung in der Gesellschaft, somit zur wahren Unfreiheit in vielfacher Beziehung.... Wo (beim Eintritt übler Folgen) das Gesetz nicht organisch ordnend hinzutritt, da entsteht überall durch Gewalt der Umstände eine unorganische, ungeregelte Beschränkung, wie wir dies leider im Großen in Folge der unbeschränkten Gewerbs- und Grundbesitz-Freiheit gesehen. Was veranlaßte denn die Regierung im Juli 1835, die Freiheit der ärztlichen Praxis zu beschränken? Antwort: Hunderte von Klagen der praktischen Aerzte und der Behörden über unwürdiges, unkollegiales Benehmen der praktischen Aerzte, gegenseitige Anklagen, Verkleinerungen, Verdächtigungen bis zur Verleumdung, häufigen unerlaubten Arzneihandel, Harnguckerei, Geheimnißkrämerei und Charlatanerie aller Art, beständigen fruchtlosen Wechsel des Wohnorts, und dies Alles in Folge des Mangels an Erwerbsmitteln bis zu einem Grade, daß der Eine die Meubeln sammt dem Bette verkaufte, der Andere bei den Bauern im Taglohn arbeitete, der Dritte bei denselben Kosttage annahm.

Dr. E. ließ die Beschränkung freier Praxis bei Advokaten gelten, weil die Freiheit zur Vermehrung und Ausdehnung der Prozesse reize. Aber, frug Ringseis:

Ist Herr Dr. E. gewiß, daß unbeschäftigte Aerzte nicht auch die Prozesse (der Krankheit) verlängern?

Indem Ringseis zugibt, daß im ärztlichen Stand viele Unvollkommenheit, Noth, Kummer und Elend herrschen,

erinnert er doch, daß die bayrische Medizinalverfassung nicht schlimmer sei als in andren Ländern oder als die Verfassung andrer Verwaltungsgebiete. Es herrsche eben in allen Ständen und Ländern (in Bayern vielleicht noch am mindesten) ein allgemeines Gefühl der Unbehaglichkeit, ein Europamüdesein, und da sich die Wenigsten davon Rechenschaft zu geben vermöchten, so schöben sie, obwohl alle Klassen der Bevölkerung mit die Schuld trügen, diese ganz allein auf die Regierungen. Seit einem Jahrhundert rüttle und lockere man an den Fundamenten nicht bloß der christlichen, sondern jeder Gesellschaft. Zudem habe man ohne Rücksicht auf die geringere Vermehrbarkeit der Nahrungsmittel es darauf angelegt,

die Bevölkerungen um jeden Preis zu vermehren, und es fehlte nur, daß man, wie in Egypten und China zur Ausbrütung der Hühner- und Enteneier künstliche Maschinen und Oefen zur Ausbrütung der Menschen organisirte. Bei der Uebervölkerung aller mittlern und untern Stände, der gleichzeitigen Sucht nach der ungebundensten Freiheit, und der durch den Unglauben gehegten Genußwuth fühlt sich nothwendig Jeder bei jeder Bewegung gehindert und unfrei. Aber das Schlimmste ist, es ist uns, insbesondre uns Deutschen, gar nicht zu helfen, weil durchaus nicht zu rathen. Wenn der ideologische deutsche Michel in einer abstrakt fixen Idee sich festgerannt und hundertmal beim Versuch der Ausführung derselben sich den Schädel zerstoßen, er versucht es zum hundert und einten Male, es *muß* gehen, er *muß* mit dem Kopf durch die Mauer....

Nachdem Ringseis verschiedene statistische Nachweise zu Gunsten seiner Anschauung gebracht hat, schließt er:

Alles vergebens, wir sind durch keine Erfahrung belehrbar. Fortwährend wird *dort* nach *Freiheit der Gewerbe und des Bodens*, unermüdlich *hier* nach *unbeschränkter Freiheit der Praxis*, und um alle Dämme zu durchbrechen, zugleich nach *Aufhebung der Honorarien und Promotionen* gerufen. Mögen, wegen Ueberzahl der Aerzte, Hunderte, darunter ganz tüchtige, keinen Patienten

bekommen, mögen sie in alle von Noth und Elend unzertrennliche Unfreiheit versinken, mögen sie hungern und frieren, Bücher und Instrumente, Bett und Unterbett sammt dem Löffel verkaufen; was thut es? Sind sie dafür nicht reichlich entschädigt, wenn das Gesetz, schwarz auf weiß, es ihnen versichert, daß ihre Praxis „ganz frei“ sei, und die liberalen Blätter mit der allgemeinen Zeitung diese Freiheit und Freisinnigkeit loben und preisen, dagegen die Andersgesinnten mit der größten Tapferkeit als „Perücken, Haarzöpfe und Haarbeutel“ schelten?

So geht es noch in hundert andern Dingen.

Uns ist zur Zeit nicht zu helfen!

Ringseis.

Als diese Erwiderung einen andren Kämpen aufgestachelt hatte, gegen Ringseis' Darlegungen ins Feld zu ziehen, ließ Letzterer sich also vernehmen:[1])

Herr Dr. G.[2]) äußerte in Nr. 13 des „Korr. Bl.“ S. 197 bis 198: daß mit dem von mir dem alten Malthus entlehnten Satze: „die Nahrungsmittel vermehren sich im arithmetischen, die Menschen im geometrischen Verhältniß“ weder etwas gerathen, noch etwas geholfen sei.

Ich erwidere: Nicht bloß etwas gerathen wurde damit, sondern auch etwas geholfen. Gerathen wurde im Zusammenhang mit diesem Satze: „Gewährt beileibe weder unbedingte Freiheit der Gewerbe noch der ärztlichen Praxis!“ War das nicht gerathen?

Geholfen wurde durch die darauf gegründete Beschränkung der ärztlichen Freiheit mittelst Verfügung vom Juni 1835. Wurde durch Verminderung der Medizinerzahl von 385 auf 74 gar nichts geholfen?

Ringseis.

3. Zweiter ärztlicher Congreß. In Sachen der ärztlichen Korporation. Gegen Dr. H.'s Angriff.

Es war in der Kammer angeregt und beschlossen worden, daß ein engerer ärztlicher Ausschuß aus sämmt-

[1]) In N. 18 des Mediz. Corr. Bl. bayer. Aerzte 1850.

[2]) Es ist dies der nämliche Dr. G., den wir vorhin in Befehdung der barmherzigen Schwestern erblickt haben.

lichen Kreisen des Königreiches versammelt werde, welcher die Fragen des Kongresses von 1848 und ihre Lösungen noch einmal durchberathen und überarbeiten solle. Das Ministerium bemächtigte sich der Angelegenheit, bevor sie von der Kammer ihm überwiesen worden und im Namen Sr. Majestät wurde bestimmt, daß eine aus dem ärztlichen Stand aller Landestheile freigewählte Kommission mit rein konsultativem Charakter unter Leitung des Obermedizinal-Ausschusses niedergesetzt werde.

Unter dem vom Minister an Ringseis übertragenen Vorsitze desselben tagte die Kommission in 26 Plenarsitzungen vom 7. Januar bis 10. Februar des J. 1850, um unter Kenntnißnahme des amtlichen Auszuges aus den Verhandlungen sämmtlicher Kreismedizinal-Ausschüsse über die Kongreßbeschlüsse von 1848 die amtlichen Fragen des Ministeriums zu erledigen. Nebst Ringseis dem Präsidenten bestund die Kommission aus den 8 Abgeordneten der Kreise[1]) und vier von der Regierung bestimmten Herren;[2]) das eine und andremal waren Ministerialräthe beigezogen, z. B. der Prof. der Staatswirthschaft und Statistiker v. Hermann.

Daß es für den ärztlichen Stand dringendes Bedürfniß sei, die Individuen aus ihrer Vereinzelung herauszuheben, scheint allgemein gefühlt worden zu sein; Streit aber gab es, ob Korporation (mit Zwang des Eintrittes wenigstens für die künftigen Aerzte), ob Association zu erstreben sei. Der geistvoll originelle Dr. Heine trat mit allen Kräften ein für die Korporation und schloß sein Referat also:

---

[1]) Es waren dies die Herren Doktoren Blößt, Erhard, Kolb, Geis, Rapp, Oegg, Bezold und Dapping (die beiden Letzteren Medizinalräthe).

[2]) Die Geheimräthe v. Breslau und v. Gietl, Kreismed.-Rath Dr. Haus und Kantonsarzt Dr. Heine.

„Mehr Freiheit für den Stand und für den Einzelnen wollen unsere Kollegen im Lande,“ ruft man uns entgegen, „und ihr bietet uns zum Eingange euerer Reform ein neues Zwangsmittel, ein neues Zwangsgesetz in dem künftighin allgemein obligatorischen Anschlusse an die Korporation.“ Wohl — wir bieten euch den Zwang zu eures Gleichen, durch eures Gleichen, als äußere Versinnlichung der zwingenden Kraft, welche jedes wahre Standes- und Staats-Interesse innerlich übt, üben sollte oder üben muß. Wir bieten euch denjenigen Zwang, wodurch sich jede bürgerliche und Standesfreiheit charakterisirt — den Zwang des spezifischen Gesetzes, aber auch die subjektive Theilnahme der Einzelnen an seiner Einführung und Erhaltung. Wir bieten euch schon seit längerer Zeit willen- oder wenigstens kraftlosen Werkzeugen von den Einfällen und Launen aller Stände und Verwaltungen einen Zwang, um euch an eures Gleichen, mit eures Gleichen dagegen zu stärken.

Wir bieten euch einen Zwang, um allmälig die öffentliche Meinung gegen eures Gleichen reformiren zu können, weil ihr euch selbst einen starken sittlich-geistigen Glauben in eurem Zwangskreise bilden könnt. Mögt ihr diesen Zwang, als die erste Bedingung eines bessern Gedeihens der Zukunft verwerfen, so wißt auch, was ihr verwerft:

Ihr verwerft den Grundsatz der Jury aus seines Gleichen, jenes Palladium der gesetzlichen Freiheit, welches, wenn es eine Weile vergraben war, die zur persönlichen Freiheit erwachten Völker mit blutigen Nägeln aus der Grabstätte wieder hervorscharrten.

Der jedenfalls auch sehr tüchtige, verständige Medizinalrath Haus bekämpfte das Heine'sche Projekt in scharfer, fast heftiger, mehrmals ironischer Weise zu Gunsten bloßer Association. Heine ließ es dieser Kritik an Gegenkritik nicht fehlen.

Der Plan eines Wittwen- und Waisenvereins für Aerzte, damals von der Versammlung angenommen, gedieh zur Ausführung. Obschon er einige Hülfe gewährt, blieb im Ganzen der Nothstand der Aerzte bestehen, —

nach Ringseis' Ueberzeugung deßhalb, weil dem Stand die rechten bürgerlichen Grundlagen fehlten, die eben nur durch Korporation zu gewinnen seien und die zu gewinnen man abermals unterließ.

Die übrigen Verhandlungen der Kommission dürften dem Laien wenig Interesse bieten.

Auch diese Versammlung stellte in ihrer Schlußsitzung an Ringseis die Bitte, im Obermedizinal-Ausschuß die Reorganisation des Medizinalwesens möglichst zu fördern.

Aus einem vom 22. Februar datirten Aufsatze Ringseis' „Ueber die Beschränkung der Freiheit der ärztlichen Praxis", sowie aus einem am 28. April in Nr. 17 der Neuen med. chir. Ztg. 1850 von ihm veröffentlichten Aufsatze: „In Sachen der ärztlichen Korporation" verlegen wir Einiges in die Beilage und bringen hier nur aus dem zweitgenannten das Folgende:

Gegen eine korporative Gestaltung (des ärztlichen Standes) erhoben sich, selbst ehe ihre Organisation zur öffentlichen Kenntniß gelangte, Gegner aus zweierlei Lagern. Eine Korporation, das wäre ja ein Staat im Staat, eine Art „mittelalterlicher Zunft" „schrecklichen Andenkens".

Ich erwidere: Aus dem Munde von Aerzten sollte man einen ähnlichen Einwurf am letzten erwarten. Denn im menschlichen Organismus, den man in allen Zeiten als Vorbild des vollkommensten Staates betrachtete und diesen darum Staats-Organismus genannt hat, im menschlichen Organismus, dem Hauptgegenstande des ärztlichen Wissens und Handelns, sind ja auch Staaten im Staate; der Organismus ist nicht ein bloßer Haufen einzelner gegen einander gleichgültiger Zellchen und Zellen, Fäserchen und Fasern, sondern er ist ein Organismus von Organen. Tausende von Zellen und Fasern sind gesammelt und zu den verschiedensten Organen verbunden, hier zum Herzen, dort zur Lunge, hier zum Muskel, dort zum Knochen xc. und jedes dieser Organe, versehen mit eigenen Gefäßen und Nerven, jedes Organ ist ein kleines Ganze in der größeren Gesammtheit. Die einzelne Zelle und Faser macht keine wirk-

same Bewegung, überhaupt keine ausgedehnte Verrichtung, es machen sie aber der in Bündeln von Fasern rc. gesammelte Muskel, die aus mannichfaltigen Zellen zusammengesetzten mit eigenen Gefäßen und Nerven versehenen Lungen, Magen, Gedärme. Auf dieser Sammlung in viele kleinere Ganze beruht mit der Leichtigkeit der Bewegung die Macht und Stärke des ganzen organischen Körpers. Wie im Organismus, so gehen in der Korporation und im korporativen Staate Leben und Bewegung nicht einzig von oben nach unten, sondern auch von unten nach oben sich gegenseitig bestimmend.

Dagegen will das einseitig bureaukratische Regiment alles allein von oben herunter bewegen, jedes „Sichbestimmenlassen von unten" verweigernd und alle untergeordneten Korporationen in leicht zu beherrschende und individuelle Einzelnheiten zerbröckeln. Daß die einseitigen Bureaukraten die korporative Verfassung nicht wollen, ist darum sehr leicht begreiflich.

Aber wie kommt es, daß auch unsere demokratischen Freiheitsapostel gar so sehr eifern gegen korporative Verfassung? Antwort: Weil es ihnen noch viel weniger als den einseitigen Bureaukraten um Freiheit und Selbständigkeit aller Andern außer ihnen zu thun ist. Jeder Willkür=Herrschaft aber, komme sie von oben oder unten, jeder widersteht die geschlossene Verbindung natürlich viel stärker. Auch die Demokraten, hierin heuchlerisch die Bureaukraten unterstützend, auch sie reden von Korporationen wie von Staaten im Staate, von „mittelalterlichen wieder auftauchenden Zünften". Auch sagen sie, die Korporationen würden nothwendig das Werkzeug der aristokratischen oder jesuitischen Reaktionen.

Wahrhaftig, es ist etwas Köstliches um einen tüchtigen Vorrath zeitgemäßer Phrasen, sie dienen hundertmal besser als die triftigsten Gründe. „Zunft", „mittelalterlich", „Reaktion", das ist mehr als genug zur Verdammung.

Was war denn aber das so ungeheuer Verwerfliche in Korporationen, Innungen, Zünften? Ihr größtes Verbrechen in den Augen der Bureaukraten und Demokraten war es vermuthlich, daß sie auch etwas sein und bedeuten, etwas mitreden und mithandeln wollten. Korporationen verstärken allerdings die Partei oder Macht, womit sie sich verbinden, können somit auch das, was man Reaktion nennt, verstärken. So viel aber ist gewiß, was eine Korporation thut, das thut sie im

eigenen Interesse. Uebrigens waren es laut Geschichte die Korporationen, die durch ihre zähe Lebenskraft der Willkür, von welcher Seite sie kam, widerstrebten. Wir geben zu, daß manche Innungen und Zünfte entarteten; aber soll man die Organe, weil und wenn sie erkranken, zerstören? Muß man solchen Rath hören aus dem Munde von Aerzten?! Im vielbelobten England bestehen Innungen und Zünfte fortwährend neben den freien Gewerben. In Frankreich, das wir in allen schlechten Dingen emsig nachäfften, besteht noch die durch vielhundertjährige Erfahrung als trefflich erprobte Innung der Notare und Anwälte, die wir in Deutschland nachzuahmen uns weigern. „Aber der Zwang zum Eintritt in die Innung, der Zwang ist das Schreckliche."

Am wenigsten haben Bureaukraten und Demokraten ein Recht, über den Zwang durch ärztliche Korporationen zu klagen. Die einen wie die andern wollen ja unbedingt herrschen.

Und was verliert denn der in die Korporation Eintretende durch seinen Eintritt? Die unbedingte Freiheit der ärztlichen Praxis ist ja schon seit 1835 aufgehoben und die Aufhebung wird auch ohne Korporation wohl ferner noch bleiben. Allerdings verliert wer in einen Verein tritt etwas von seiner Freiheit, aber um sie auf anderer Seite in größerem Maße zu gewinnen. Wahre Freiheit ist Macht und nicht bloß ohnmächtiges Wollen; die Macht aber ist größer in jedem Vereine. Die Vogelfreiheit und die Freiheit des Thieres in der Wüste seien ihren Liebhabern auch ferner belassen und sie seien beileibe nicht gezwungen, in dem Staate zu bleiben, worin solche Zwangsmaßregeln bestehen und in dem ihre Eltern, ohne sie nur gefragt zu haben, sie wagten zu zeugen.

Der Unterzeichnete, Feind jeder, der demokratischen wie der bureaukratischen Willkür, erregte von jeher sich Gegner in beiderlei Lagern, hielt nach Vermögen Maßregeln aufrecht, die ihm für das Wohl des Standes wie der Kranken unerläßlich geschienen und brachte, wie er im Korrespondenzblatte für bayerische Aerzte gezeigt hat,[1] seiner Ueberzeugung bedeutende Opfer an Geld und an Spenden journalistischen Lobes. Dasselbe wird er auch künftig thun.

Ringseis.

---

[1] Sieh Beilage zu 1850.

An andrem Orte sagt Ringseis über dieselbe Sache:

Man mißtraut der Schreibstubenregierung, überhaupt der Regierung von oben, und will von ihr emanzipirt sein. Man mißtraut aber auch dem mit einem gewissen Grade von Selbstregierung und Disziplinargewalt korporativ verbundenen Gesammtstand der Aerzte, nicht bedenkend, daß Ueberschreitungen von Seite des Letztern durch die Regierung sowie die maßlose Schreibstubenregierung durch die relativ selbständige Korporation gehindert werden würde. Was will man denn also? Antwort: Eine Verbindung mit völliger Willkür zum Eintritt. Nicht wahr, recht gut wäre es schon, ja zur Ausführung der beabsichtigten Zwecke nothwendig, daß alle oder doch die meisten Aerzte sich freiwillig verbänden und stets in der Verbindung verblieben? Wenn aber, was gut, ja nothwendig ist, nicht freiwillig zu Stande kam, gab und gibt es denn noch andre Mittel als Zwang durch Gesetze? Entstunden denn nicht alle Gesetze bloß darum, weil das durch sie gebotene nicht freiwillig geschehen? Braucht man ja auch nur dann und deßwegen Medizin und Zwang durch Schienen und Binden, weil und wann die Natur nicht von selbst hilft. Wie viele Aerzte sind im Verein? Dreihundert, fünfhundert, tausend? Gesetzt, es seien heut alle bayerischen Aerzte verbunden, wie viele werden es sein im nächsten Jahr, im fünften, im zehnten? Welche Bürgschaft bezüglich auf Zahl, Hilfsmittel, Dauer und Organisation geben solche Vereine? Welches wäre das Verhältniß der nicht vereinten zum Verein und zu der Regierung? Kann eine Regierung einer in jeder Beziehung so lockern und unsichern Verbindung einen Theil der bisher von ihr allein geübten Rechte übertragen? Man schwätzt so viel von Emanzipation und von Freiheit; hätten diese Schwätzer auch nur die oberflächlichste aus eigener Erfahrung oder aus der Geschichte geschöpfte Einsicht in die Bedingungen der moralischen, politischen und organischen Freiheit, so würden sie wissen, daß die größere Macht und Selbstständigkeit eines Ganzen nur möglich ist durch große Selbstbeschränkung und Opfer der Einzelnen. Wenn wir, die Regierung gegen die Korporation, diese gegen die Regierung, und die Glieder der Korporation unter einander, kein gegenseitiges Vertrauen mehr haben, oder keines mehr verdienen, dann sind wir am Ende unserer Geschichte und dann geben

wir es nur gleich auf, etwas Tüchtiges und Dauerhaftes schaffen zu wollen. —

Nachdem, wie wir an mehr als Einer Stelle gesehen, des sonst so langmüthigen Ringseis satyrische Laune war erregt worden, gerieth sie, da auch die Angriffe nicht aufhören wollten, nicht nur nicht ins Stocken, sondern erst recht in Fluß. Unter den gegnerischen Erzeugnissen griff er sich zunächst eines der albernsten heraus, um es zu seinem und seiner Leser Ergötzen zu zerpflücken. Um der ärztlichen Zunftgenossen willen mögen wir seine Abwandlung des Betreffenden nicht allzusehr kürzen und sind hiedurch gezwungen, sie größtentheils in die Beilage zu verweisen. Hier nur Weniges. Der Widersacher, Herr Dr. H., hatte jene früher von uns besprochenen Schmährezensionen von Ringseis' System der Medizin erwähnt und die Meinung ausgesprochen, Ringseis' Verehrer würden sich hüten, die schlummernden Rachegeister nochmal zu wecken. Hierüber ließ Ringseis sich also vernehmen:

Die Rachegeister, mit denen Sie drohen, betreffend, so versichere ich, daß ich in erwähnten Rezensionen zwar keine Spur von Geist gesehen, daß ich aber übrigens keine Geisterfurcht habe. Wären mir tüchtige Geister gegenüber gestanden, welche Lust wäre es mir gewesen, mit ihnen zu ringen! Halten Sie es für einen Rückzug von meiner Seite, daß ich diesen Gegnern, wie der edle Löwe dem Ritter von Mancha die verkehrte Fronte gewiesen?[1]) Bald werden Sie sich eines andren überzeugen. Ich ließ das medizinische Babel sich anhäufen bis

[1]) „Aber der edle Löwe, mehr artig als hoffärtig, auf Kinderstreiche „und Rauferei nicht ausgehend, nachdem er sich von der einen „und der andren Seite ausgeschaut hatte, wendete sich, zeigte dem „Don Quixote seine hinteren Theile und legte sich mit großer „Kaltblütigkeit und Ruhe in seinem Käfige wieder nieder." Theil 3, Kap. 17.

zur gegenwärtigen Höhe, um es dann in unausgesetzten Schlägen sammt und sonders zu stürzen. Von meiner freilich durch Unverstand und bösen Willen entstellten Lehre nehme ich, wie sich bald zeigen wird, kein Jota zurück, in der auf Kenntniß der Geschichte der Pathologie begründeten Ueberzeugung, daß in wenigen Jahrzehnten diese Lehre Gemeingut der Aerzte seyn werde.[1])

Als Ringseis seinem Freund Ernst v. Lasaulx obige Anwendung eines Abenteuers von Don Quixote vorlas, war derselbe so davon bezaubert, daß er alsbald erklärte, sie auf einem größeren Felde, für eine Kammerrede sich aneignen zu wollen. Zeitgenossen erinnern sich des heitren Halloh's, das der ausgezeichnete Redner damit hervorgerufen, und Ringseis sonnte sich mit schmunzelndem Autorenbewußtsein im Ruhm des Freundes.

Wir würden eine charakteristische Spitze abbrechen, wollten wir von R.'s Aufsatz eine Stelle nicht wenigstens erwähnen, von welcher er selber in einer Anmerkung sagt:

— Verzeihung für diese Abschweifung in einer medizinischen Zeitschrift, aber es geht über meine Kräfte, zu schweigen.

Es hatte nämlich Herr H. auch mit dem beliebten Schlagwort „mittelalterlich" um sich geworfen. Das griff Ringseis in's Herz. Jünger jener Romantik, deren Nachhall in Vilmar's Literaturgeschichte ihn kurz vorher erfreut hatte, mochte er vom Mittelalter und wohl auch vom alten Deutschthum immerhin zu schwärmerisch günstige Vorstellungen sich angeeignet und behalten haben; richtig war jedenfalls die Witterung, daß die Bekämpfung durch solche Gegner wie Herr H. nicht sowohl den großen Nachtseiten als vielmehr der strahlenden Lichtseite jener viel angefochtenen Epoche galt. Und so richtet R. denn

zum Schlusse noch einige ernstere Worte, nicht bloß an Herrn H., sondern an alle Diejenigen, welche, wie er, aus Un=

1) Wir haben uns schon im 19. Kap. auf diese Aeußerung R.'s berufen.

wissenheit oder sträflicher Impietät mit dem Vorwurfe mittelalterlicher Gesinnung und Richtung Jemanden moralisch oder bürgerlich zu vernichten oder zu schmähen vermeinen. Die Deutschen waren laut einer Schaar der wichtigsten Zeugen niemals, in keiner Periode ihrer Geschichte die halbthierischen, eichelfressenden Barbaren, die faullenzenden und unwissenden Bärenhäuter, zu welchen moderne Flachheit sie stempelt.

Er erinnert, wie schon Tacitus in ihnen die Anfänge jener großen Tugenden schildert, durch welche die mittelalterlichen Deutschen, mit ihren großen Kaisern an der Spitze, allein und vor allen andren fähig und würdig erschienen, ein Jahrtausend hindurch weltherrschend zu werden. Und nachdem er noch mit jugendlicher Begeisterung in kurzen Worten die Deutschen als Dichtervolk, als Erbauer wundervoller, unübertroffener und unübertrefflicher Münster gefeiert und ihre gesellschaftliche Gliederung gerühmt hat, schließt er mit den Worten:

Höret also, ich beschwöre euch, um eurer eignen Ehre willen, damit ihr nicht vor der ganzen besserunterrichteten Welt als unwissende Lästerer und Hochverräther an der Vaterlandsehre erscheint, höret endlich auf, das Mittelalter, eure Ahnen und dadurch euer gesammtes Vaterland, eigentlich aber am meisten oder allein Euch selbst zu schmähen.

Ringseis.

4. Oberammergau. Spring's Besuch. Eine satyrische Kranken- und Sektionsgeschichte anlangend. Ein Wort mit J. Kerner. Ueber's Plumserjoch.

Im Juni 1850 zog Ringseis, eingedenk seiner Pilgerschaft vom J. 1840, mit einer jungen Schaar zum Passionsspiel nach Oberammergau, ward aber diesmal während der Vorstellung so gründlich von fast unaufhörlichen Regengüssen eingeweicht, daß der daheim gebliebenen Friederike ein vom Spiel zurückgekehrter Hausknecht des Spitals

erzählen konnte: „Dreimal hab' ich gesehn, wie der gnä' Herr seinen Oberrock ausgewunden hat, daß das Wasser herausgelaufen ist." Auch die Schreiberin erinnert sich, wie sie einen großen Honiglebkuchen, den sie vorsichtig zur Herzstärkung mitgenommen, vergeblich in ihrer Kleider-Tasche gesucht, in welcher er zerflossen war. Aber die Gewalt des Schauspiels obsiegte allem Ungemach und seinen gesundheitsbedrohlichen Einflüssen und als endlich bei ein paar Hauptszenen, z. B. der Auferstehung, die Sonne glorreich durch die Wolken brach, beglückwünschte man sich, unentwegt ausgehalten zu haben. Die Weihe des Eindrucks, nicht aufgehoben durch den humoristischen Beigeschmack jener kleinen Zufälligkeiten, durchdrang sich am nächsten Tag mit den herrlichen Natur-Eindrücken des Eibsee's und Partenkirchens und die Erinnerung blieb großartig und lebendig in Geist und Herz der Theilnehmer.

Im selben Jahre kam das Ehepaar Spring aus Belgien zu Besuch in die bayrische und östreichische Heimath. Sie brachten mit sich ein zierliches kleines Töchterchen und ein zwei- bis dreijähriges Söhnchen, welch Letzteres jedem Begegnenden auf der weiten Reise auf die Frage, wohin es gehe, ernst erwiderte: „Zu Tante Ingseis." Im Großonkel wachte im Verkehr mit dem kleinen Burschen die alte Kinderliebe so fröhlich auf, daß er ihm zu Ehren sich in der lang vergessenen Kunst des Radschlagens versuchte. Ob der jetzige Lütticher Professor der Chemie, Dr. Walter Spring sich gerade dessen noch erinnert, wissen wir nicht, — wohl aber, daß in der Folge bei wiederholten wechselseitigen Besuchen die traditionell ihm eingepflanzte Liebe zum Onkel zu bewußt verehrungsvoller Zärtlichkeit und Bewunderung sich entwickelt hat.

Ein in Literatur arbeitender Arzt hatte seit Langem — wo wir nicht irren, seit zehn Jahren — Ringseis auf das Bissigste angegriffen und verdächtigt, dieser aber den Angreifer niemals einer Erwiderung gewürdigt. Aus Anlaß des zweiten ärztlichen Kongresses machte Herr Dr. v. J. seiner Galle Luft in einem Buch und diesmal ging es Ringseis wie etwa einer edlen Dogge, die lang in majestätischer Gelassenheit die tückischen Angriffe eines Kläffers hingenommen hat, endlich aber halb unmuthig, halb belustigt die Pfote zu einem Merks auf dessen Rücken niederfallen läßt, — siehe da, die natürliche Wucht der Pfote war zu groß, der Kläffer hat das Wiederaufstehn vergessen.

Das Schriftstück, welches diese Wirkung gehabt, und von welchem wir das Wesentliche in Beilage zu geben gedenken, nannte Ringseis:

„Merkwürdiger Krankheitszustand und prognostischer Sektionsfund an einem noch lebenden Kollegen.“

Wenn er demselben zum Motto die Warnung setzte: Noli me tangere, so wollte er damit zu verstehen geben, daß nicht jeder zeitgeistische Held es ungestraft versuchen dürfe, an ihm, dem „ultramontan reaktionären Zopf“ mit Lügen sich zu reiben. Es war Nothwehr, die Züchtigung eines bösen Buben, wozu freilich die Ruthen im Salzwasser gelegen waren. Wir, die wir's in nächster Nähe mit erlebt haben, wissen, daß Ringseis nicht in einem Gefühl der Rachsucht vorging, sondern mit objektivem Humor, in Entrüstung zwar über einfältige Bosheit, nicht aber darüber, daß die Spitze dieser Bosheit gegen ihn gerichtet war. Wem trotzdem die Strafe zu scharf oder die Grenzen der christlichen Charitas überschreitend erscheint, der möge sich fragen: Wie Viele, die

sich der Waffen und Waffenkunst eines Ringseis bewußt wären, hätten so lang gewartet, um mit einem Quos ego unter die Meute zu fahren? Jedenfalls dient uns die Abfertigung zur Kenntniß, welch ein Gefürchteter Ringseis hätte werden können, wenn es ihm also beliebt hätte. (Weiteres sieh alsbald bei Gelegenheit des Fallmerayer'schen Pamphlets, dann aber in Beilage zum J. 1850.)

Am Schluß seines Aufsatzes stellte Ringseis die Bitte:

Da der Unterzeichnete schon vor etlichen und dreißig Jahren nach einem zehnjährigen Studium der Philosophie und Medizin und nach vierjährigen Bildungsreisen seine vorgeschriebenen drei Prüfungs-Krankengeschichten zur Zufriedenheit der Prüfungskommissäre verfaßt hat, so findet er es nicht unbillig, daß Herr v. J., Herr H. und Konsorten Mitleid mit ihm haben und ihn eine Zeitlang mit der Herausforderung zur Verfassung noch mehrerer Kranken-Geschichten verschonen.

Hr. v. J. gab schwach noch einmal Laut, um anzukündigen, er werde Ringseis antworten, hat diese Antwort aber weislich unterlassen. Auch von Dr. H. haben wir nie vernommen, daß er noch einmal wider R. die Feder ergriffen.

Da Ringseis im eben verhandelten (in Beilage ausgezogenen) Aufsatze satyrisch die Möglichkeit einer Jesuiten-Ansiedlung im Gehirn des Patienten erwägend, äußert, Justinus Kerner habe die Wirklichkeit der Besessenheit von Menschen durch Menschengeister erwiesen, so nehmen wir von dieser Stelle Anlaß zu erzählen, daß bei einem Zusammensein mit Kerner einst Ringseis zu diesem gesagt hat: „Höre, du glaubst, daß die Geister, die aus Besessenen reden, auch Geister verstorbener Menschen sein können?" ‚Ja freilich,' erwiderte Kerner, ‚sie sagen das ja oft genug aus.' „Nun will ich dir mittheilen,"

entgegnete R., „was die katholische Kirche hierüber lehrt,“ und holte aus seiner Bibliothek ein römisches Rituale, wo bezüglich des Exorzismus (ungefähr) gesagt wird: „Wenn der Geist in einem Besessenen vorgibt, er sei der eines verstorbenen Menschen, so ist zu wissen, es sei dies ein Betrug des höllischen Geistes.“ Leider haben wir die Geschichte vergessen, die R. bei Erwähnung dieser Sache beizufügen pflegte, wie ein Geist sich für den eines verstorbenen Kaufmannes aus der Via Frattina zu Rom ausgegeben. Kerner war sehr betroffen, denn obschon Protestant, hegte er doch große Achtung vor der Erfahrung, Kenntniß und Weisheit der katholischen Kirche auf jenem Gebiet.

Im September des Jahres 50 machte Ringseis noch einen zweiten Ausflug ins Gebirg, zunächst nach Schliersee und über Valepp und die Kaiserklause an den Tegernsee. Hatte er noch im vorigen Herbst in seinen Kräften zum Mindesten Schritt gehalten mit den Begleiterinen, so stellte sich dieses Jahr, vielleicht nur zufällig, ein häufigeres Bedürfniß nach Schlaf- und Ruhestunden ein und in lebhafter Erinnerung sind uns die bittren Thränen, die während einer solchen Siesta ihres Vaters in den grünen Auen zwischen Kreuth und Tegernsee diese Wahrnehmung den Augen seiner jüngsten Tochter entlockte. Hätte sie gewußt, daß ihm Gott noch dreißig Lebensjahre in Bereitschaft hielt, so hätte dies ihre Thränen sehr gemildert, wenn auch nicht völlig gestillt; denn Abnahme bleibt immer schmerzlich, — ein Anfang vom Ende. — Uebrigens ging es dann tapfer weiter zum Achensee und zu einer Uebersteigung des Plumserjoches, an deren Beschwerden Ringseis schon in Bd. I. S. 442 denkt, die aber auch ihre ergötzlichen Seiten hatte. Als die müden Wandrer

bei spärlichem Mondschein die Almhütte erreichten, wo sie zu übernachten hofften, starrte ein ungastliches Vorhängschloß ihnen entgegen; an eben jenem Tag waren die Senner abgezogen. Nach abermaliger Wanderung gelangten sie zur s. g. Hagelhütte, aus welcher auf den juchzenden Zuruf des Führers sechs rußige aber freundliche Kerle hervorsprangen mit dem Gruße: „Teifi, Herrschaften!" Noch gedenkt uns, wie Ringseis, im Heu nicht allzu bequem gebettet, trotz Warnungen und Bitten seiner Töchter so lang herumgeisterte, bis es ihm gelang, genau auf ihre ineinander geschachtelten Kapothüte (runde trug man damals nicht,) sich fest niederzulassen. „Ei, was hab' ich hier unter mir?" war sein Morgengruß, womit er die unfreiwilligen Chapeaus-claque unter sich hervorzog und den zuerst erschrocknen Töchtern in die bald vor Lachen zitternden Hände übergab, worauf am andren Ende des Stadels das Gelächter ein Echo fand im freundlich groben Gewieher der Senner. Durch die herrlichen Berge der hintern und vorderen Rieß wurde weiter gewandert zum bayrischen Fall, wo prächtige einheimische Frauengestalten Bewunderung erregten.

Von hier aus schrieb R. seiner Friederike:

Dich grüßt Dein, gestern Abend tod=müder, schläfriger, durch die guten Betten und das lange Liegen bis heute Morgens 6 Uhr wieder hergestellter und zum Steigen rüstiger, übrigens ewig treuer Schäfer Ringseis.

Wir sind hier in einem großen stattlichen Gasthaus mit acht großen Zimmern über einer Treppe; in jedem derselben hätte eine Familie Platz; mein Zimmer hat vier Fenster, drei Kommoden und die gutgemachten Porträte der schönen Wirthsleute.

Ueber Lenggries und durch das Thal der Jachenau, wo R. einst so interessante Erlebnisse gemacht hatte,[1])

---

[1]) Sieh Bd. I. S. 152 f.

ging's an den prächtigen Walchensee, von da nieder zum Kochelsee, wo in Schlehdorf die Freunde Martius begrüßt wurden und über die fernsichtige Aitlingerhöhe, an den Würmsee, endlich nach Schäftlarn, wo Ringseis zum Behufe des Arbeitens blieb, wennschon, nachdem ihn die Töchter kaum verlassen hatten, das Sehnen nach den Seinigen ihn alsbald ergriff. Mit diesem versicherte er stets kämpfen zu müssen, wenn er allein verweilte, Friederike freilich pflegte ihm die Gegenversicherung zu geben, er halte es recht gut aus und unterhalte sich trotz seiner „Sehnsucht" recht vortrefflich.

5. Fallmerayer's Pamphlet auf Ringseis.

Am 17. Nov. als am Geburtstage des Königs hielt Ringseis 1850 in der Akademie der Wissenschaften eine Rede zum Andenken an Phil. v. **Walther**. Nach kurzem Hinweis auf v. Walther's geistreiche Auffassung und mannichfache Verdienste betont R. mit Vorliebe dessen „**meteorähnliches Auftreten und Wirken in Landshut**", bezeichnet die bedeutendsten Elemente der dortigen Hochschule, (sieh 2. Kap. d. Erinnrgn.), und sagt sodann:

In den Kreis dieser, wie für die Wissenschaft, so für Deutschlands wahre Ehre glühenden Männer und Jünglinge trat nun der selbst noch in jugendlicher Kraft und Schönheit blühende 22jährige Walther. Selbst begeistert, begeisterte er die Jugend und erschien dieser als ein Heros, vom Himmel gesandt, um, ein neuer Herkules, die Welt zu befreien von den gewaltigsten Ungethümen der **Krankheit**, und wie vor fast 300 Jahren die französischen Soldaten freudig in die Schlacht zogen, wenn sie wußten, daß Ambrosius Paré, ihr großer Chirurg, sie begleite, so wanderten von nah und fern, selbst aus nicht deutschen Ländern, chirurgische und Augenkranke nach Landshut, in der sichern und freudigen Hoffnung, die gesuchte Hilfe zu finden.

Nicht minder lebendig, wenn auch in aller Kürze, rühmt Ringseis die Bonner- und Münchner-Epoche des Verewigten, seine Arbeiten im Obermedizinalrath, letztere als Muster der Gründlichkeit und des Scharfsinnes u. s. w. Entsprechend aber seiner Neigung zu großen Ueberblicken von hohem Standpunkt aus, knüpfte R. an den Namen des Gefeierten eine Darlegung des Zustandes der Wissenschaft im Allgemeinen und der Medizin insbesondre, ein Verdammungsurtheil der in ihr herrschenden Anarchie der Grundsätze. Vermuthlich wäre es klug gewesen, das obige schwungvolle Lob, das er im ContexT dem großen Arzt und Chirurgen dargebracht, an die Spitze der Rede zu stellen, bevor er in der tiefaufgewühlten Zeit, Angesichts vieler Widriggesinnten ein so herausforderndes Thema in der ihm eignen unerschrocknen Weise behandelte. Anton Spring, selber ein großer Verehrer v. Walther's, schrieb nach Zusendung der gedruckten Rede, sie habe ihn „hingerissen durch die Tiefe der Gedanken und die Kraft des Ausdrucks".[1])

Aber an die Kürze jenes Lobes hängte sich alsbald der Tadel der Gegner, als sei hiermit ein schweres Versäumniß begangen worden, da doch bereits drei Nekrologe sich über Walther's literarische und praktische Leistungen sowie über seine persönlichen Verhältnisse verbreitet hatten, und der ausführlichste nicht bloß in Walther's Zeitschrift, sondern auch in besondren Abdrücken in die Hände aller Aerzte gelangt war. Walther selbst hatte in seiner Gedenkrede auf Döllinger, wenn auch nicht in gleichem Maße, mehr von andren Dingen als von dem Gefeierten geredet.

---

1) „Ich habe sie," fährt er fort, „einigen Herren gegeben, welche Deutsch verstehen, namentlich meinem Kollegen Schwann und dem Herrn Vandereycken.... Der Letztere wollte sie übersetzen, stand aber davon ab, weil, wie ich selbst einsehe, sie ins Französische absolut unübersetzbar ist...."

„Werden Güte und Gewicht einer Sache" (frug Ringseis) „denn nur mit der Elle und dem Stundenzeiger gemessen? Das die Aerzte allein Angehende und ihnen bereits Bekannte, der großen Mehrheit der nichtärztlichen Akademiker und Zuhörer aber wenig wichtige Detail umgehend, habe ich in weniger als 15 Minuten Walther's Namen mit einem größeren Nimbus zu umgeben getrachtet, als es einer seiner Biographen gethan hat." [1])

Alle kleinseligen oder boshaften Anfeindungen der Rede traten aber in den Hintergrund, als Fallmerayer, der, wie es scheint, seit seinem letzten Zusammentreffen mit Ringseis (s. S. 294 f.) lauernd im Winkel gesessen, an's Tageslicht hervorschoß mit einer Diatribe, deren Charakter wir mit keinem andren Namen zu bezeichnen wissen, als dem der Tobsucht. Seit Jahr und Tag, so meinte ein Korrespondent der „Postztg.", müsse der alte Knabe Gift und Galle zu Redeausdrücken gegen Ringseis gekocht haben, denn bekanntlich sei er unfähig, über etwas rasch zu schreiben, er müsse Alles erst lange Zeit in einer Sauce von Witzigkeit destilliren lassen.

Wir erinnern daran, daß von Fallmerayer seine Herolde verkündeten, ihm stehe „der Adel des Wortes (des geschriebenen nämlich) in seiner mächtigsten Bedeutung zu Gebote." Um den Styl des jetzt in Rede stehenden Machwerkes zu charakterisiren, bringen wir folgende ergötzliche Auslese von Bezeichnungen für den Gegenstand seines Hasses: „Zwischen den blühenden Oleanderbüschen

---

[1]) Mit Genugthuung fanden wir jüngst in einer Broschüre des Herrn Generalarztes v. Nußbaum da, wo von den staunenswerthen Riesenfortschritten der neueren Chirurgie die Rede, R.'s schwungvollen Vergleich Walther's mit dem berühmten altfranzösischen Chirurgen Ambrosius Paré benützt. Wir aber benützen diesen Anlaß, um es auszusprechen, daß R. immer mit besondrer Hochschätzung und mit patriotischem Stolz auf v. Nußbaum geblickt hat.

hervortretendes dekorirtes Skelett," — (R. war damals in Folge mehrjährigen Kummers über die bayrischen Verhältnisse wirklich von auffallender Magerkeit, wie denn auch bei gedrückter Seelenstimmung sein sonst reichlockiges Haar straff und widerspenstig zu werden pflegte,) — „Bild der Sünde und Verwesung," „ärztlicher Giftmischer und frömmelnder Charlatan", „Erbsündenkrämer und Satansdoktor", „Vogelscheuche", „vermodertes, wie aus dem Abgrund heraufgestiegenes Phantom", „würdig, als Schreckensbild am Höllenthor die Verdammten zu empfangen," „Wahrzeichen des Kretinismus, in welchen die Hochschule gesunken," — wir denken, wenn wir noch beifügen, daß Ringseis von Fallmerayer zu den Leuten gerechnet wurde, welche „die Gottseligkeit als Spekulation treiben" und „kaum nothdürftig das s. g. Doktor- oder Küchenlatein verstehen", so haben unsere Leser hieran genug? Selbst die Redaktion der Leipziger „Blätter für literarische Unterhaltung", an welche der Schmähartikel gesandt war, trug Bedenken, die Verantwortung zu übernehmen, aber Fallmerayer fühlte sich Manns genug, für seine Worte einzustehen und setzte nun tapfer seinen Namen darunter. Jedoch es sollte anders kommen als der in seiner Wuth Verblendete geglaubt hatte.

In flammenden Worten stellte Ernst v. Lasaulx, unterstützt vor Allem durch Franz Streber den Numismatiker und Andr. Wagner den Geologen, in der nächsten Sitzung der Akademie die Frage, was sie zu thun gedenke, nachdem ein Mitglied ihrer Körperschaft ein anderes in unerhörter Weise angefallen. R. verließ alsbald den Saal, Fallmerayer blieb sitzen; der Klassensekretär v. Martius machte dieß dem Präsidenten v. Thiersch bemerkbar, aber es erfolgte keine Rüge, Fallmerayer stimmte in eigener Sache mit ab. Von Manchen dürfte vielleicht seine Aus-

schließung aus der Körperschaft erwartet worden sein, doch beschränkte sich die Akademie auf Forderung öffentlicher Abbitte in der „Augsb. Allg. Zeitung".

Indessen war der Sturm der Entrüstung im Publikum von einer Größe, die sich Fallmerayer in seiner leidenschaftlichen Verblendung, in seinem zeitgeistischen Dünkel nicht hatte träumen lassen; angesehene Häuser verboten ihm den Zutritt, Zeitungen brachten wahrhaft fürchterliche Züchtigungen und Andeutungen über F.'s sittliche Vergangenheit, unter deren Schreck er wie ein welkes Blatt zu verschrumpfen drohte; in der hieraus entspringenden Gemüthsstimmung verfaßte er eine Abbitte, welche R. befriedigte. Schon fing dieser an, Mitleid mit dem armen Schächer zu spüren, da verlangte Fallmerayer unter dem Vorwand, er wolle Einiges noch kräftiger betonen, das Concept nochmal von Thiersch zurück, schwächte es ab, und in dieser, R. nicht mehr vorgelegten Form erschien die Abbitte, zusammt der Erklärung, welche die Akademie von ihrer Entrüstung gab, irgendwo im Inseratentheil der „Allg. Zeitung", ohne Namensunterschrift des Präsidenten! Dem entsprechend führte die Zeitung das Aktenstück auch nicht in ihrer Rubrik auf, während die Artikel der Gegenseite genau darin verzeichnet stunden. Ein der „Unparteilichkeit" beflissener Artikelschreiber meinte, die Besonnenen im Publikum gäben beiden Theilen Unrecht, Fallmerayer und Lasaulx!! Ein andrer zitirte Stellen aus Ringseis' „Merkwürdiger Krankheitszustand und prognostischer Sektionsfund eines noch lebenden Kollegen", und schloß aus dem Umstand, daß R. selber derlei geschrieben, man nehme das F.'sche Pamphlet zu hoch. Der Vergleich war so fehlgegriffen wie nur immer möglich: Dort entschiedenste Nothwehr nach vieljähriger Langmuth, — hier tückischer Angriff

ohne alle vernünftige Veranlassung; dort Verhandlung der Sache vor demjenigen (dem ärztlichen) Publikum, vor welchem der Gegner sie angeregt hatte, — hier ein Hervorzerren des Mißhandelten zur Beschimpfung vor dem großen Publikum; dort zwar grelle satyrisch-humoristische Beleuchtung der Persönlichkeit, aber immer nur im Hinblick auf ihre Angriffsweise, um den Unwerth ihrer Angriffe (als eines Stänkers und Verläumders) besser klarzulegen, — hier ein wahres Ausgießen von verläumderischer Jauche über die ganze moralische, intellektuelle und physische Persönlichkeit, über Inneres und Aeußeres, das Letztere bis in Einzelheiten der Kleidung, die, wären sie nicht erlogen gewesen, selbst Friederikens ehefrauliche Fürsorge für ihren Eheherrn in ein bedenkliches Licht setzen würden, — Alles das freilich in hellenisirenden Bildern, welche dem Pamphletisten den Anschein klassischer Ueberlegenheit geben sollten, wobei aber alle Seife der Nausikaa nicht vermocht hätte, den moralischen Schmutz ihm selber abzuschwemmen.

Unsres Wissens hat Fallmerayer seit jener Zeit so wenig mehr öffentlich Laut gegeben als Dr. v. J. — Ringseis aber sagte im Vorwort, das er seiner Rede auf Walther im Druck beigesellt, mit gewohnter Kampfslust:

> Ueber den mündlich vorgetragenen und hier wörtlich wiedergegebenen Theil folgender Rede sind die Männer einer bekannten Zeitrichtung mit wüthendem Grimme hergefallen. Viel zu voreilig; das stärkste meiner Rede folgt erst jetzt und ward im mündlichen Vortrag wegen Mangel an Zeit überschlagen.

Jahre waren seit Fallmerayer's Angriff verflossen, als die Schreiberin das Pamphlet einmal zufällig in die Hand bekam und durchblätterte; da fiel ihr folgende, längst von ihr vergessene Stelle auf:

> Auch ist ihm (Ringseis) vielerlei Wissen nicht abzusprechen: Ueber Namen und Uniformen der Erzengel z. B. und über das

höchst wichtige Argument, ob dem einäugigen Bischof und liberalen Nicäa-Trinitätsdeputirten St. Spiridion aus Cypern das rechte, oder das linke Auge fehlte u. s. w.[1])

Ob Ringseis ehedem mit St. Spiridion jemals zu schaffen gehabt, ist uns unbekannt, wenn auch nach dieser Verunglimpfung Namen und Geschichte des bischöflichen Bekenners recht merkwürdig in ein hier nicht näher zu erzählendes Erlebniß hineingespielt haben, als hätte der Heilige, mit welchem R. war verhöhnt worden, durch Jahre hin den Augenblick erwartet, in welchem er ihm diesen Hohn durch die liebreichste und bezeichnendste Hilfe vergüten konnte. Was aber die Erzengel und ihre Uniformen betrifft, so scheint es eine Lieblingsunterhaltung müßiger Köpfe gewesen zu sein, Ringseis eine besondre Kenntniß der Engel zuzuschreiben. Auch ernsthafte Leute haben sich drankriegen lassen; so wurden wir aufmerksam gemacht, daß in einer Novelle von Paul Heyse als vom Hörensagen gemeldet wird:

Ein Mann der Wissenschaft, Geheimrath Ringseis in München, habe ein werthvolles und sehr beachtenswerthes Buch über die Krankheiten der Engel geschrieben.

Auf unsre Einsprache erwiderte der Herr Verfasser, er habe geglaubt, „es handle sich um einen phantastischen Scherz, dergleichen aus den Kreisen der Brentano's hin und wieder hervorzugehen pflegte". Im Buch nimmt der Satz sich nicht scherzhaft aus, wenigstens nicht als ein Scherz von Seite Ringseis'.

Wir denken, es kann nichts schaden, wenn wir noch Einiges über Fallmerayer erzählen, um wieder einmal an

---

1) Der hl. Bekenner war auf Einem Auge geblendet worden. S. Röm. Brevier am 14. Dezember.

einem Beispiel zu zeigen, was für Leute von der Gewissenlosigkeit des Parteitreibens dem öffentlichen Vertrauen empfohlen werden. Beschämt es uns, daß ein solcher Mann einer der beiden Abgeordneten unserer Vaterstadt zu einer so wichtigen Versammlung wie das Frankfurter Parlament gewesen, so müssen wir erinnern, daß der Modus der indirekten Wahl überhaupt nicht dazu angethan ist, dem wirklichen Mann des Vertrauens die Stimmenmehrheit zu sichern und daß überdies sowohl Urwähler als Wahlmänner noch völlige Neulinge in ihrem Geschäfte waren. So konnte es kommen, daß ein Mann gewählt wurde, welchen die meisten Urwähler nicht einmal dem Namen nach kannten, Viele unter den Wahlmännern nur als den Urheber wohlstylisirter, durch Sarkasmen unterhaltender Aufsätze in der „Allg. Ztg.", diese aber sich bereden ließen, in dem prickelnden Federhelden stecke gerade der richtige Geist der Zeit.

Als Fallmerayer gestorben war, schilderte ein Akademiker den unersetzlichen Verlust, welchen Deutschland, die ganze Welt, insbesondre aber die bayrische Jugend durch diesen Tod erlitten habe und wie sehr es zu beklagen sei, daß man F. so viele Jahre die Gelegenheit entzogen, durch seine lebensvollen Vorträge auf Geist und Herzen seiner bayrischen Zuhörer zu wirken. Ringseis war so glücklich, von solch einem Hörer F.'s am Landshuter-Lyceum, und zwar einem begeisterten, ein von demselben nachgeschriebenes Collegienheft von 1830, dem Jahr der Julirevolution, über bayrische und Universalgeschichte zu erlangen. Genießt Fallmerayer, wie erwähnt, in seinen *schriftlichen* *Aufsätzen* bei Manchen den Ruhm eines vorzüglichen Stylisten — Andre freilich redeten von orientalischem Schwulst und attischer Salzsäure — so entspricht in diesen mündlichen Vorträgen die Würdelosigkeit und leichtfertige Gemeinheit

der Ausdrucksweise vollständig der Nichtswürdigkeit des Inhalts.[1])

Eingangs theilt er die Geschichtsdarsteller in zwei Lager gemäß dem was er unter Glauben, dem was er unter freier Forschung versteht, und deutet sogleich mit leichtfertig aufgestapelter Naturwissenschaft die Unhaltbarkeit dessen an, was er aus dem mosaischen Schöpfungsberichte herausliest. Die Menschengeschichte eröffnet er mit Witzen wie folgender: es gebe Leute, welche sagen, gemäß einem von Adam hinterlassenen Tagbuch sei derselbe bei Gott Vater vom 30. März bis 9. Mai anno 1 in die Schule gegangen, am 25. Juni hätte er Hochzeit gehalten, im siebenten Jahre nachher vom Baume gegessen, 45 Tage darauf sei er aus dem Paradiese vertrieben worden. In diesem Style wird auch über die Sündfluth geredet und so weiter. Beim Namen Moses heißt es, daß derselbe soviel wie Mausche und Schmuel bedeute, bei Abraham, daß er auf Befehl Gottes, „seines guten Freundes und Bekannten" über den Euphrat gegangen; die Juden unter Josua sind ihm eine Räuber-Bande, David ein Straßenräuber, Daniel ein verschmitzter Jude, das ganze Volk zu Daniels Zeit feig und elend, Jehovah selber eifersüchtig und giftig.

Dazwischen schon im Vorhinein Ausfälle auf die christliche Lehre. Auch in der Profangeschichte betont er, Gott regiere nicht die Welt, Gebet nütze nichts, gar nichts, in allen Armeen herrsche das Fatum. Ueberall gibt er seinen Haß gegen die Gewalthaber zu erkennen; wo sie die Leute nicht an der Nase herumführen, was sehr leicht sei, da unterbleibe dies nur aus Verstandlosigkeit oder Faulheit der Regierenden. Aus Anlaß eines der römischen

[1]) Vgl. in Beilage z. J. 1848, was F. selbst von seiner Unfähigkeit zu mündlicher Rede sagt.

Bürgerkriege meint er: „In Bürgerkriegen muß man den Feind vernichten; die Blutströme der Feinde sind der Mörtel für die neue Staatsverfassung.“ Hiemit bereitet er die Entschuldigungen vor, die er für die Blutmenschen der französischen Revolution in petto hält, wogegen freilich die Pariser Bluthochzeit und alle wirklichen und angeblichen Missethaten katholischer Herrscher und Parteigänger in ihm die tugendhafteste Entrüstung wecken.

Christus und seine Lehre werden revolutionär genannt, — in F.'s Mund ein Lob, wie er auch heuchlerisch als überzeugter Anhänger des Evangeliums sich bekennt. Dies hindert ihn nicht, über das Blut der Erlösung einen Witz zu machen, den wir ob seiner schnöden Lästerlichkeit nicht wiederholen, und zu fragen, ob zu einer Religion, welche Liebe, Duldsamkeit, Gerechtigkeit und Gleichheit predige, also für alle Menschen und Zeiten tauge, — ob zu solcher Lehre der Sohn Gottes nöthig sei.

Das Bild der Geschichte christlicher Zeitrechnung scheint fast nur zum Zweck entrollt, alle Autorität, vor Allem aber die Kirche, ihre Hirten und ihre Ordensleute mit Gift zu bespritzen. Daß es etwa würdige, edle, fromme Männer, Wohlthäter der Menschheit unter ihnen gegeben, davon erhält der Schüler keine Ahnung. Keine alte oder neue Lüge ist so feist, keine Verläumdung oder Uebertreibung so handgreiflich, daß F. sie verschmähen sollte. Die Dreistigkeit, womit er über Dogmen spricht, zeigt sich z. B. in der Aussage, die Kirche lehre — und zwar nach Augustin, der hiebei das Prädikat „dumm“ erhält — die Unfreiheit des menschlichen Willens!! Die Kirche ist ihm ohne Mitleid, Eidbruch lehrend und übend, die Mönche ein Ausbund aller Dummheit und Laster, — (ob der Ausdruck „tonsurirtes Vieh, geschorne Bestien“ von ihm

selber herrührt oder nur mit Liebe zitirt wird, darüber sind wir unsicher,) — das Geld war der hl. Geist, der mit jedem Posttage nach Trient fuhr, um die Dekrete zu machen, (eine andre wider die Eucharistie gerichtete Lästerung unterdrücken wir,) die Sitten hat das Christenthum nicht gebessert; thöricht wäre es zwar, allen Cultus auf einmal abzuschaffen; doch ist die Geistlichkeit nur auf Geld erpicht, ein Krebsgeschwür im Staate, — Voltaire der Hannibal der römischen Kirche u. s. w.

Uebrigens kommen bei dem verbissenen Revolutionär die weltlichen Gewalten nicht viel besser weg. Tugend und Laster, also generalisirt er, gelten den Großen nichts, ihre Religion seien die Kraft und das Regiment, die weltlichen Monarchien seien „eben so ohne Ehre und Treue wie die geistlichen", — die königliche Macht ein Tiger, durch Constitutionen an die Kette gelegt. Die französische Revolution vergöttert er, gleitet über ihre Greuel als über unvermeidliche Nothwendigkeiten weg, sie allein wiege das ganze Alterthum auf und Frankreich allein unter allen Ländern sei würdig, daß man nach dem dreißigjährigen Krieg davon rede, — der Tag, an welchem die Bastille gestürmt worden, der glorreichste Tag der Welthistorie.

Was unter solchen Händen aus der bayrischen Geschichte geworden, bedarf kaum mehr der Erörterung. In der That fragen wir uns, worauf denn die Begeisterung jenes thörichten Zuhörers gerichtet gewesen; vermuthlich auf die glorreiche Zukunft, welche Bayern und der Welt bevorstunden, wenn Männer von F.'s Gesinnung an's Ruder kamen, denn in der bayrischen Vergangenheit bietet des Professors Darstellung kaum Einen Punkt, auf welchem der Blick eines bayrischen Jünglings mit patriotischem Stolz und Wohlgefallen zu ruhen vermöchte.

Fürsten und Volk erscheinen (gelegentlich schon in der Universal-, vollends in der Spezialgeschichte) auf niedrigster Stufe, durch das Christenthum eher verdummt als gehoben; alles Bedeutende zieht er in den Staub; Herzog Otto der Große heißt major, weil er jüngere Brüder gehabt, Otto der Erlauchte ein Falschmünzer, (das Geld, das er machte, dem Teufel zu schlecht,) Ludwig der Bayer zwar löblich, weil er dem Papste widerstanden, aber schwach und eidbrüchig, — dazwischen Redeblumen wie diese: „Um die Zeit starben die bayrischen Grafen wie das liebe Vieh dahin," — „Ein Ritter (des Mittelalters) und ein Büffelochs sind so etwas Gleiches," überhaupt wirft er viel mit viehisch und verbüffelt um sich. Plötzlich erfährt man, das Fernhalten der Reformation habe für Bayern den Verfall von Kunst und Wissenschaft bedeutet, in welchen es bis dahin für Deutschland den Ton angegeben.

Wie mußte dieses Deutschland beschaffen sein, in welchem ein so erbärmtiches Bayern den Ton angab! Und wie konnte ein so platt zu Boden liegendes Volk noch tiefer verfallen? Den logischdenkenden Historiker stört es auch nicht im mindesten, daß er denn doch erwähnen muß, wie — in dieser zweiten Periode des noch größeren Verfalls — Albrecht V. für Malerei und Musik etwas gethan. „Zwei Fürsten der Finsterniß" werden der große Churfürst Max I. und Kaiser Ferdinand II. genannt, (die östreichischen Prinzen jener Zeit überhaupt bigott, stupid, intolerant und grausam). Auch sein eigenes Nest zu beschmutzen nimmt F. keinen Anstand und setzt, wo er von den angeblichen römischen Sündenlizenzen für Geld redet, hinzu, die Deutschen hätten sie am meisten gekauft, darum in Rom gar fromm geheißen, „wie noch

heut die terrae sanctae Bayern und Tyrol." Wer denkt dabei nicht an Schellings Wort: „Wenn ein Tyroler ausartet, dann wird er scheußlich."[1]) Am meisten Glimpf erfahren natürlich noch die Fürsten, unter welchen die Aufklärung sich breit gemacht, aber auch sie bleiben nicht ohne Schimpf.[2])

Und daß man einen solchen Mann von einem bayrischen Lehrstuhl entfernte, das beklagte öffentlich ein andrer Mann, der selber ein Lehrer bayrischer Jugend an einer Militäranstalt und Mitglied der Akademie gewesen, und wagte zu behaupten, man habe F.'s Abwesenheit benützt, um ihn verläumderisch der revolutionären Gesinnung anzuklagen, und dieser Lobredner betont es: „So scharf er (F.) urtheilte, so schneidig er censirte, so furchtbar er die Geißel des Spottes und der Satyre schwang, nie sank die Sprache unter das Decorum, nie verletzte er, wo er hätte vernichten können." Damit aber dem Ganzen auch die Krone der Lächerlichkeit nicht fehle, wird versichert, die Feinheit des Tones, der männlich schöne Anstand, der Witz und das Salz der Rede u. s. w. habe den Fragmentisten zum Liebling auch der Frauenwelt gemacht. Wer dabei den Fragmentisten sich vergegenwärtigt mit der kleinen Gestalt in wunderlich ge-

1) Sieh 16. Kap. aus Anlaß von Hormayr.

2) Ringseis hat mündlich öfter einen Excurs F.'s — wir wissen nicht mehr ob aus Schrift oder Vortrag — citirt, welcher anhub: „In Isspahan war ein König Max." Dann folgt eine höchst ungeziemende Darlegung von Gründen, warum, da derselbe als Prinz unvermuthet auf den Thron gelangte, Solches zur größten Freude der Juden gedient habe; aus den nämlichen Gründen, (um unbequeme Lasten auf das Volk hinüberzuwälzen,) habe er eine Constitution ertheilt.

zierter Haltung und katzenhafter Bewegung, der greift sich an die Stirn und kommt zum Schluß, jener Lobredner habe sich ergötzt, den unkundigen Theil seines Publikums zum Besten zu halten.

Wir haben auf einen unwürdigen Gegenstand unbillig viel Worte verwendet. Aber wir gedachten des schnöden Weihrauches, der ihm gespendet worden und zugleich der Entrüstung, womit Ringseis von jenen Geschichtsvorträgen zu reden pflegte.



Beilagen.

Zum sechzehnten Kapitel.

Zu 1826.

Friederike Ringseis an den Bildhauer Martin Wagner in Rom. (29. Dez.)[1])

... „Gestern war für Cornelius ein schöner Tag. Der König beschied ihn bis 11 Uhr Morgens mit seinen Schülern in die Glyptothek, wo er ihm über seine Leistungen viel Schmeichelhaftes sagte und die Schüler zum Nachstreben aufmunterte und beiläufig in folgenden Worten fortfuhr: ‚Man schlägt den Sieger auf dem Schlachtfeld zum Ritter, Sie sind hier gleichfalls auf Ihrem Feld der Ehre und ich mache Sie also hiemit zum Ritter.' Indem der König dies sagte, hing er dem Cornelius den Orden der bayrischen Krone um und fügte noch viel Herzliches bei und umarmte ihn."

Zu 1828.

Ringseis' Rede: Ueber den Ehrenpunkt der Studenten.

Seien Sie mir gegrüßt, edle akademische Freunde, durch Eine Verfassung vereinte — Bayern, Pfälzer, Schwaben und Franken; und wer sonst aus den Gauen deutscher Zunge zugegen .... Sie kommen aus den fröhlichen Ferien; von den Ufern unserer herrlichen Ströme, viele aus den Thälern der himmelhohen Alpen. Mögen die Bilder der theueren Heimath, der Abschiedsgruß von Eltern und Freunden Sie geneigter machen, ein Wort des Rathes, der Liebe, der Freundschaft zu hören.

1) Gedruckt in L. Urlichs: Die Glyptothek Sr. Maj. des Königs Ludwig I. von Bayern ꝛc. München, Theod. Ackermann, 1867.

Ein alter Brauch forderte bisher den Zweikampf in Ehrensachen bei höheren Ständen, den Offizieren und den Studenten der Universitäten. Wer, einen Schimpf duldend, ihn nicht mit Blut abwusch; wer eine Ausforderung nicht annahm, war ausgestoßen aus vielen Kreisen, häufig dem bittersten Hohne verfallen.

Akademische Freunde! Es ist ein Zeichen eines edlen Gemüthes, die höchsten Güter, die wahre Ehre höher als das Leben zu achten; nur wer den Tod nicht fürchtet, besitzet das Leben. Nach höherer Ehre ringen wollen wir Alle, und jeder von uns müsse ihr sein Leben zu opfern jede Stunde bereit sein. Es ist Pflicht, durch edle Sitte sich selber zu ehren; nur wer edel gesittet, vermag die Sitte an Andern zu achten. Es ist ehrenhaft, einem wackeren Verein angehören; mächtiger wirkt im Verein ein jegliches Gute. Es ist ehrenhaft, die Heimath zu lieben, sie sei an der Isar, der Donau, dem Rhein oder Main; denn welcher deutsche Gau hat nicht ruhmvoller Erinnerungen die Fülle? Es ist ein ehrenhaft stolzes Gefühl, kunstvoll die Waffe zu führen, als wär' sie ein Glied unsres Leibes.

Aber der sich selber, seine Gesellschaft, seine Heimath Ehrende ehrt diese Gefühle auch an Andern; wer kennt die heilige Bestimmung der Waffe zum Schutz der höchsten Güter der Menschheit, entehrt sie nie zu unheiligen Zwecken. Die Offiziere unserer Armee bedeckten sich mit ewig grünen Lorbeeren; wie selten ist unter ihnen der Zweikampf!

Die Heldenjugend der Universitäten Norddeutschlands that Wunder des Muthes im denkwürdigen Befreiungskriege, und der Zweikampf war unter den Rückgekehrten fast ohne Beispiel. Aeußerst selten ist er in den Kreisen der höheren Gesellschaft; den edelsten Nationen des Alterthums, Griechen und Römern, war er ganz unbekannt.

Ich wiederhole nicht die tausendmal gehörten Gründe gegen die Unvernünftigkeit des Duells; denn wohl weiß ich, es schlugen

sich, obgleich überzeugt von der Verkehrtheit desselben, selbst übrigens treffliche Männer, sich beugend der tyrannischen Herrschaft der Meinung, ja schlugen sich, trotz der Gewißheit: Amt, Vermögen, Freiheit, selbst das Leben zu verlieren. Wohl gehört dazu eine Art trotzigen Muthes; aber größer, edler, des Anblicks des Himmels würdig ist der Muth, der sich selber bezähmt; der Muth dessen, der, obwohl furchtlos, weil waffengeübt, obwohl sicher vor Entdeckung und Strafe, sich doch nicht schlägt, der Heldenmuth des freien Gehorsams, den unser Dichter besingt:

„Muth zeiget auch der Mameluck;
Gehorsam ist des Christen Schmuck."

Wie, Freunde, fühlten wir uns zu feig, nach diesem höchsten Lorbeer des Muthes und Gehorsams zu ringen?

Gewiß: je edler, ehrenhafter, in wahrer Bildung fortgerückter ein Mensch, ein Verein, ein Volk: desto seltener ist und war von jeher der Zweikampf.

Was müßte man also denken von Menschen, denen das Duell zu einer Hauptangelegenheit des Lebens geworden, von Jünglingen, berufen, einst die Leiter und Leuchten des Volkes zu werden?

Wie, Juristen, die ihr einst mit feiner Waage wägen sollt das Recht, strenge strafen den kecken Trotz gegen das Gesetz, und lieber Schmach und Tod erdulden, als üben das geringste Unrecht, wollt ihr die Bahn eröffnen durch frechen Hohn gegen das Gesetz?

Mediziner, Wunden zu heilen, nicht zu schlagen berufen, wollt ihr begehen an Staat und Stand das doppelte Verbrechen?

Und könnt' ein Philosoph, ein Theolog so sehr verspotten des göttlichen Lehrers Worte:

„Thut Gutes denen, die euch hassen,
Segnet, die euch fluchen,
Betet für die, die euch verläumden."

Und, edle Freunde, kann wahre Ehre herrschen, wo Trunk, Zank und Schimpf die schmachvollen Anlässe des Duells?

Wahre Ehre, wo man den, der das Duell weigert, durch rohe Verse an öffentlichen Orten, wohl gar durch gemeine Thätlichkeit mißhandelt?

Wahre Ehre, wo zum Trotz des Ungehorsams die ehrlose Lüge sich gesellt?

Noch erglühe ich bis in's Innerste vor Scham, daß unter uns Einige, wenn auch Wenige, waren, die feige gelängnet, ja die Läugnen zur Ehrensache zu machen sich schamlos erfrechten. O scheußliches Gespenst von Ehre ohne Muth der Wahrheit und des Gehorsams; der Muth der Wahrheit und des Gehorsams ist die höchste Ehre; und wer sich einem Verein verdingt, verbunden zur Lüge und zum Ungehorsam, der hat von Anbeginn keine Ahnung von Ehre, untauglich zum Priester, zum Richter, zum Arzte! —

O meine Freunde, ich sehe Sie von edlem Unwillen entbrennen; Sie geizen nach höherer Ehre, nach der höchsten der Menschheit. Wohlan! es gibt ein großes, unermeßliches Feld voll Lorbeeren für Sie, für uns Alle zu erkämpfen. Auf sonnennahen Höhen strahlet in unvergänglichem Glanze der Tempel der Wissenschaft; Tausende gingen voran, auch unter uns Männer, die mit den Ersten Europa's um den Preis der Wissenschaft kämpften; muthig hinan, edle Jugend, erweitern Sie die Gebiete des Wissens an Tiefe und Breite, ganze Welttheile sind noch zu entdecken.

Aber nur dem unermüdlichen, Tag und Nacht ringenden Kämpfer gelingt's, die lorbeerbekränzten Gipfel zu erreichen. Nur eine hohle Blase ist ohne Religion, ohne Sittlichkeit, ohne Gehorsam das Wissen. Mit diesem zugleich nach jenen zu ringen, das ist unsere unzertrennliche Aufgabe.

Bayerns Macht beruht nicht in seinem Umfang, nicht im Gewicht seiner physischen, nur in der vollsten Entwicklung

seiner geistig sittlichen Kräfte. Der Geist regiert und befestigt Staaten, erobert Städte, schlägt Heere und Flotten. Jeder von uns schuldet Gott und Vaterland die möglichste Entwicklung seiner Kräfte. Wehe dem, der durch Nichtsthun, durch verkehrtes Thun, durch knabenhaft läppisches Waffengetändel Gott und Vaterland bestiehlt um die unwiederbringliche Zeit! Solch' Unwürdige verbannen Sie aus Ihren Vereinen. Schmach der Unwissenheit, Schmach der Sittenlosigkeit, Schmach dem rohen Waffenmuthe ohne Wissen, ohne Sitte, ohne Gehorsam! Schmach dem Gehorsam gegen Vereine in Dingen, die Gott und König verbieten!

In Wissenschaft, in Sitte und Gehorsam, in glühender Liebe zu König und Vaterland, darin überbiete ein jeder einen jeden, jeder Verein jeden andern, unsere Universität alle andern.

Zu solch' edlem Wettkampfe rufe ich Sie, meine Freunde, es ruft Sie Ihre Ehre, der Ruhm unserer Universität, der Ruhm des Vaterlands und unseres Königs, des Königs, der Sie mehr liebt als den edelsten Stein seiner Krone, der aber nachsichtslos ahndet den Hohn gegen seine Verbote.

Der König, das Vaterland, die Väter dieser Universität, Alle bauen fest auf Ihren kräftigen Willen; Sie werden dies edle Vertrauen nicht täuschen! In dieser sicheren Hoffnung ruf' ich von Herzen: Hoch lebe die akademische Jugend!

Zu 1829.

Schelling's Aufsatz über Hormayr, in die Eos bestimmt, aber wieder zurückgezogen, (s. S. 63).[1])

Ecce iterum Crispinus.

In dem neuesten Artikel des Constitutionel aus München vom 1. Februar ist es besonders auffallend, wie süß dieser Artikel dem edlen Minister das Herabsteigen von seiner Höhe zu machen beflissen ist, und

1) Von einem Sachkundigen auf das Datum München 11. Febr., Constanz 18. Febr. 1829 zurückgeführt.

wie er auf alle Weise die Meinung hervorzubringen sucht, daß ein solches, andern höchst unerwünschtes Otium von dem Dichterminister selbst heimlich erfleht werde, und ganz seinen mäßigen Neigungen angemessen sein würde.

Alle seine Wünsche, wenn man den Constitutionel hört, beschränken sich darauf, Göthe's Gedichte und Sailer's ascetische Schriften zu lesen und selbst einige Opfer auf den Altar der Musen zu legen. Sollten so billige und bescheidene Wünsche nicht Eingang und Erhörung finden? Wer könnte so grausam sein, einer solchen Sehnsucht nach der aurea mediocritas ihre Befriedigung zu versagen? Ist es nicht von der andern Seite ein großer, ja in einer so großen Zeit der größte Fehler, so wenig ehrgeizig zu sein und nach der Reputation eines homme d'état nicht einmal Verlangen zu zeigen? Da ist, wir müssen es gestehen, unser bekannter diplomatischer Heros ein ganz anderer Mann. Dem fehlt es weder an dem Verlangen, noch an dem Ehrgeiz, noch an den geistigen und moralischen Mitteln, sich als ein homme d'état zu zeigen; der, inwiefern freilich unsere Umstände die Rolle eines Alberoni nicht mit sich bringen, doch immer, anstatt im Weltmeer, wenigstens in dem großen Wasserbecken unseres Landes schon einen erklecklichen Sturm aufzuregen der Mann ist. Wie würde ihn, der einstweilen schon mit der bloßen eisernen Stirn so trefflich sich beholfen, die gerühmte joyeuse cuirasse d'indifférence kleiden, ein Ausdruck, der durch seine bizarre und unfranzösische Zusammensetzung eben so bestimmt an den wohlbekannten Bilderkram unseres Diplomaten erinnert, als der völlige Unzusammenhang seines nicht durch die Gedanken, sondern bloß durch die schlechte Absicht zusammengehaltenen Artikels an seinen Spring-Stil; das Herbeiziehen des Fürsten von Metternich und des famösen östreichischen Beobachters an seine tiefe Empfindlichkeit; die Vergleichung unsres gegenwärtigen bayrischen Ministeriums (denn es gilt nicht bloß dem einen) mit dem letzten franz. Ministerium an seine alles, auch das entlegenste verknüpfende Fantasie, deren ungeregelter Ideenassociation es z. B. nichts kostet, in einem halboffiziellen Artikel unsern König neben den Kaiser Paul von Rußland und sich selbst (immer zu ehrenvoll!) neben Kotzebue zu stellen. Wahrlich es ist kein Wunder, wenn von einem Ende Bayerns zum andern gegen den lang mit unheimlichem Gefühl Beobachteten endlich Alles wie gegen ein gemeines Unheil mit der Empfindung eines unbewachten Dorfes sich erhebt, in das sich nächtlicher Weile eine tückische Hyäne geschlichen. Wenn es Personen in Bayern gibt, die es als einen Nationalschimpf empfinden, daß ein von unsrem Staatsministerium als das seinige begünstigtes Blatt

zum Werkzeug dienen konnte, durch welches die niedrige, lang verhaltene Rachsucht eines Bösewichts gegen einen edlen Verstorbenen sich Luft machen durfte,[1]) so ist die Aeußerung des gerechten Unwillens und die Entrüstung dieser Patrioten der Logik unsres Diplomaten ein Attentat der Congregation, ein Beweis der Existenz und der Wirksamkeit dieser Verbrüderung in Bayern. Derselbe Minister, dem jenes Blatt seine Erscheinung auf Kosten des Staats verdankt, heißt jetzt bereits, vorläufig in auswärtigen Blättern, selbst ein Minister der Congregation. Möge es noch Zeit sein, und möge er Mittel finden, die Natter von sich zu schleudern! —

Zu 1830.

Ringseis an Friederike.

Am 22. Sept. schreibt R., der früher einmal mit seiner Frau und ein paar Begleitenden bei Possenhofen — heut kaum mehr begreiflich — zwei Stunden zwischen Sumpf und See umhergeirrt war, aus Starnberg:

Gestern gingen wir, ich, Marie und Mariele ... über die Höhe nach Possenhofen, wo wir zu Mittag aßen; ... diesmal verfehlte ich den Weg nicht. Es war wunderschön. Auf dem Rückweg hat Mle immer gesungen; gleich fing sie an zu krähen, wenn man sie aufforderte. Mle sieht prächtig aus und entwickelt sich fast mit jedem Tag geistig und leiblich.

Bei dem himmlisch schönen Wetter, dem tiefen Frieden der Natur, in diesen herrlichen Wäldern, war ich im Innersten vergnügt und bewegt; es kam mir der lebendige Wunsch, du möchtest acht Tage hier, vielmehr in der Gegend zubringen, mit mir an den Ufern des Sees hinauf gegen Garatshausen, Bernried, vielleicht bis Happach ziehend. Ich erwarte zuverlässig noch gutes Wetter. Marie und Mariele könnten mit uns ziehen. Will sonst kein Freund kommen?

Ich arbeite besonders leicht; den rechten Anfang und Schluß meines Werkes habe ich gestern in einer glücklichen Stimmung gefunden, und Anfang und Schluß sind sehr wichtige Dinge; ich hoffe, beide würden gefallen; den Anfang sammt 100—200 aufs ganze Werk bezüglichen Thesen werde ich besonders und hoffentlich im nächsten Semester herausgeben.

---

[1]) Obiges bezieht sich ohne Zweifel auf Hormayr's Angriffe auf die jüngstverstorbenen Friedrich Schlegel und Adam Müller. Sieh S. 55.

Heute ist schlecht Wetter ... doch ist es in unserm Zimmer nicht kalt; Mariele hat warme Tatschen und Patschen.

Ich wünsche ... neue Kreuzer ... (zum Verschenken an Kinder.)

Zum siebzehnten Kapitel.

Zu 1833.

1. Ringseis an Frau v. Savigny (im Juli). (S. S. 81 f.)

.... Die hiesigen Freunde betreffend, so haben Sie wohl von Zeit zu Zeit Nachricht von andren Seiten her, darum nur Einiges über Hrn. Fürsten v. Wallerstein. Er ist unermüdet im Amt, von Morgens 5 bis Nachts 10—12 Uhr, hält häufig zwei Sitzungen an einem Tag, jede 4—6 Stunden lang, besonders über die Organisation der Schulen, nämlich der Universität, der polytechnischen, der Gewerbs-, der Volks-Schulen, der Gymnasien, der Akademien rc. Er arbeitet mit der größten Lust; denn sonst könnte er es nicht so lang aushalten. Aber nicht Alle haben dieselbe Lust. Ich wurde, trotz meiner Einsprache, daß ich zu wenig Erfahrung habe, zu den Sitzungen über viele Zweige des Unterrichts beigezogen, und so hatte ich, da bisweilen zugleich Sitzungen des Obermedizinal-Raths oder der Universität waren, an manchem Tage deren drei. Daß ich Ihnen jetzt schreiben kann, kommt daher, daß der Herr Fürst verreist ist; denn sonst hätte ich vielleicht täglich keine freie halbe Stunde gefunden. — Mit der Etatssumme des Ministeriums geht der Herr Minister äußerst liberal um, dieß hat ihn schon mit Minister v. Mieg in anhaltende Spannung gesetzt, und wird ihn auch mit Minister v. Lerchenfeld spannen. Er war sehr erfreut, als ich ihm sagte, daß Sie nach M. kommen würden. — Seine Frau ist ohne Anspruch, sehr schön, natürlich und liebenswürdig. — Bar. Gumppenberg war vor 10 Tagen hier und äußerst erfreut, als ich ihm Ihre bevorstehende Ankunft verkündigte....

Zu 1833.

2. Ringseis' Rede zum Antritt des Rektorats, gehalten am 18. Dez. 1833. (S. S. 105 f.)

Ueber den revolutionären Geist auf den deutschen Universitäten.

Vorwort.

Täglich hört und liest man die verkehrtesten Urtheile über die Ursachen des herrschenden revolutionären Geistes, selbst von solchen, bei welchen von Amtswegen eine gründlichere Einsicht zu hoffen und zu wünschen wäre. Während man von der einen Seite alles Uebel, das die Zeiten drückt, mit schamloser Uebertreibung den Regierungen zuschreibt, werden von der andern die ersten Quellen der Empörungen nicht überall da, wo sie wirklich sind, aufgesucht. Den Universitäten wird eine viel zu große Schuld beigemessen; dadurch ist eine Hinweisung auf die wahren Quellen durch Mitglieder von Universitäten nicht bloß gerechtfertigt, sondern geboten. Ich rede zur reiferen Jugend, welcher in der Geschichte die Ursachen des Wachsthums und des Verfalles der Staaten auseinandergesetzt werden, zu den künftigen Priestern, Richtern, Verwaltungsbeamten, Gesetzgebern, d. i. zu solchen, die von Amtswegen berufen, am großen Heilungswerke der Zeiten mit Antheil zu nehmen. Die Zeit der Verheimlichungen ist vorüber. Palliative helfen nicht auf die Dauer. Aufrichtige Erkenntniß und Bekenntniß des Unrechtes kann zur Rettung führen. Die ganze Wahrheit muß erkannt und bekannt werden. Nur die Feinde der Monarchie und die unverständigen, heuchlerischen oder feigen Freunde derselben verlangen, daß man die revolutionären Akte des falschen Monarchismus oder Absolutismus ignorire.

Rede.

Durch die Wahl meiner verehrten Kollegen und die Bestätigung Sr. Maj. des Königs zum zeitlichen Rektor an hiesiger Hochschule berufen, glaube ich es meinem Amte und dieser Zeit angemessen, über einen Gegenstand zu sprechen, der außer dem Interesse für Alle ein ganz besonderes für die Universitäten hat; ich meine den revolutionären Geist auf den deutschen Hochschulen.

Ein eben so ruchloses als unsinniges Attentat ward von Studenten mehrerer Universitäten im vorigen Jahre in Frankfurt begangen und

hat tausend fast eingeschlummerte Besorgnisse neuerdings erregt. Es hing zusammen mit Verschwörungen in Frankreich, Piemont, Neapel, in der Schweiz u. a. und ist, wie auch der heuchlerische Liberalismus oder ein blinder Optimismus es darstellen mag, wegen des weit verbreiteten Geistes, aus dem es hervorging, im höchsten Grade bedeutsam.

Seit dem Jahre 1814 beschäftigten sich auf mehreren deutschen Universitäten Lehrer und Schüler aller Fakultäten mehr als je mit Staats-, Völker- und Naturrechts-Theorien. In Gesellschaften, die nichts weniger als geheim waren, verbreitete sich durch Lehrer, durch Emissäre und die Presse eine den Fremden nachgebetete, der Deutschen unwürdige, seichte und verbrecherische Theorie, lehrend die ursprüngliche Souverainetät des Volkes, deren Uebertragung an den Regenten, und die Unrechtmäßigkeit aller erblichen Bevorrechtung. Lüge, Aufruhr und Mord zur Erwerbung des angeblich mit Unrecht Vorenthaltenen wurde als rechtlich, als pflichtgemäß und rühmlich gepriesen. Das Fest auf der Wartburg, Kotzebue's Ermordung, die im J. 1817 entdeckten demagogischen Umtriebe, das Hambacher Fest, der Frankfurter Apriltag waren in immer steigender Progression — dieses Geistes einzelne Früchte. Da die Universitäten diesen Geist entweder selbst erzeugten oder ihn doch nicht zu bannen vermochten, ist es ein Wunder, daß die schon früher gehörten Vorschläge über Aufhebung, Reformation, Beschränkung der Univetsitäten neuerdings allenthalben und auch bei uns wieder laut wurden? Daß nicht bloß die blinden und unwissenden Feinde der Wissenschaft und Gelehrsamkeit, sondern selbst ihre wohlmeinenden Freunde diesen Vorschlägen beistimmten?

Wenn wir nun gleich nicht läugnen können, daß der revolutionäre Geist, wie er sich in der neuesten Zeit äußerte, zum Theil von Universitäten ausging, zum Theil von ihnen gehegt und verbreitet wurde, so erklären wir dennoch, bis uns das Gegentheil gründlich bewiesen wird, eine Aufhebung oder eine dieser gleich zu achtende Beschränkung der freien Universitäts-Verfassung als eine für Kirche, Staat und Gemeinwohl höchst nachtheilige, ja den revolutionären Geist begünstigende Maßregel. Die gewöhnlich gegen die Hochschulen erhobenen Klagen und die zur Hilfe vorgeschlagenen Mittel berühren nur einzelne Symptome, nicht die Grundursache der Krankheit, nur den letzten, nicht aber den ersten Ring, noch die Mittelglieder einer vielverketteten Reihe von Ursache und Wirkung. Die vom Katheder, in geheimen Gesellschaften, in Zeitschriften und Büchern verbreiteten politischen Lehren und die ihnen entsprechende verbrecherische Praxis sind keine erst neuerlich bewirkte,

sondern eine seit Jahrhunderten vorbereitete, keine einzeln dastehende, sondern eine mit Theorie und Praxis in allen Gebieten innig verwachsene Erscheinung. Unglaube, Irrlehren und Unrecht aller Art sind lauter Zweige des einen vielästigen Baumes des Bösen; Eines führt zum Anderen, Jedes zu Jedem; die falsche Theorie zur schlechten Praxis, — noch häufiger, weil Theorie überhaupt Folge der Praxis, die schlechte Praxis zur schlechten Theorie. Die Lehre und Praxis des falschen Liberalismus ist zum Theil das Kind der scheinbar entgegengesetzten Lehre und Praxis, des falschen, servilen Monarchismus oder Absolutismus.

In der ganzen Geschichte, in allen Klassen der Gesellschaft begleitet den Geist des Gehorsams gegen Gott der Geist des Ungehorsams, somit der Selbstsucht und Ungerechtigkeit, in viel weiteren Kreisen verderblich, wenn er von der Höhe der Macht herabwirket. — Ein schon mächtig aufgespeichertes Erbe dieses Geistes des Ungehorsams fand bei seinem Regierungsantritte Ludwig der Vierzehnte von Frankreich; und da er es nach allen Seiten hin reichlich vermehret, so wird er als einer der Repräsentanten des Absolutismus betrachtet. Als Ludwig XIV. sein Gutdünken, bon plaisir, zum Staatsgesetz machte, sagend: „der Staat, das bin Ich" und sein Wort ausführend durch die schon von seinen Ahnen begonnene Vernichtung der Stände, des Adels, des Klerus, der Gemeinden, der Provinzen, Korporationen und Innungen: da verletzte er von Gott selbst gegebene, darum unveräußerliche, von keiner Staatsgewalt antastbare Rechte der Völker, selbst wenn diese solch Verhängniß durch eigenes Unrecht verschuldet haben sollten. Denn gleich der Natur, dem Leib, dem Geist, ist der Staat nichts von Menschen Gemachtes, sondern, wie der Dichter und die Schulen der Weisheit uns lehren, ursprünglich ein Naturgewächs, ein Kunstwerk, ja das höchste Kunstwerk Gottes, und die Spuren der göttlichen Ordnung sind nachweisbar in jedem durch Menschenwillkür auch noch so verdorbenen Staate, wie die Reste der Gesundheit im krankhaften Leibe und im sündlichsten Menschen die Trümmer des Ebenbildes Gottes. Insbesondere entwickelte sich in ganz Neueuropa der von Burke und selbst von Montesquieu als musterhaft bewunderte christlich germanische Staat mit seinen Vergliederungen in Provinzen, Gemeinden, Familien, in geistlichen und weltlichen Ständen, Zünften und Innungen, er entwickelte sich ganz organisch aus den Lehren und Instituten des Christenthums und des diesem so innig verwandten germanischen Wesens. Fürsten und Völker mit ihren Ständen sind von Gottes Gnaden; von Gott haben Fürsten und Völker ihre Rechte und Verpflichtungen; der christlich germanische Staat war kein ab=

solutistisch pseudomonarchischer.[1]) Wie jedes Glied im Körper ein Bild des Ganzen, Wiederholung von Herz und Gehirn ist, jedes unter Beider Leitung und im Verband mit den andern die eigenen Säfte bereitet, selber bewegt und empfindet, so im christlich germanischen der großen Natur nachgebildeten Staat jede Provinz, Gemeine, Innung und Familie ein Nachbild des Ganzen, mit eigener Verfassung und Verwaltung; der Gesammtstaat ein Organismus von Staaten, Republiken und Monarchien; jeder niedere vom höheren, alle abhängig von einem erhabenen Haupte, dies von Gott, nur ihm verantwortlich. Wie das Auge allein die Fähigkeit, darum das Recht, das Vorrecht zu sehen, das Ohr allein die Fähigkeit, somit das Recht und Vorrecht zu hören besitzt, so naturgemäß jedes Glied des großen christlich germanischen Organismus in Folge besonderer Fähigkeiten und Vorpflichten eigene Rechte, Freiheiten und Vorrechte.

Es war der Bauernstand, im freien Besitze des Bodens oder in sicherm feudalem Verbande, immer in patriarchalischer Haus- und Gemeinde- Verfassung, durch seine Kraft und Treue, biedere und ehrenfeste Sitte die Grundsäule der politischen Stärke des Staates.

Die Städte waren das republikanische Element der germanischen Monarchie. Reichthum und Macht, Kunst und Wissenschaft, Glaube und Sitte blühten durch hierarchische Gliederung in ihren Zünften, Gilden und Innungen.

Ueber Bauer- und Bürger- erhob sich der Adels-Stand: durch mächtigen Grundbesitz, keusche und zarte Sitte, ritterliche Ehre und

---

1) Neben einer Anzahl Autoren von großem Gewicht (wie Burke, der, einer der größten Staatsmänner, die je gelebt, und kein Adliger, mit wahrer Begeisterung vom germanisch christlichen Staate spricht, ferner Justus Möser, Johannes Müller, Karl von Savigny, Görres, Leo u. s. w.) zitirt R. hier in Anmerkung Montesquieu's Worte (**De l'esprit des lois Liv. XI. chap. VIII.**): **C'était un bon gouvernement qui avoit en soi la capacité de devenir meilleur. La coutume vint, d'accorder des lettres d'affranchissement; et bientôt la liberté civile du peuple, les prérogatives de la noblesse et du clergé, la puissance des rois, se trouvèrent dans un tel concert, que je ne crois pas, qu'il y ait eu sur la terre de gouvernement si bien tempéré, que le fut celui de chaque partie de l'Europe dans le temps qu'il y subsista et il est admirable que la corruption du gouvernement d'un peuple conquérant ait formé la meilleure espèce de gouvernement, que les hommes aient pu imaginer.** „Die englische viel bewunderte Verfassung," fügt Ringseis bei, „ist gleichwohl schon eine Entartung der altgermanischen, aber eben so wenig als diese eine Repräsentativ-Verfassung im modernen Sinne."

Begeisterung und Thaten für Religion und Vaterland größer und zahlreicher als das heidnische Alterthum jemals gesehen.

Der Stand des Klerus, seine Reihen aus allen Ständen erneuend, vermittelte Kirche und Staat und alle Stände untereinander; durch seinen Grundbesitz dem Staate verbunden, verband er diesen der Kirche und dem Himmel: durch Lehre, Kultus und christliches Heldenthum.1)

Ueber Alle hervor ragte, alle Gewalten vereinend, der Landesherr, durch den größten Landbesitz mit unzähligen Wurzeln der Erde und durch den eigenen und den Glauben der Völker dem Himmel verwachsen.

Wie der Fürst, so hatte jeder Stand seine eigenen Beamten, im kleinen Bezirke zugleich Verwalter und Richter, nach oben und unten in patriarchalem Verhältniß.

Der als Muster gerühmte nordamerikanische Staat hat nur die unteren, ihm fehlen die mittleren und oberen Glieder; seine Einheit ist bloß atomistisch, wie Körner eines Sandhaufens durch Nebeneinander verbunden.

Dem antiken, weit über Gebühr gepriesenen Staate fehlen die selbstigen mittlern und untern Glieder, die Freiheit des Einzelnen war von dem Ganzen despotisch verschlungen.

Der moderne liberale Staat ist ein mechanisch zentraler, durch Drähte der Hauptstadt, die Arme des Telegraphen, gegängelt.2)

---

1) Rubichon (Von der Bedeutung der Wirksamkeit des Klerus in den modernen Staaten. Aus dem Franz. München, 1830); die Revue Européenne im Aufs.: De la misère publ. v. J. 1832 zeigt die außerordentliche, in alle Staatsverhältnisse aufs tiefste eingreifende, und der ernstesten Erwägung eines jeden Staatsmannes würdige Bedeutung der Ehelosigkeit des Klerus.

Anm. der Schreib. Bei Obigem kommt es selbstverständlich nicht darauf an, ob Ringseis von unsren mittelalterlichen Vorfahren in ihrer Mehrheit eine zu einseitig günstige Vorstellung gehabt. Eine solche lag bei Kenntnißnahme so vieler wunderbar großer Gestalten sehr nah, als natürliche Reaktion der Romantiker gegen die frühere unwissende Mißachtung des Mittelalters. Genug daß Jene, welche obiges Lob der „biedern Treue", der „keuschen und zarten Sitte", des „christlichen Heldenthums" u. s. w. verdienten und die wahre Größe ihrer Zeit, ihres Volkes darstellten, sich in den von Ringseis gepriesenen religiös-politischen Grundsätzen und Anschauungen bewegten und daß diese Grundsätze und Anschauungen, wenn auch in irdischer Unvollkommenheit, so viele große Menschen und Verhältnisse herangezogen hatten.

2) Anm. der Schreib. Randschriftlich steht in R.'s Exemplar von seiner Hand: „So weit ging die schamlose Lüge und die Verwirrung der Begriffe, daß man den centralistisch-absolutistischen modernen französischen Staat

Im corporativ germanischen Staat war wie im Organismus die größte Einheit des Ganzen mit der größten Mannigfaltigkeit, Kraft und Freiheit der Glieder; jedes Glied Jedem dienend, von Jedem bedient; Jedem gebend, von Jedem empfangend; Jedes in der Kraft des Ganzen und aller Einzelnen wirkend. In den Versammlungen dieser Stände konnte jedes Interesse vertreten werden, ward wahrhaft ein jedes vertreten.

Es war Recht und Pflicht, das Schwache zu stärken, abweichende Richtungen einzulenken, eingedrungenes Fremdartiges oder dem Lebensprozeß Abgestorbenes auszustoßen;[1]) aber es war sündliche Willkür, rechtmäßige Kräfte zu hemmen, wohl gar ganze Glieder des großen Leibes zu zerstören; denn Krankheit, ja Tod folgt oft der Verletzung selbst des kleinsten organischen Gliedes. Als der XIV. Ludwig durch Revolutionen von oben die Rechte Aller verletzte, da verkündete ihm der fromme Fenelon die Vernichtung aller Rechte seiner Enkel durch die Empörungen von unten. Statt wie Ludwig der Heilige zu thun, der unrecht erworbenes Land seiner Ahnen zurückgab, befolgten die Nachkommen Ludwigs, den sie den Großen benannten, dessen Beispiel und reizten Europa's Fürsten zu Gleichem. Nicht das unter göttlichem Einfluß entstandene objektive und positive Recht, sondern das **bon plaisir** oder eine nach Verschiedenheit des Tagesgeistes verschiedene subjektive rationalistische, bloß willkürliche Maxime vom allgemeinen Wohl war der leitende, der despotische Grundsatz der Praxis.[2]) Der Absolutismus des Ichs erreichte die Spitze unter Napoleon, der alle korporative und private Selbstständigkeit, alles positive Recht, selbst das väterliche und häusliche, und die Freiheit der Kirche schonungslos mit Füßen getreten. Mit der atheistischen auf dem Ich beruhenden Praxis des französischen Königs entwickelte sich wohl nicht ohne innern Zusammenhang die vom Ich ausgehende Philosophie und Staatsrechtstheorie in den Schulen

---

als ein Muster von Freiheit pries und die freieste von allen europäischen Verfassungen, die spanische, (vgl. Skizzen von Huber u. A.) als ein Modell des Absolutismus verläumdete."

1) Randschrift: Wer wird läugnen, daß Klerus, Aristokratie, Bürger- und Bauernstand durch . . . (?) zu ihrer Auflösung mitwirkten? Der Adel hat, besonders in Frankreich und Deutschland, wie schon Edm. Burke bemerkt, durch seine zu eifersüchtige Absonderung die Eifersucht des Mittelstandes erregt ... u. s. w.

2) Wie schlechte und gewissenlose Aerzte, so machten es viele Staatskünstler, jeder neuen Theorie huldigend, und mit jedem vom Zeitgeist gepriesenen Mittel experimentirend.

von Hobbes, Descartes, Spinoza, Kant und Fichte und die Spitze des Egoismus erreichte sie im Napoleonismus von Hegel.[1]) Eine Analogie der damals herrschenden Philosophie und Staatsrechts-Theorie bietet die gleichzeitige physiologische Lehre vom Lebensprinzip, das zur todten Materie hinzukommend erst diese mechanisch von oben belebet.

Schon während der Herrschaft des theoretischen und praktischen Absolutismus erhob sich Locke's demokratische Theorie der drei Staatsgewalten und die ein Jahrhundert später durch Rousseau erneute Lehre von der Volks-Souveränetät, ihrer Uebertragung durch Uebereinkunft, der Repräsentation des Volkswillens durch sogenannte ständische Kammern. Wie in Philosophie und Theologie an die Stelle des Einen dreipersönlichen Gottes ein unpersönliches höchstes Wesen, eine moralische Weltregierung oder Weltordnung, so trat in der Staatslehre an die Stelle des persönlichen, alle Gewalten vereinenden Landesherrn, das Gespenst des abstrakten haß- und lieblosen Staates.

Diese Theorie und Praxis fand die eifrigsten Kämpfer in dem Lande, worin der Gehorsam gegen Gott, wenn auch von unten vielfach verletzt, von oben herab methodisch verhöhnt, durch hundertjährige Willkür der Begriff des Rechtes verwirrt, die Achtung desselben vernichtet, jede erhaltende Mittelgewalt erschüttert oder zerbrochen war; und das durch ein fast natürlich göttliches Verhängniß.

Als der Clerus zum Hof- und Staatsdienst entwürdigt, endlich gar des Lehramts entsetzt ward, da predigten Sophisten aller Art den Unglauben an Gott, an Christus, an jede Autorität.

An die Stelle der Beamten aller Stände traten fürstliche Beamte über alle Stände, in ihrer geschlossenen Hierarchie zuerst alle Stände, dann die Fürsten selbst tyrannisirend.

Den Geschlechts-Adel verdrängte die Beamten-Hierarchie und eine nicht organisch nährende, sondern pseudorganisch zehrende, der höhern Ehre und Begeisterung selten empfängliche Geldaristokratie.

Mit Aufhören der Zünfte und Einführung der Gewerbefreiheit sanken in Städten wechselseitige Aufsicht, Glaube und Sittlichkeit, Handwerksehre und Genügsamkeit, und bei der Bereicherung Einzelner der allgemeine Wohlstand der Bürger.[2])

---

1) Vgl. Beilage D zum J. 1837.

2) Ein Hauptjagen neuerer Staatskünstler war nach Vermehrung der Bevölkerung und der Industrie. Es erging ihnen aber hier wie manchen Physiologen und Pathologen; Alles, was innerhalb des Organismus (des Staates) oft gegen ihn, ihn hemmend, lähmend, verzehrend, pro-

Durch Verwandlung dès Bauers in einen Gewerbsmann, durch jacobinische Mobilisirung und Zertrümmerung des Bodens wurden alle bäuerlichen und die damit verbundenen Verhältnisse der andern Stände verrückt, die patriarchalische Sitte verschlimmert, der Ertrag des Bodens vermindert, die Treue erschüttert, die Hauptmacht des Staates gebrochen.[1])

Durch Entziehung des Landbesitzes, durch Beamten-Allherrschaft, durch den eigenen Unglauben und den Unglauben der Völker wurde die Herrschaft des Fürsten gespenstisch leib- und wurzellos in's Leere gewiesen.

An die Stelle der von Gott geordneten organischen Stände traten die gemachten, vom Staate gemachten, mit ihren Procrustes-Verfassungen und absolutistischen Majoritäten.[2])

Also wurde die Evolution der göttlichen Ordnung der Dinge verkehrt und das große Werk der Umwandlung vollendet, au's dem organisch gegliederten Staate in die Carricatur desselben, den mechanischen Staatsgliedermann. Und so wendeten nun die, an rechter Stelle sich helfenden Kräfte, nicht mehr organisch geschäftig, krankhaft und feindlich sich gegeneinander.

Von Gott gegeben, unzerstörbar, völlig berechtigt ist der Trieb zur Innung und Gesellung. Nicht mehr organisch genährt, sucht er krankhaft in geheimer Gesellschaft Befriedigung.

---

duzirt ward, hielten sie für Selbstproduktion des Organismus. Im menschlichen Organismus die Auswüchse, Eingeweidewürmer, Ausschläge ꝛc., im Staate die Industrieritter, viele Concessionisten und grundbesitzlose Capitalisten ꝛc.

1) Ueber diese Verhältnisse werden wir von Ringseis Ausführlicheres in den Beilagen zum J. 1837 (Reden in der Ständekammer) vernehmen.

2) Die in unsre modernen Kammern Abgeordneten sind keine Repräsentanten des Volkswillens. Unmöglich können die den Volkswillen repräsentiren, die kein Mandat vom Volke oder einer Klasse desselben haben, sondern nur für das sogenannte „allgemeine Beste" stimmen. Wie die Erfahrung zeigt, werden die Majoritäten in den Kammern bald durch die Minister, bald durch die Presse, bald durch eine mittels Versprechungen oder Drohungen wirkende Partei gebildet. Auch haben diese Majoritäten nicht selten sich angemaßt, unantastbare Rechte des Besitzes und die Freiheit der Gewissen despotisch absolutistisch anzutasten. Daher sagt Montesquieu, daß man fast durchgängig besser fahren würde, die Meinungen der Minorität zu Gesetzen zu machen. So gefährlich ist es, die Stimmen zu zählen statt zu wägen. (Anm. des Redners.)

Angeboren, besonders den germanischen Stämmen, ist der Trieb nach eigener Verwaltung, in der Familie, dem Haus, der Gemeinde, im Bezirke.[1]) Gehemmt durch eine „Alles bevormundende“, in Alles sich mischende Polizeigewalt, kehrte sich dieser Trieb anmaßend nach außen und oben.

Ungläubig die Rechte andrer, die gleichfalls von Gott sind, verletzend, verloren die Machthaber den Glauben an die göttliche Abkunft der eignen; sie buhlten, statt sie zu bekämpfen, mit den Irrlehren der Zeit, in Hoffnung, durch List sie sich nutzbar zu machen.

Verletzend den Gehorsam gegen Gott und Gott nicht mehr gebend, was Gottes ist; wie konnten sie hoffen, daß die Völker gäben, was des Kaisers ist?

Als nun der Glaube, der jedem Stand die höhere Ehre und Weihe verliehen, in Schulen, Familien, dem Leben verschwunden, der zum Götzendienst entartete Genuß der Erdengüter an die Stelle getreten, die Achtung vor dem göttlichen Rechte eines Jeden vernichtet, die Haupt und Glieder vermittelnden Zwischengewalten zertrümmert; da folgten diesen Revolutionen von oben die gräßlicheren, blutigeren, Alles völlig zerstörenden Revolutionen von unten; die anmaßlichen Führer der Völker verhöhnten mit den anderen Geboten auch das Gebot Gottes: Unterthan zu sein der Obrigkeit; sie tasteten, die Majestät der Könige verletzend, zugleich an das Majestätsrecht des Königs der Könige, der sich allein vorbehielt, die Hirten der Völker zu richten. Fürsten wurden ermordet, vertrieben, zu besoldeten Beamten entwürdigt; in aufgedrungenen Verfassungen außer der gesetzgebenden Macht durch Verweigerung der Steuern auch die administrative und executive usurpirt; jedes Regieren unmöglich gemacht.

Aber Gott, der die Ungerechtigkeit der Völkerhirten noch in ihren Enkeln gerichtet, Er, der sich den Eifersüchtigen nennt, Gott ließ das Majestätsrecht seines Richteramtes nicht ungestraft antasten und züchtigte furchtbar den Aufruhr der Völker. Kein einziges ihrer Versprechen vermochten die Volksverführer zu halten; die verheißene Repräsentation des Volkswillens durch Kammern ward zur höhnenden Täuschung; an die Stelle Eines oft nur vermeintlichen Despoten traten Hunderte wahrer, geld-, ehr- und stellenbegierig, stets sich erneuernd, wenn die

---

[1]) Randschriftlich: Sogar die von andern germanischen Stämmen überwundenen behielten noch das Recht, selbstständig ihre Herzoge zu wählen und sich zu verwalten. So nach Besiegung der Bajuvaren durch die Franken.

alten gesättigt. Der Druck wuchs in's Unerträgliche durch Noth, Armuth und allgemeines Mißtrauen. Der Druck von oben vermehrte den Widerstand von unten und dieser aufs neue den Gegendruck von oben. So erregte noch die letzte Revolution in Frankreich zuerst blutige Anarchie, dann den drückendsten Polizeidespotismus, und moralischen und finanziellen Bankerott.

Und so ist's gekommen, daß nicht etwa die Fürsten gewannen, was die Völker verloren, noch was jene verloren, die Völker gewannen; ein unermeßlicher Verlust — dies ist der Fluch der Ungerechtigkeit — hat beide betroffen.

So hat das Gespenst der sogenannten allgemeinen Freiheit alle korporative und private, das der sogenannten allgemeinen Wohlfahrt alle individuelle verschlungen.

So war nie die Freiheit geringer, die Abhängigkeit größer, als seitdem der Name Gleichheit in Aller Munde und der des Unterthanen aus Aller verschwunden.

Solche bittere Ironie übt die göttliche Nemesis. Aber Allen ist geworden, wonach sie gelüstet.

Und durch so viele Leiden, durch Ströme von Blut scheint die göttliche Gerechtigkeit noch nicht versöhnt. Wohl priesen die liberalen Marktschreier in den französischen Revolutionen die Morgenröthe des Völkerglücks. Die Beschleunigung des Falles hielten die Thoren für Vorwärtsbewegung, das Stöhnen der brechenden Maschine für kräftige Lebensäußerung. So dünken sich völlig gesund die hoffnungslos im Gehirne Erkrankten. So nannten Unverstand und Schmeichelei Ludwigs Zeitalter das große und goldene. Aber wie Fenelon unter dem gleißenden Scheine des Absolutismus den glimmenden Brand der Revolution erkannte, so Burke, Claudius, Müller und Niebuhr in diesen Revolutionen den Untergang der Sonne Europa's für immer.[1])

---

1) **The glory of Europe is extinguished for ever. Burke p. 113.** Burke sagte mit einer erstaunungswürdigen Sehergabe im Jahre 1789 die wichtigsten Ereignisse der französischen Revolution voraus.

Niebuhr hat nicht bloß nach der Julirevolution, kurz vor seinem Tode, sondern schon im J. 1817 und 1820 gegen den Schreiber dieses die trübsten Ansichten über die Zukunft Europa's ausgesprochen. In der Vorrede zur zweiten Ausgabe des zweiten Theils seiner römischen Geschichte (Berl. 1830) sagt er: „Jetzt blicken wir vor uns in eine, wenn Gott nicht wunderbar hilft, bevorstehende Zerstörung, wie die römische Welt sie um die Mitte des dritten Jahrhunderts unsrer Zeitrechnung

Und die Gesichte dieser Seher, des größten Staatsmannes in England, der tiefsten und sinnigsten Forscher in Deutschland, gleichen sie etwa dem Fieberwahnwitz von Kranken? Dünkt es ein Leichtes, den sündebeschwerten Wagen des Götzen der Revolution in Mitte des jähen Abhangs zu hemmen? Glaubt man es möglich ohne allseitiges Erkenntniß und Bekenntniß des Unrechts, ohne die beharrlichste, heldenmüthigste und vereinte Anstrengung der Fürsten und Völker, ohne ein Wunder der erbarmenden Liebe Gottes?

Die Urheber der Revolution, die sie die glorreiche nannten, die Ehr- und Stellengierigen, die Argyrokraten, die von der Doctrin und der Mitte Benannten, Alle hofften wohl, durch augenblicklichen Erfolg über das Mittelmaß ihrer Kräfte getäuscht, sie hofften durch Uebertreibung aller an der gestürzten Regierung so bitter getadelten Maßregeln, die geraubte Gewalt in Händen zu halten und den Wogen der Revolution zu gebieten: Bis hieher und nicht weiter!

Aber nachdem sie Gott vom Throne gestoßen und durch Thaten geläugnet, daß Er die Welt regiere, Er das Erbe der Güter vertheile; nachdem sie es dem Clerus, dem Adel, den Königen entrissen: so ist es nur Entwicklung derselben Theorie und Praxis, auch die letzte erbliche Ungleichheit zu vernichten, die Ungleichheit des Vermögens zwischen Reichen und Armen, Meistern und Gesellen, Herren und Dienern.

Nachdem sie die göttliche Einsetzung der Gesellschaft geläugnet, der Gesellschaft des Staates, wie der Gesellschaft der Ehe, — der Ehe, auf deren Festigkeit alle Staaten beruhen, die selbst das Heidenthum mit religiöser Weihe umgeben; so ist es nur Folge derselben Theorie und Praxis, das Eheband auf beliebige Dauer zu schließen, es als Fessel der Freiheit nach Willkür zu brechen und so die Gesellschaft des Staates völlig in Atome zu lösen.

Die Revolution ist bisher mit unaufhaltsamer Consequenz vorangeschritten. Unzählige, wenn auch nicht die Harlequins-Jacke der Saint-Simonisten tragend, noch wie sie den Satan anbetend, Unzählige bekennen sich zu ihren Hauptlehren, zur Lehre, daß Erbschaft

---

erfuhr: auf Vernichtung des Wohlstands, der Freiheit, der Bildung, der Wissenschaft."

Auch über die Folgen der Zertrümmerung des Grundbesitzes äußerte er sich damals im Sinne der oben angeführten Schriften.

(Die Schreiberin hat beizufügen, daß Ringseis jenes Schlimmste nicht für unabwendbar gehalten, — dies aber nur unter der Bedingung, daß Regierende und Regierte zu den wahren Grundsätzen wieder zurückkehren.)

des Besitzes keinen rechtlichen Titel begründe, Unzählige zu ihrer das eheliche Band völlig zerstörenden Theorie; Unzählige läugnen wie sie den Unterschied des Guten und Bösen; und man muß gestehen, daß, die ersten Grundsätze der Revolution zugegeben, die Theorie der Saint-Simonisten ohne Vergleich consequenter sei als die Doctrinen jener Schwächlinge, jener Halben und Mittelmäßigen, welche mit der einen Hand Recht und Wahrheit, mit der andern Lüge und Unrecht[1]) erfassen, und welche von jeher Himmel und Hölle ausgespien. (Dante.)

Und diese letzten Consequenqen der Revolution müßten alle Gräuel der ersten und zweiten noch weit überbieten. Im Kriege Aller gegen Alle, im Kampfe Aller um Sein und Nichtsein, würde nicht bloß dies oder jenes Gut, nein, jedes gefährdet, Vermögen und Ehre, Weib und Kind, Freiheit und Leben und jede das Leben veredelnde Kunst und Wissenschaft. Und der Brand dieser letzten, vollendeten Revolution, im Westen entzündet, würde in allen Ländern Europa's wiederscheinen, ja wohl, wie die erste, die Wanderung durch alle vollenden; es würde das aufgelöste, entsittlichte, in allen Wurzeln ausgebrannte Europa die unglückliche Beute des nächsten verwegenen Soldaten.

Und so bewährte sich furchtbar das Wort eines Führers des Aufruhrs, zu einem der mächtigsten Regenten gesprochen: „Sire, die Versetzung des geringsten Besitzes wird die Krone auf Ihrem Haupte erschüttern.“[2])

Und so bewährte sich die unchristliche, listige, sich klug dünkende Politik wieder, wie stets, wenn auch spät, als die bornirte, blinde, verderbliche.[3])

Und so flossen Ströme von Blut, uns die triviale Wahrheit zu lehren, daß man durch Zerstörung seiner Wurzeln den Wachsthum des Baumes nicht fördere; daß, um den kranken Leib zu heilen, man ihn nicht dürfe im Mörser zermalmen.[4])

---

1) Die rechte Mitte ist zwischen zwei Extremen, die beide unrecht.

2) Anm. der Schreib. Auf S. 156 sehen wir dies Wort in der Ständekammer von Ringseis abermals zitirt.

3) Das wichtigste Erforderniß des politischen, wie des ärztlichen Künstlers, ist die Prognose: „Was wird entstehen nach Anwendung dieser oder jener Maßregel?“ (R.)

4) Alle pädagogische, politische und ärztliche Kunst beruht nur auf Entwicklung und Leitung vorhandener, nicht auf Machung neuer Kräfte. (R.)

So hat Gottes langverhöhnte langmüthige Gerechtigkeit die Hirten und die Heerden geschlagen.[1])

Discite justitiam moniti et non temnere divos. Virgil.

Die Vergangenheit ist grauenvoll, die Gegenwart beängstigend, die Zukunft umwölkt.

Es ist nicht zu läugnen, die Universitäten wirkten (mit) zum Unglück der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, bald die Revolution von oben, bald die von unten befördernd.

Aber gibt das Verbrechen einzelner Glieder einer Institution ein Recht zur Vernichtung der Institution selber?

Dann haben die Jacobiner Recht, Kirche, Monarchie und Adel zu vernichten.

Die Zerstörung der Hochschulen durch Regierungen wäre nur die Fortsetzung derselben Revolutionen von oben, welche, angeblich zum allgemeinen Besten, die genannten Körperschaften zerstörend den Umsturz der Throne bereitet.

Oder hofft man die Revolution von unten zu hemmen durch Fortsetzung und Steigerung der Willkür von oben? Ist des alten, historisch Ehrwürdigen nicht genug zerstört? Sollen diese seit ihrer Entstehung mit fast Allem, was in der Geschichte groß ist, innig verbundenen Anstalten auch in den Abgrund stürzen, der schon den größten Theil der anderen Stände begraben? Sollen sie zerstört werden von den Enkeln der Fürsten, die sie mit so rührender Liebe gepflegt und beschenkt und die ihre Verderber mit dem Fluche bedroht? Weiß man nicht, daß auch der Liberale die Universitäten befeindet, hierin wie in der Zerstörung des Corporativen dem Absolutisten verbündet? Wissen die den Hochschulen abholden Glieder des Adels denn nicht, daß alles Corporative in solidum verbunden, daß nicht Ein Glied desselben falle ohne dem andern? Haben sie nichts gelernt aus der alten und neuen Geschichte?

Ja, man kann die Universitäten zertrümmern, aber wehe denen, die dazu wirken; sie sind der Mit- und Nachwelt, der Monarchie und der Kirche verantwortlich für alles Unheil, das daraus entstehen wird.

Wenn aber die Theilnahme der Universitäten an den Empörungen unläugbar, so scheint doch, wo nicht ihre Zerstörung, doch eine Veränderung ihrer Verfassung nothwendig. Unläugbar ist die Theilnahme der Hochschulen; aber daß sie Theil nahmen, lag nicht an ihrer freien

[1]) Plutarch. Opera moralia. De sera numinis vindicta.

und selbstständigen Verfassung, lag an den Männern, die man als Lehrer wählte oder duldete, lag am schlechten Geist der aus andern Schulen aufgenommenen, oft unverbesserlichen Schüler, lag an andern, der Universitäts-Verfassung fremden Ursachen. Denn während auf der einen Universität Theorie und Praxis revolutionär, war sie es nicht auf der andern; während auf derselben Hochschule Einzelne den falschen Lehren huldigten, kämpften Andere für die guten; diese Theorie und Praxis ging nicht von Universitäten allein aus, sondern von der Presse und revolutionären Propaganda; sie herrschte nicht bloß auf höhern, sondern auf allen niedern, auf Gymnasial-, Elementar-, technischen und Turnschulen; sie herrschte zum Theil unabhängig von Lehrern bloß bei Schülern, ja nicht bloß bei Lernenden, sondern bei Bauern, Bürgern, Priestern und Militären, bei Beamten jeden Ranges bis hinauf zu den Höfen und in die Kabinete der Fürsten. Wie konnten die Universitäten allein verschont bleiben von dem aus allen Klassen auf sie eindringenden Gifte? Besonders wenn Lehrer, die gegen den Umsturz kämpften, sehr häufig von denen, für die sie kämpften, verlassen und zurückgestoßen wurden? Der Ungestüm der Jugend suchte mit Gewalt zu erstürmen, was der besonnene Liberale viel gefährlicher durch Aushöhlung des Bodens erstrebte. Erwäge man ferner: Die Erfinder und ersten Lehrer der ab- wie der aufsteigenden Revolution, Hobbes, Locke, Rousseau waren nicht Lehrer an Universitäten, keineswegs Deutsche; ja der Herd der neuen Revolutionen war da, wo man längst die Universitäten im altgermanischen Sinn in der Wurzel zerstört und in Spezialschulen mit militärischem Mechanismus verwandelt.

Wie die Theorie des revolutionären Absolutismus aus der absolutistischen Praxis, so entstand die Theorie des Liberalismus aus der Praxis der Revolution, großentheils aus der Charte Ludwigs XVIII., die, wenn auch der Willkür des Königs manche Hinterthüre öffnend, doch auf dem revolutionären Grundsatz der Volks-Souveränetät beruhte.

Es ist somit Irrthum und Unrecht, Alles, was Groß und Klein gesündigt, den Universitäten allein aufzubürden; es ist somit unläugbar, daß weder durch Zerstörung der Universitäten noch durch ihre Verwandlung in Spezialschulen der revolutionäre Geist der Jugend zu hemmen; unläugbar, daß, wenn die Anstellung guter Lehrer, die Abhaltung der schlechten Presse und der Propaganda nothwendige oder hinreichende Mittel sind, dies ebenso sehr bei Spezial- als bei Hochschulen der Fall ist.

Den Einfluß der Presse und Propaganda und vor allem der schlechten Gymnasial-Erziehung zu hindern, ist wohl im Berufe der Staats-

gewalt, aber nicht in der Macht der Universitäten; auch die Lehrer ernennt die vorgesetzte Behörde, wenn gleich im Interesse der Sache die Fakultäten begutachten. Wäre nun für religiöse und politische Orthodoxie, außer der Tüchtigkeit und dem christlichen Sinne der Lehrer, noch eine andere Bürgschaft vonnöthen, durch Aufhebung der Lehrfreiheit, Einführung gebotener Lehrbücher, Vernichtung der korporativen Selbstständigkeit?

Eine solche Beschränkung der freien Lehre erklären wir nicht bloß für ungenügend, sondern für thöricht, positiv schädlich und gefährlich, für unrecht und revolutionär. Ein Vortrag nach solchen Büchern würde sogleich den Zweifel an ihre Wahrheit erregen, und doppelt verderblich würden sie, wenn ihre Grundsätze selbst schlecht und dennoch, wie Beispiele lehren, durch Autorität geheiligt erschienen.[1] Wer widerlegte zudem die unzähligen schlechten in Aller Händen befindlichen Schriften über alle Zweige des Wissens und Handelns? Nein, der gefürchtete Geist wird nicht durch solche Mittel beschworen. Wie die Sucht nach falscher Freiheit nicht durch Beraubung, sondern nur durch Gewährung der wahren Freiheit, so wird die falsche Wissenschaft nicht durch Verzichtung auf Wissenschaft, sondern allein durch die wahre bekämpft.

Eine auf das Positive, Objektive, auf das Christenthum gegründete Restauration aller Wissenschaften, vor Decennien begonnen, hat sich tallmählig entwickel, namentlich und mit Vorzug darf dieses von hiesiger Universität gerühmt werden. Kirche und Monarchie haben das Licht der Wissenschaft nimmer zu fürchten. Die Wissenschaft zeigt und erläutert diese Institutionen in ihrer objektiven Wahrheit, Würde und göttlichen Einsetzung; sie zeigt in der Entwicklung der Geschichte, daß alle ihre wesentlichen, geistigen und natürlichen Radien bis zu Christus convergirend und von ihm aus divergirend verlaufen;[2] sie erkennt die göttliche Autorität als das Bedingende alles Wissens und Handelns und jede irdische Autorität als Ausfluß der göttlichen. Die wahre Freiheit duldet nicht bloß, sondern fordert die Autorität; denn die wahre Autorität, Gottes Wort, jede Idee, jeder wahre Gedanke statt zu binden macht wahrhaft und innerlich frei; unfrei die autoritätslose, irrige

1) Wenn z. B. im Lehrbuch der Geschichte gesagt würde: Jesus Christus sei der größte Lehrer, nicht aber, daß er zugleich Gottmensch und Erlöser gewesen, oder im Handbuch des Naturrechtes: daß der Staat auf dem Vertrage beruhe 2c.

2) Vgl. Joh. Müller's Briefe.

Lehre und Praxis; in jedem Organismus, — und ein solcher ist das menschliche Geschlecht, jedes Volk, jeder Staat, jede Gemeinde, auch die Wissenschaft und jeder Zweig derselben — in jedem Organismus wie im menschlichen Leib hat freie Bewegung nur das Glied, welches höhern sich subordinirt; nicht freier, sondern in seiner Bewegung beschränkt, ja sterben wird der Theil, der sich der Unterordnung nach oben entzogen, wohl gar im Streben nach Ungebundenheit vom Ganzen sich völlig gelöst hat. Wir unterwerfen unsere Freiheit dem Willen Gottes und den von ihm eingesetzten Gewalten, weil wir sie dadurch freier und kräftiger wiedergewinnen. Es trete aus Kirchen- und Staats-Verband, wer da wolle, aber dem Staat und der Kirche wird das Recht, ja die Pflicht zuerkannt, um ihrer Erhaltung und der Freiheit willen die autoritätswidrige Lehre und Praxis nicht zu geduldeu. Ja es lehren Religion und Wissenschaft, selbst der Obrigkeit, die uns Unrecht thut, zu gehorchen; denn die Welt regiert ein allmächtiger, Alle liebender Gott; der Gott der Könige ist auch der Gott der Unterthanen, der dem pflichtgetreuen Gehorsamen zu seinem Rechte sichrer verhilft als jede gewaltsame Selbsthülfe.

Durch Darstellung der wahren positiven und objektiven Lehre fallen von selbst die Götzen der falschen, die theoretisch und praktisch sinnlosen Lehren von Volkssouveränetät, ursprünglichem Vertrage, absoluter Freiheit der Presse und andere. Nie widersteht dem Feuer der Wissenschaft das Irrige, Schlechte, Verderbliche.

Die Darstellung der wahren religiösen und politischen Doctrinen und die siegreiche Bekämpfung des Irrthums ist Aufgabe der Universitäten, diese Aufgabe aber nur lösbar bei freier Behandlung der Wissenschaft. Ueberzeugung läßt sich nicht zwingen, die freie Ueberzeugung des Lehrers erobert die freie Ueberzeugung des Hörers, ohne Freiheit würde die schon begonnene Restauration der Wissenschaften neuerdings unterbrochen, das einzig sichere Mittel der Rettung vernichtet. Ueppiger stets wuchsen die falschen, die revolutionären Theorien, seit man die keusche, dem Ewigen dienende Wissenschaft zur feilen Magd von beliebten Zwecken mißbrauchte, seit man ihr als höchsten Zweck vorschrieb, das Nützliche und Brauchbare zu lehren, seit man ihre Institute, ursprünglich Welt-Institute, zu bloßen Staatsanstalten[1]) erniedrigte.

Der Mensch hat das unveräußerliche Recht, nicht bloß das Recht, er hat die Pflicht der freien Forschung; (Prüfet Alles, das Gute be-

[1]) Wie eben auch Kirche und Königthum.

haltet;) ohne Freiheit kein Gutes; der Freiheit bedarf alles Große und Herrliche; frei schuf Gott den Menschen und frei macht Er ihn, wenn er durch Sünde zum Sklaven geworden, zum zweiten- und zehntenmale wieder. Die Wissenschaft ist kein fertiges, aus dem Lebensprozeß Ausgeschiedenes, sondern wie jedes Lebendige, bei der Unveränderlichkeit seines Urbildes stetig wachsend und neu sich entwickelnd; der ächte Geist derselben, der, wie der Geist der Religion, der Kunst und alles Guten aus Gott ist, der Geist der Wissenschaft wirkt von innen und in Jedem auf andre Weise. Man denke sich, daß der Stifter unsrer heiligen Religion statt seines in Jedem sich anders offenbarenden Geistes, seinen Aposteln geschriebene Compendien gegeben, oder daß man Predigern, Dichtern, Künstlern vorschreibe, was und wie sie predigen, dichten und gestalten! Die oft verkannte, in ihrer wunderbaren Organisation unübertroffene katholische Kirche hat innerhalb der von Gott selbst gegebenen Schranken ihren zahllosen Corporationen die größte Breite der freien Bewegung und Erörterung gestattet.

Aber wie die Freiheit der physischen Bewegung durch organische Gliederung nicht bloß bedingt, sondern zugleich gesichert und geregelt wird, so die Freiheit der geistigen durch corporative Verfassung. Die Erweckung, Erhaltung, Entwicklung des rechten Geistes, die Erreichung der höchsten Zwecke der Universitäten zum Besten der Kirche und Monarchie fordert also nicht bloß keine Beschränkung, sondern die freieste Entwicklung der corporativen Selbstständigkeit der Universitäten. Allein wie es kein Organ gibt ohne Organismus, das ist ohne Einigung einer Vielheit von Organen: so auf die Dauer keine einzelne Corporation, keine corporative Universitäts-Verfassung ohne Verein von Corporationen zu einem größeren Körper des Staates.

Die Revolution begann praktisch mit unrechtlicher absolutistischer Zerstörung der göttlichen Ordnung, mit Vernichtung der christlich germanischen Corporationen, und es gelang ihr dadurch, dem besseren Geiste jeden Sammlungspunkt zu entziehen, und durch Substituirung eines todten Mechanismus alle neue organische Bildung zu hindern. Könnte also die Restauration mit etwas andrem beginnen, als mit Erhaltung des noch bestehenden Corporativen, der Belebung des noch nicht Erstorbenen, der Begünstigung jedes neu im Keime sich Regenden, um so dem guten Geiste, wo er immer sich zeigt, die verschiedensten Bildungs-Herde zu bieten und so allmählig aus dem Zustande des Unrechts in den des Rechtes, und aus dem mechanischen Staat wieder allmählig in den organischen überzugehen?

Dem Christenthum ist die vollendetste corporative Gliederung natürlich und wesentlich. Da aber das Christenthum keine vergängliche, im Laufe der Zeiten durch eine höhere zu ersetzende Form, kein Ding neben, vor und nach andern, sondern das unvergängliche Wesen der Dinge ist; da die Kirche nicht ein einzelnes Glied oder die eine Seite des Staates, sondern ihn begeistigend, durchdringend und tragend zugleich über, in und unter demselben ist: so hat nur das Christenthum eine ewig verjüngende Kraft, so konnte nur das Christenthum die alten schon sterbenden Völker verjüngen, so kann und wird nur das selbe Christenthum die jetzigen und künftigen wiedergebären.

Aber wer die Heilung will, muß das Heilmittel, das Christenthum in seiner Ganzheit und Reinheit wollen, in allen seinen Consequenzen, in allen Zweigen des Wissens und Lebens, und namentlich in der ohne Christenthum blinden und verlassenen politischen Praxis. Nichts wäre verdammlicher und in seinen Folgen verderblicher, als das Christenthum nicht um seiner Göttlichkeit willen zu pflegen, sondern, wie zur Schmach der Kirchen und zum Verderben der Staaten leider geschehen, es zu politischen Zwecken, wohl gar als Popanz zu mißbrauchen.

Kann der germanische Staat auch nie wieder hergestellt werden, so ist er uns doch ein unübertroffenes Beispiel, daß der vollkommene Staat nur corporativ sich gestalte, indem das Christenthum nur an ihm sich am freiesten entfaltet, und daß somit thöricht das Bestreben sei, den christlichen Staat in den engen Rahmen des antiken zu zwängen.

In der Natur des Corporativen liegt es, das Bestehende, Bestandhabende zu erhalten und zu entwickeln; nur das Gute vermag, was dem Bösen seines innern Zwiespalts wegen unmöglich, sich wahrhaft und auf die Dauer zu corporisiren. Daher die lange Dauer und Fruchtbarkeit der legitimen, und der schnelle Wechsel und die Sterilität der illegitimen Körperschaften.[1]) Hat aber der Geist des Bösen wie in jeder, so besonders in dieser Zeit bis zur Aftercorporisation sich gesteigert, so kann man den Massenangriffen desselben nicht durch vereinzelte Kräfte, sondern wieder nur durch corporative begegnen.

Die Nothwendigkeit der corporativen Gliederung als Grundlage jedes Bestandes der Staaten fühlten selbst jene Liberale in Frankreich, welche die letzte Dynastie dort vertrieben. Im Namen seiner Partei

1) Man wird doch die Tumulte der Zünfte in verschiedenen Zeiten, die in der Regel nur Wahrung ihrer bedrohten Rechte und Freiheiten beabsichtigten, sowie die Bündnisse anderer Corporationen gegen die Landesfürsten nicht mit den neueren, die ganze sociale Ordnung umkehrenden Revolutionen verwechseln.

eine corporative Verfassung für Frankreich verlangend, gesteht Odilon Barrot, daß es unmöglich war, die Bourbonen bei corporativer Verfassung, nur möglich, sie bei einer absolut centralen zu stürzen; sowie daß nur bei dieser letzten in 40 Jahren acht Regierungen gestürzt werden konnten. Dasselbe beweisen, wiewohl das Gegentheil begehrend, Minister Thiers und das Organ der Jacobiner, die „Tribune". Jener und diese wollen die central absolute Regierung; jener, weil Corporationen die alte Dynastie zurückführen würden, diese, um die neueste wieder zu vertreiben. Gibt es schlagendere Beweise, daß die corporative Verfassung die Revolution hindere, die absolut centrale sie fördere? Weil sie nicht corporativ waren, wurden Frankreichs Verfassungen in 40 Jahren achtmal gestürzt, das Land in zwei Jahren zweimal erobert; weil sie in Körperschaften gegliedert, wurden Spanien, Oestreich und die Hierarchie, wie Napoleon selbst gesteht, wohl erobert, aber niemals bewältigt. Diese Wahrheit anerkennend errichtete Preußen im Jahre 1808 seine Städte-Ordnung und später seine Provinzialstände als Keime zu künftigen Corporationen.

Allerdings ist bei Bildung neuer Körperschaften die größte Vorsicht der Staatsgewalt nöthig in einer Zeit, in welcher der christliche Geist und der legitime corporative verkümmert, der illegitime zum Riesen gewachsen. Aber wo der gute Geist in der Mehrheit der Glieder, da würde die Staatsgewalt schaden, wenn sie anders als veranlassend und schützend, die selbstige Entwicklung befördernd und bewachend, wenn sie positiv einwirken wollte. Von oben herab kann man einen Mechanismus gestalten, von oben herab ein Organisches zerstören; nie aber brachten weder Kirche noch Staat von oben herunter gegliederte Körper zu Stande.[1])

Wenn nun Christenthum und christlicher Staat in corporativer Gestalt sich kräftiger und reicher entfalten, wenn an einer Universität wie an hiesiger der christliche und legitime Geist der vorherrschende, dann fordert die große Aufgabe der Universitäten in der Zeit nicht bloß keine Beschränkung derselben, sondern die selbstständigste Verfassung, die reichste Ausstattung, die ehrenvollste Stellung des Ganzen und der einzelnen Glieder.

1) Die durchgeführte corporative Verfassung ist nicht bloß eine Hauptbedingung der Sicherheit des Ganzen, und der Selbstständigkeit der Einzelnen, sondern auch das jetzt fast einzig mögliche Mittel zur Verminderung der Abgaben. In England kostet die gesammte Verwaltung der Regierung fast nichts, und die Rechtspflege und Perception der Abgaben nur wenig. Vgl. Darstellg. d. inn. Verwaltg. Großbrit.'s von L. Frhrn. v. Vinke, k. preuß. Oberpräs. Berlin, 1815.

Die größten Päpste, Kaiser, Könige und Fürsten[1]) wetteiferten einst, die Universitäten mit Auszeichnungen zu überhäufen. Der gewaltige Friedrich Barbarossa sagte in seiner Authentica: „Wir halten es für billig, daß diejenigen, durch deren Wissenschaft die ganze Welt erleuchtet wird, und die ihre Zöglinge zum Gehorsam gegen Gott und gegen Uns, seine Diener, bilden, mit besonderer Sorgfalt geschützt werden." Nicht ohne innige Rührung liest man, was die Erzherzoge in Oestreich für ihre geliebte Universität in Wien, und die Wittelsbacher Fürsten für ihr stets blühendes Ingolstadt gefühlt und gethan. Bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts genossen die alten Universitäts-Körperschaften, selbst einzelne Fakultäten, Rektoren und Dekane, Rechte und Privilegien, die nur regierende Herren und die höchsten Kollegien besaßen. Noch kurz vor der französischen Revolution brachte der für die Musen begeisterte letzte Churfürst von Mainz den Wissenschaften die glänzendste Huldigung. Beklagt man auch mit Recht und mit Wehmuth die Wahl mancher zur erneuten Hochschule Berufenen; kein Freund der Wissenschaft hört ohne Theilnahme und Begeisterung von den großartigen fürstlichen Festen, womit die Einweihung der Universität dort gefeiert ward. Die großen Auszeichnungen, die erhabene Stellung der Hochschulen waren nicht zufällig und willkürlich, sondern in der Natur der Sache, in der Anerkenntniß der Größe ihres Berufes gegründet, und sie stehen im scharfen Kontraste mit der Geringschätzung, mit der man Gelehrte und Gelehrsamkeit später behandelt.

Zwar hören wir die Prediger der revolutionären Weisheit, der absoluten und liberalen, es überall verkünden: seit Erfindung des Bücherdrucks, seit Entfesslung der Presse seien die zünftigen Anstalten der Hochschule mehr schädlich als nützlich. Zugestehen muß man diesen Sophisten, daß zur Erwerbung ihrer auf ein paar Formeln beschränkten Weisheit man nicht der Universitäten bedürfe. Ihr Haß gegen die Hochschulen beruht nicht auf dem Erweis ihrer Entbehrlichkeit, sondern auf dem Haß gegen alles Organische, Hervorragende, Ausgezeichnete; auf dem selben Haß, welcher den Klerus, den Adel, die Throne zerstörte; auf der Furcht vor der Tiefe der Wissenschaft, vor der ihre

1) Es ist höchst merkwürdig, daß Päpste und Fürsten, wenn z. B. von Städten ꝛc. Anträge auf Beschränkungen der Freiheiten geschahen, fast ohne Ausnahmen die Freiheiten bestätigten, ja vermehrten. —

Anm. der Schreib.: R. beruft sich, wie hier, so an mehreren Stellen auf C. Meiners, Geschichte der Entstehung und Entwicklung der hohen Schulen unsres Erdtheils; Göttingen 1802.

seichten Phrasen wie Dünste zerstäuben. Auch seit Erfindung des Bücherdrucks erhielten ihre Bildung auf Universitäten die größten Lehrer und fast alle Fürsten der Wissenschaft, die seitdem regierten. Kein Zweig des öffentlichen Lebens, auf den sie auch seither nicht mächtig gewirket. Noch besteht die Größe ihres früheren Berufs, ja nie war er größer als jetzt; denn wer hat mehr Beruf, den Vorkampf zu führen gegen den Riesen der Revolution, gegen die geistigen Mächte der Irrlehre, als die Heroen des Geistes und der Wissenschaft? Wer bildet vor allen und übt die Mitkämpfer, die künftigen Priester, Richter, Gesetzgeber, die Räthe der Fürsten? Und könnte es Staatsweisheit sein, die Hochschulen, als Mittelsäulen des Gebäudes, statt sie zu verstärken, zu schwächen, nachdem es unläugbar, daß der Einsturz so vieler zwischen Giebel und Fundament befindlicher mittlerer Glieder den Einsturz der Giebel selber befördert?[1])

Nein, von deutschen Fürsten haben deutsche Universitäten nichts zu befürchten; deutsche Fürsten werden nicht sie zerstören, nicht sie beschränken, vielmehr ihre Freiheit und organische Selbstständigkeit erweitern und befestigen. Daß dies in unserm Bayern geschehen wird, dafür bürgt uns der wahrhaft liberale, großartige Sinn König Ludwigs und seine eigene begeisterte Liebe zur Freiheit; dafür die Gesinnung der zu seinem hohen Rathe Berufenen; dafür Alles, was der königliche Herr in höherem Geiste bereits gewirkt und gestaltet — für Belebung des corporativen Geistes überhaupt, für geistliche Körperschaften, für Universitäten, und die Unsere insbesondere.

Durch Versetzung in die Hauptstadt ward unsre Hochschule ihren Schwestern verbunden, den Akademien der Wissenschaften und der Künste, zur wesentlichsten, gegenseitigen Hülfe. Einen Theil der Universitäts-Mitglieder hat der König zugleich in seinen Rath aufgenommen; einen Theil seiner Räthe zugleich der Universität zugewendet. So fern ist von Ihm der Gedanke, die Fakultäten zu trennen, so lebendig die Ueberzeugung von ihrer Aller Verbande und wechselseitigen Unentbehrlichkeit, daß Er dieselben vermehrte und verstärkte.[2]) Der König erkennt, daß, wenn die Wissenschaften auf ewigen Basen beruhen, sie dem kleinsten Staate die Kräfte des größten verleihen.

1) So nöthig es uns scheint, die Kraft der Universitäten, statt sie zu schwächen, zu stärken, so bescheiden wir uns, daß es nicht an der Zeit, ihre alten, zum Theil veralteten Freiheiten wiederzugeben.

2) Erst jüngst hat der König die Versetzung der Ludw. Max.-Universität von Landshut nach München durch eine Denkmünze bezeichnet, zum Beweis, daß Er diesen Akt nicht bereue.

Was kein Herr auf dem größten Throne geleistet, das Erstaunliche, Unmöglichscheinende, hat König Ludwig für die Künste gethan, seine bewunderte Hauptstadt, auch zum Frommen der Hochschule geschmückt mit unzähligen Werken derselben. Aber alle Musen sind Schwestern, in unzertrennlichem Chore verbunden. Wie die großen Mediceer, wird König Ludwig darum sie alle beschützen und so auch für die Wissenschaft das Größte erringen.

Und also Wissenschaften und Künste, bürgerliche und geistliche Corporationen hegend und pflegend, wirkt der König mächtig zum Wiederaufbau des größten Kunstwerks, des in allen seinen Gliedern selbstthätigen christlich-organischen Staates.[1])

Aber zum Wiederaufbau reichen die Kräfte keines einzelnen Fürsten, selbst aller zusammen und der vereinten Regierungen nicht hin. Zusammenwirken müssen weltliche und geistliche Obrigkeit, und Beide mit allen Ständen der ganzen Gesellschaft. Wir Alle sind berufen zum großen Tagewerke, nicht bloß die wirklichen Lehrer, Priester, Richter, Aerzte und Verwalter, sondern auch Sie, meine innig geliebten akademischen Freunde und Mitbürger, wenn auch Lernende jetzt, doch als künftige Lehrer, Priester, Richter und Aerzte 2c.

Da der Geist des Unglaubens, indem er sich aller Theorie und Praxis bemächtigt, den Ungehorsam in unzähligen Aftergeburten erzeugt, so kann nur der Glaube in Lehre und Leben den Gehorsam erwecken und die Schlangenbrut des Ungehorsams zerstören. Lehrend und handelnd wollen wir Glauben und Gehorsam predigen, in Kirche und Schule, im häuslichen und amtlichen Kreise; Unglauben und Ungehorsam nicht bloß in ihren letzten Consequenzen, sondern in ihren Prinzipien bekämpfen. Diesen Glauben und Gehorsam fordern gebieterisch von uns: die Liebe zu allen erlaubten niedern wie höhern Gütern; die Liebe zum rechtlichen Erbe, zur persönlichen Freiheit, zu Kunst und Wissenschaft, zur eignen Familie, zum engern und weitern, zum irdischen und ewigen Vaterland. Freiheit, Wohlstand und Ehre versprachen als Lohn des Ungehorsams die Sophisten, Betrüger oder selbst Betrogenen. Armuth, Schande und Knechtschaft waren immer, und werden es sein, die Folgen empörerischen Trotzes.

1) **Ad absurdum** führen läßt sich die Behauptung, daß der Staat ohne alle oder gar über aller Religion sein müsse. Nie gab es einen Staat, nie wird es einen geben ohne religiöse Grundlage. Wie könnte ein Staat bestehen ohne religiöse Weihe des Eides und der Ehe? Auch der nordamerikanische hat religiöse Basen; daß es so wenige sind, ist ein Grund seiner künftigen Auflösung.

O meine theuern akademischen Freunde, könnte ich mit aller, durch Religion, Geschichte und Wissenschaft in mir bewirkten Gewalt der Ueberzeugung und mit der alle meine Adern überwallenden Gluth des Gefühles für Ihr und des ganzen Vaterlandes Wohl, könnt' ich Sie hinwegziehn von allen Klippen des Unglaubens und Ungehorsams, und hin zum Wissen des Glaubens, zum Muthe, zur Freiheit, zur Selbstständigkeit des Gehorsams. Unsern Glauben und Gehorsam wird und muß Gott segnen, so wahr Er der Wahrhaftige ist, und so wahr nur von Selbstsucht trunkene Thoren diesen Segen verachten das furchtbare Schwert, das noch über unsern Scheiteln droht, wird Er von unsrer Heimath, von Deutschland, von Europa gnädig hinwegthun; und aus den Keimen des Glaubens und Gehorsams ein neues gewaltiges Reich sich erwecken. Gott geb es!

Zu 1835.

Aus Ringseis' Gedenkrede auf Dr. Andreas Röschlaub. (S. S. 124.)

. . . Im Jahr 1794 war J. Brown's Lehre durch Melch. Ad. Weikard, einen der geistreichsten Aerzte, in Deutschland bekannt geworden. Röschlaub's Inauguraldissertation „de Febre fragmentum“ war im Sinne der neuen Lehre geschrieben...

. . . In den Jahren 1796 und 97 schrieb er den ersten und zweiten, und 1798 den dritten Theil seiner Untersuchungen über Pathogenie, von welchem Werk 1803 eine zweite Auflage erschien. Röschlaub entwickelte darin Brown's Grundlehren über Leben, Gesundheit und Heilung auf eigenthümliche Weise, mit bewunderungswürdiger Dialektik und wurde durch ausführliche Entwicklung der in Brown's Elementen fehlenden Mittelglieder seiner Lehre der Begründer der s. g. Erregungstheorie...

(Folgt Aufzählung verschiedener Schriften des Verewigten. Dann:)

Röschlaub's literarische Arbeiten, insbesondre die „Untersuchungen über Pathogenie“ verschafften ihm einen außerordentlichen Ruf in und außer der Heimath. J. P. Frank ward davon so hingerissen, daß er einst in später Nacht, Röschlaub's Buch in einer, das Licht in der andren Hand haltend, zu seinem in einem andren Stockwerk wohnenden Sohn gekommen, ausrief: „dieses Buch möchte ich geschrieben haben.“ Frank empfahl es öffentlich allen seinen Zuhörern.

Da mittlerweile an der Universität Bamberg, an welcher bereits Adalb. Markus und Ig. Döllinger glänzten, auch Röschlaub im J. 1797 **Prof. extraord.** und das Jahr darauf **ordinarius** wurde: so strömten aus allen Gegenden Deutschlands, selbst aus entfernten Welttheilen,[1] Medizin Studirende nach Bamberg, und es herrschte dort, wohin sich auch andre berühmte Namen, als A. W. Schlegel und F. W. J. Schelling eingefunden hatten, eine ganz ungewöhnliche wissenschaftliche Bewegung...

... Röschlaub's selbst von Gegnern zugestandenes Verdienst um die Medizin bis zu diesem Zeitpunkt, (1806,) d. i. in der ersten Periode seiner literarischen Wirksamkeit bestand nicht bloß darin, daß er die zunächst vorausgegangene weitverbreitete mechanische, chemische, atomistische Ansicht von Leben und Krankheit bekämpfte und die Ueberzeugung verbreitete, das Leben im Organismus sei ein Inneres, Ganzes und Untheilbares: sondern vorzüglich darin, daß von dieser Zeit die Zweige der Medizin alle als ein Ganzes erfaßt und der Geist wissenschaftlicher Forschung in alle hineingetragen wurde. So hat die Erregungstheorie auch auf die Geister erregend gewirkt.

Aber in den Jahren 1805 und 1806, in Folge fortgesetzter Beobachtung der Natur und des eifrigen Studiums der älteren Aerzte gelangte Röschlaub zur Ueberzeugung, daß er zwar eine frühere einseitige Lehre mit allem Rechte bekämpft, aber einer andren Einseitigkeit selber nicht entgangen sei. Er fand, daß Erregbarkeit nicht Prinzip sein könne, vielmehr ein Erregbares (Etwas) und zwar ein spezifikes voraussetze, und daß, wenn auch jeder Theil erregbar, Erregbarkeit somit in dieser Beziehung Eine und untheilbar, die Wirksamkeit jedes erregten Theiles doch überall eine eigenthümliche sei, daß in Krankheit zwar vermehrte oder verminderte Erregung zugegen, diese aber nicht das die Krankheit als solche bedingende; daß die Erregungstheorie nur in der ergänzenden organischen Verbindung mit der alten Lehre vervollständigt werden könne.

Während Röschlaub diese veränderte Ansicht gewann, bot ihm ein Wiener Buchhändler für eine dritte Ausgabe der Untersuchungen über Pathogenie mehrere Tausend Gulden. Röschlaub wies dieses ehren=

---

[1] Anm. der Schreib. Staunend erzählte man sich, daß Briefe aus Amerika mit der Adresse: An Dr. Röschlaub in Europa, richtig bei ihm eingelaufen, was in der That unter den damaligen Verhältnissen eine ganz andre Bedeutung hatte als heut.

und gewinnvolle Anerbieten zurück, „weil er mit den Ansichten in diesem Werk nicht mehr einverstanden" sei.

In der äußerst scharfsinnigen Vertheidigung einer nicht ganz haltbaren Lehre von keinem seiner Gegner besiegt oder widerlegt, war Röschlaub es selber, der öffentlich erklärte, daß seine bisherige Ansicht ihm nicht mehr genüge.

Das in dieser Erklärung mit der edelsten Selbstverläugnung der Wahrheit gebrachte Opfer wurde nicht überall gebührend gewürdigt, ja von manchen als literarischer Selbstmord betrachtet.

Nachdem Ringseis die Schriften erwähnt hat, welche Röschlaub seit 1806 und 1807 in seiner veränderten Ansicht herausgegeben, fährt er fort:

Diese ohne Vergleich reiferen und gründlicheren Arbeiten Röschlaub's fanden bei weitem nicht die günstige Aufnahme der früheren; der eigentliche Sinn derselben blieb, wie die Recensionen zeigen, den meisten verborgen. So wird der Irrthum, besonders der glänzende, im Scheine der Einfachheit auftretende, so häufig viel mehr gesucht und bewundert als die Wahrheit, die, wenn auch einfach, in ihrer Einfalt erkannt wird nur nach Besiegung vieler Schwierigkeiten, nach Erklimmung zahlreicher Stufen....

Von Röschlaub's philosophischem Geiste sprechend, wie er z. B. in der Schrift „über Methodik und Pseudomethodik in der Medizin" sich erweise, erwähnt Ringseis:

Röschlaub gebührt ein großes Verdienst: er zeigte noch vor dem Grafen J. Maistre und vor Abbé Lamennais entschiedner, gründlicher und schulgerechter als vor ihm irgend ein Philosoph die Einseitigkeit der seit Descartes herrschenden subjektiv rationalen, logischen und mathematischen Methode zu philosophiren.

Folgt Aufzählung einer Reihe zusammenhängender philosophischer Werke, von denen aber leider das Meiste handschriftlich geblieben.

Alle diese Schriften tragen das Gepräge des scharfsinnigen tiefen Forschers, und Referent glaubt sich die Behauptung erlauben zu dürfen, daß Röschlaub in seinem Versuch über die Natur des menschlichen Geistes geleistet hat, was keinem Philosophen vor ihm gelungen.

Waren Röschlaub's Forschungen gründlich und tief: so waren Bezeichnung und Ausdruck in seinen Schriften von einer kaum über-



troffenen Schärfe, und hätte er mit diesen Vorzügen eine entsprechende Kürze vereinigt, so blieb wohl bezüglich auf seine schriftstellerischen Leistungen wenig übrig zu wünschen.

Am Schluß der Rede wendet sich Ringseis noch insbesondre an seine „innig geliebten jungen akademischen Freunde":

Es starb in Röschlaub einer der trefflichsten Männer. Ehren wir sein Andenken; wir ehren es am besten, seine Tugenden nachahmend. Nicht eines Jeden Beruf ist's, als Schriftsteller, zumal als großer, zu wirken. Aber sittliche Größe erreichen, das können wir Alle, wenn wir wollen; wir können, weil wir sollen. Ueben wir des Verstorbenen Sittenreinheit, Redlichkeit, Offenheit, Berufstreue, seinen Muth für alles Rechte und Wahre. Es bewährte sich in jeder Zeit und wird sich mehr als in einer, in der nächsten bewähren, daß gewissenhafte, rücksichtslose und muthige Pflichterfüllung, selbst bei geringen Gaben, viel Größeres leistet für Mit- und Nachwelt, Zeit und Ewigkeit als der Glanz und Pomp der größten Talente ohne Sinn für Wahrheit und strenge Berufstreue.

Muthig, Freunde, Jeder in seinem Kreise!

Zum achtzehnten Kapitel.

Zu 1837.

Aus der Ständekammer. (S. S. 147 f.)

Reden und Bruchstücke von Reden, welche R. gehalten hat, hie und da ergänzt aus seinen Conzepten, ferner bezügliche Zeitungsinserate:

A. Aus der Rede, die Wahlordnung für den Landrath betr.

Ernst v. Moy, der Abgeordnete der Universität Würzburg, hatte einen Antrag auf Modifikation der Wahlordnung für den Landrath gestellt, welchem Ringseis als einem organisch begründeten, nicht mechanischen, lebhaft beistimmte, indem nur in den daselbst vorgeschlagenen wesentlichsten Bedingungen eine



Bürgschaft liege für die beabsichtigte Vertretung der verschiedenen Interessen durch die Männer des Vertrauens und durch die dazu geeigneten Organe, für die Stärkung der Korporationen und die Bildung von Provinzialverfassungen. Ringseis bemerkte:

Es schwört allerdings jeder Abgeordnete, nur des ganzen Landes allgemeines Wohl, ohne Rücksicht auf besondere Stände, zu berathen; aber nur der liebe Gott, kein Mensch kennt das allgemeine Wohl; Jeder hingegen das Wohl seines Standes.

Zudem beruht das allgemeine Wohl nur in dem Wohle aller Stände; darum hat die Kammer von jeher billige Nachsicht gezeigt gegen die menschliche Schwäche ihrer Mitglieder, die eben darin besteht, die menschliche Natur nicht ausziehen zu können; und nie ward meines Wissens Klage über Verfassungs-Verletzung gestellt, wenn die Interessen eines Kreises, Distriktes, Ortes oder Gewerbes berücksichtigt wurden.

Die natürliche Aufgabe des Landrathes insbesondere ist es, nicht das unbestimmte Wohl des Ganzen, sondern das bestimmte eines Kreises zu berathen und dadurch mittelbar das des Ganzen vorzubereiten.

In keiner Wahlordnung ... außer in der (hier) vorgeschlagenen ist sichere Bürgschaft, daß die Männer des Vertrauens, daß die tüchtigsten Vertreter der Kreis-, Lokal- und Standesinteressen gewählt werden, und zwar um so weniger, je mehr vermittelt die Wahlen sind, und je mehr zersplittert in primäre, sekundäre und tertiäre.

Es ist, wie Jemand sich treffend ausdrückte, bei Primär- und Sekundärwahlen nicht wie bei einem Destillir-Apparat, bei dem in der zweiten Destillation das Produkt in gesteigerter Reinheit und Stärke heraustritt; nein, der Wähler in der Urversammlung weiß gar nicht, wer in der sekundären gewählt wird, und, wie Jedem von uns bekannt ist, häufig wird Jemand Vertreter in der Kammer oder im Landrath, den der Wähler in der Primärversammlung nimmermehr gewählt hätte.

— — — — — — — — — — — — — —

Die Vertheidiger der absoluten Majorität bei den Landrathswahlen scheinen mir ihre Gegner völlig geschlagen zu haben, und ich kann nicht umhin, ihnen für ihre scharfsinnigen Bemerkungen meinen Beifall auszusprechen.

Dieser Versicherung muß ich aber sogleich die andere beifügen, daß die Vertheidiger der relativen Majorität mir auch die völlige Unausführbarkeit der Wahlen mit absoluter Majorität nachgewiesen zu haben scheinen.

Jede der beiden Parteien hat ihre entgegengesetzte zu Grunde gerichtet; jede hat Recht in Bekämpfung der andern, jede darum Unrecht in Vertheidigung der eignen.

— — — — — — — — — — — — — — —

Es ist zwischen beiden Wahlordnungen keine Versöhnung möglich; es gibt keine richtige Mitte zwischen ihnen; nothwendig ist eine neue, auf andre Prinzipien gebaute.

— — — — — — — — — — — — — — —

Ich stimme für die Petition des Hrn. Abg. der Universität Würzburg; dieser Antrag ist gegründet in der Natur, in der organischen Gliederung der Gesellschaft und in der ursprünglich deutschen Einrichtung; für ihn spricht seine leichte Ausführbarkeit und seine Fügsamkeit in vielleicht bevorstehende provinzielle Verfassungen, zu deren Lob — zu meiner Freude — das sehr ehrenwerthe Mitglied für Bayreuth sich erhoben hat.

Mit eben so großem, ja innigem Vergnügen erkannte ich bei diesen Debatten, daß unsere Mitbrüder jenseits des Rheins ihre deutsche Natur durchaus nicht verläugnet haben, daß besonders Einer von ihnen, und gewiß nicht ohne Anklang bei seinen Kreisgenossen, für die vom Abgeordneten für die Univ. W. beantragte, mit unsern ältern deutschen Einrichtungen mehr übereinstimmende Wahlordnung gestimmt hat.

U. s. w.

B. Ueber Geldwirthschaft und Zwangsablösung des Zehnten.[1] (S. S. 152 f.) (Aus den Verhandlungen über die vorgelegten Rechenschaftsberichte und Nachweisungen der Staatsregierung, in Bezug auf Verwendung der Staatseinnahmen für die Jahre 1832—1835.) 19. Juni.

Nicht für oder gegen, sondern über diesen Gegenstand zu sprechen, ließ ich mich einzeichnen.

Ich stimme auch nicht gegen, sondern in den wesentlichsten Beziehungen für die Ziffer dieser Rechenschaftsberichte.

Die Ziffer ist aber nicht das Wichtigste, die Grundsätze sind es, aus denen die Ziffer hervorgeht, gegen diese erlaube ich mir Einiges zu erinnern.

---

1) Sowohl diese als Beilage C und F sind zu vergleichen einerseits mit der Rektoratsrede, (Beilage 2 zu 1833,) andrerseits mit Seite 288 f.

M. H.! Der Zustand unserer Finanzen ist im höchsten Grade glänzend, durch Millionen von Ueberschüssen; ich zweifle auch nicht, daß diese Ueberschüsse bei Fortdauer des Friedens noch eine Reihe von Jahren zunehmen werden. Gleichwohl freue ich mich nicht unbedingt darüber, ich läugne entschieden die Nachhaltigkeit unseres, wie überhaupt des modernen Finanzhaushaltes; läugne, daß er staatswirthschaftlich, und behaupte, daß bei seiner konsequenten Entwicklung und Durchführung (wovor uns aber Gott bewahren wolle) die Regierungen eines großen Theils ihrer politischen Macht beraubt, die Fürsten mediatisirt, aller Besitz in wenigen Händen zusammengehäuft, der größere Theil der Bevölkerung verarmen und die wenigen Reichen nicht lange ihres Eigenthums sich erfreuen würden.

M. H.! Zu den obersten Götzen unserer (mehr als jeder andern) Zeit gehören Geld und ungebundene Freiheit. Geld und Freiheit sind schätzbare Güter, im rechten Maße, an gehöriger Stelle; das Geld, so lang es als Tauschmittel, als untergeordneter Erfolg, nicht als Zweck behandelt wird; die Freiheit in organischer Verbindung mit Abhängigkeit.

Ich verachte das Geld nicht geradezu, auch ist zuverlässig unter Ihnen allen kein wärmerer Freund der Freiheit, als ich bin. Ich werde das sogleich beweisen, indem ich mir die Freiheit nehme, einiges zu sagen, wozu der Muth der Freiheitsliebe gehört.

Die moderne Finanzwirthschaft hat *Alles* aufs Geld gestellt (und es ist nicht ihre Schuld, wenn ihre Grundsätze noch nirgends ganz *durchgeführt* sind). Selbst die von Gott in der Natur uns *geschenkten* Güter, Boden, Aecker und Wälder haben keine unmittelbare, sondern lediglich durch das Geld vermittelte Beziehung zum Menschen; die Dinge haben nur mehr Werth durch ihren Geldpreis; die unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse sind nicht mehr um des Menschen, sondern um des Geldes willen vorhanden. Daher die Aufhebung der sogenannten Kastenwirthschaft; daher das unermüdliche Bestreben zur Ablösung aller Servituten; daher die Sucht nach Unabhängigkeit um des Geldes, und nach Geld um der Unabhängigkeit willen.

Es erhob sich gegen diesen schmachvollen Geldgötzendienst laut die Stimme der Erfahrung und Wissenschaft;[1] es empörte selbst die Natur

1) R. beruft sich an verwandter Stelle nicht nur auf seinen „zu früh verstorbenen Freund Bairhammer" (s. Bd. I S. 111 f.) als den Ersten, welcherden Warnungsruf erhoben, sondern auch auf Wilh. v. Schütz und auf die im Folgenden noch wiederkehrenden Namen Adam Müller, Bar.

sich dagegen; denn was beweist schlagender die Verkehrtheit und Unnatur dieser Geldwirthschaft, als daß seit ihrer Herrschaft der Segen des Himmels uns zum Fluche geworden, und der Haushalt des Staates nicht bloß, sondern aller Grundbesitzer gefährlich erschüttert wird, wenn durch reichliche Ernten, also durch den Segen Gottes, die Preise der Früchte sinken; durch reichliche Ernten, m. H., also durch das, was bei einer naturgemäßen Wirthschaft das Erwünschteste wäre. Verlangte nicht im J. 1819 der Herr Finanzminister für diesen Fall ein Kreditvotum von Ihnen?

M. H.! Unsere in dieser hohen Kammer mit so großem Antheil erwähnte Holztheuerung kommt aus derselben Quelle, aus der Geldwirthschaft und dem Streben zur gänzlichen Unabhängigkeit, wie des Feldes so des Waldes, die beide aber, ihrer ursprünglichen göttlichen Bestimmung nach nie und nimmer unabhängig, nie servitutenfrei sein sollen; diese Holztheuerung kommt daher, daß der Staat, die Ablösung wünschend und selbst mit dem Beispiele vorangehend, seine Waldungen servitutenfrei zu machen und den größtmöglichen Gelderlös daraus zu erzielen sucht. Diese Holztheuerung wäre nicht erstanden, wären die Servituten des Staates noch in der alten Ausdehnung, und behandelte derselbe seine Angehörigen wie einst: patrimonialisch, und nicht fiscalisch, industriell, mercantilisch. Dadurch, daß 1000 Tausende leiden, gewinnt das Aerar Millionen. Das ist die Natur der Geldwirthschaft. Einer gewinnt, Tausende verlieren. In unserm alten Kammersysteme hatte nicht bloß der Grundholb, sondern auch der Landesherr Servituten, es herrschte Gegenseitigkeit von Diensten, von Freiheit und Unabhängigkeit.

M. H.! Glücklich wären wir, beschränkten sich die Wirkungen der modernen Geldwirthschaft bloß auf die Holztheuerung. Zuverlässig steigern sich aber bei Fortsetzung dieser Wirthschaft in schnell wachsender Progression die Preise von Fleisch, Brod, Bier, Wein und der nothdürftigsten Kleidung, ohne daß der Bauer, der Bürger dadurch den größten Gewinn zieht, wie dies bei den Weinbauern ja längst schon bekannt ist; der Gewinn häuft sich in den Händen weniger Mäkler. — Leben ist Einheit von Bewegung und Ruhe, Bewegung nur möglich auf dem Grund eines Unbeweglichen (da mihi punctum et terram movebo); die ihrer Natur nach bewegliche Industrie, der bewegliche Handel gedeiht nur bei unbeweglichem, unveräußerlichem Grundboden;

v. Rumohr, v. Koch-Sternfeld und „unsern trefflichen Prof." (nachmals Staatsrath v.) „Hermann dahier".

wird derselbe seiner Natur zuwider beweglich, veräußerlicht, mercantil, so geht er nicht bloß selber, sondern richtet auch Industrie und Handel zu Grunde. Es läugnet Niemand die Nothwendigkeit, die unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse den Schwankungen des Marktes zu entziehen; zu hohe wie zu niedrige Preise sind verderblich, ihre Folgen: Noth, Elend, Krankheit, selbst Aufruhr. Ist der Landesherr (oder der Staat) der größte Besitzer von Feldern, Aeckern, Wäldern und Bergwerken, so hält er seine Vorräthe so lange zurück, bis die Preise so hoch stehen, als es nöthig ist für die kleineren Besitzer; er eröffnet sie, wenn die Preise die mittlere Höhe übersteigen und zu hoch würden für die Mehrheit der Käufer.

Der Staat herrscht hiemit über den Marktpreis der unentbehrlichsten Bedürfnisse. Was Landesfürst und Staat im größten Maßstab, das in minder großem die anderen Besitzer, einstens vorzüglich die Klöster. Es muß zuerst die eigene Familie, die eigene Heimath versorgt sein, ehe man die Lebensbedürfnisse auf den größeren Markt trägt.

Begibt sich nicht aber der Staat der so wichtigen, ja unentbehrlichen politischen Macht, die Preise der unentbehrlichen Lebensbedürfnisse angemessen zu bestimmen, wenn er seine Naturalabgaben ablöst und kaufmännisch verhandelt?

Geht diese Macht der Preisbestimmung nicht über auf die Mäkler und Diejenigen, in deren Solde sie sind?

Vergessen wir, daß man in Frankeich im J. 1789 unter Anderem durch künstliche Theuerung Aufruhr erregte?

Die Vertheidiger der Ablösungen und des freien Verkehrs sagen uns aber: „Ist der Handel frei, so bildet ohne Kammerwirthschaft, durch Konkurrenz sich in Bälde von selber ein mittlerer Marktpreis.“

M. H.! Die bittere Erfahrung in den Jahren 1816 und 1817 widerlegt diese Lehre. Der Staat hatte, unglücklich spekulirend, seine Zehentvorräthe zeitig verkauft; der Weizen stieg, zum Theil durch Mäklerspekulationen, auf 90 bis 100 fl., und man[1]) fand sich zu seiner Strafe oder vielmehr zur Strafe der Bevölkerung genöthigt, um mehr als vier Millionen Getreide aus Rußland zu kaufen.

Die Ablösungen sind somit weder wirthschaftlich noch politisch; die Ablösungen, insbesondere der Laudemien um das Doppelte des Fixationspreises, unrechtlich gegen die übrigen Steuerpflichtigen, weil sie zu niedrig, der Staat somit etwas verschenkt, was die übrigen Steuer-

1) Im Concept steht statt diesem „man“: „Das Wesen, das sich der Staat nennt“ . . .

pflichtigen wieder bezahlen müssen. Das angeblich Drückende der Laudemien ist nur scheinbar; denn wenn auch einer, der nicht lang lebte, allerdings verhältnißmäßig zu viel bezahlte, so wurde, bei der Erblichkeit der Güter das Gleichgewicht hergestellt dadurch, daß einer seiner Erben um so länger lebte.

Die Ablösungen durch den Staat werden ferner nachtheilig und ungerecht, weil durch das Beispiel des Staates den übrigen Berechtigten ein mehr als moralischer Zwang auferlegt wird.

Aber man hat uns im Gegentheil versichert, der Zehent sei nicht bloß nachtheilig, sondern im hohen Grad ungerecht. Daß der Zehent die Kultur nicht hindere, und seine Aufhebung sie nicht nothwendig fördere, sehen wir aus der Vergleichung von England und Frankreich. In England, wo der Zehent besteht, ist troß dem minder guten Boden das Erträgniß desselben 2 bis 4 mal größer als in Frankreich, wo er seit 48 Jahren aufgehoben.

Der Zehent war schon bei den Römern, wie wir unter Anderem durch Niebuhr und Savigny wissen, wie Zinsen und Gilten, privatrechtlicher Natur, und keine Steuer. Der Zehent behielt diese Natur eines Eigenthums im großen fränkischen Reiche und später. Dieses bewiesen, gegenüber dem seichten Geschwätze von Rotteck und Konsorten, schon Hugo Grotius, Böhmer, Thibaut, Zachariä und in jüngster Zeit Professor Birnbaum in der trefflichen Abhandlung: „Die rechtliche Natur der Zehenten." Bonn, 1831. Damit übereinstimmend urtheilten selbst die Radicalen Brougham und L. J. Russel.

Aber gesetzt, nicht zugegeben, der Zehent wäre ursprünglich irgendwo unrechtlich entstanden; so kommt es bei Beurtheilung der Rechtlichkeit oder Unrechtlichkeit des jetzt bestehenden Zehenten nicht auf seine ursprüngliche Entstehung, sondern darauf an, unter welchen Verhältnissen gegenwärtig die Zehentberechtigten den Zehent erwarben, und die Pflichtigen ihn übernahmen. Denn kein einziges Grundstück ist gegenwärtig mehr in den Händen der ursprünglichen Besitzer, und ich behaupte: gegenwärtig bezahlt kein Pflichtiger den Zehenten aus seinem Vermögen, denn jeder jetzt lebende Zehentpflichtige erwarb Grund und Boden gerade um so viel Kapitalsumme weniger, jeder jetzt lebende Zehentberechtigte aber um so viel theurer, als der zum Kapital erhobene Zehent beträgt. Der Zehent ist somit nur ein Zins, ein Pachtgeld, eine Vergeltung für die Benützung des Bodens, die dem Pflichtigen ohne Kapital, also unentgeltlich, vom Berechtigten überlassen wird.

Der Zehent wird also eigentlich aus dem Vermögen des Berechtigten entrichtet; die Zehentverhältnisse beruhen also auf gegenseitigen Verträgen. Dem Zehentberechtigten etwas abziehen, heißt ihn berauben; dem Pflichtigen etwas nachlassen, heißt ihn beschenken.

Aehnliches gilt auch von den Jagdrechten . . . So nachtheilig die Ablösung für den Staat und die Gesammtheit ist, so verderblich ist sie auch für die Grundholden selbst.

Der gegenwärtig niedere Stand der Kapitalszinsen verführt den Grundholden abzulösen, er bedenkt nicht, daß, wenn die Zinsen wieder steigen, er sein Gut entweder wieder verkaufen, oder doch die aufgenommene Summe höher verzinsen muß[1] . . . Sind die Vertheidiger der Ablösung im Ernste so gutmüthig, zu glauben, daß die durch die Ablösung abgabenfrei gewordenen Güter in aller Zukunft frei bleiben, werden sie nicht als zu gering belastet, bei künftigen Nöthen, z. B. im Kriege, neuerdings besteuert werden? Und zwar ganz folgerecht nach demselben Prinzipe, nach dem man in unserer Zeit auch die abgabenfreien Güter des Klerus und des Adels besteuern zu müssen glaubt? Geschah nicht auch dasselbe in Frankreich, bald nachdem die Zehenten aufgehoben waren, und rührt nicht daher die, mehreren von uns sehr bekannte Armseligkeit der französischen Bauern, verglichen mit dem Zustande der deutschen?[2]

Wo ist die Bürgschaft, daß eine künftige Besteuerung der abgelösten Güter nicht auch bei uns wieder eintrete? Eine solche Bürgschaft liegt nur in der Institution der gegenseitigen Servituten. Ein Gut, das bereits mit Reallasten behaftet, wird bei einer neuen Besteuerung berücksichtigt, es wird aber keine Rücksicht genommen auf die Kapitallasten, die etwa der Grundbesitzer zur Ablösung der Reallasten kontrahirt hat. Aber noch erwähnte ich nicht des größten aller Nachtheile der konsequent durchgeführten Ablösung. Die Ablösung war vor mehr als 300 Jahren fast in ganz Italien durchgeführt, und die Folge davon war, daß Grund und Boden von ganz Italien zertrümmert ward und in die Hände der Städter wanderte, daß es jetzt dort keinen Bauernstand mehr gibt, nicht einmal Pächter, im Sinne der englischen. Viehzucht und Erträgnisse des Bodens minderten sich unglaublich. Der Boden Italiens erträgt nach Arthur Young jetzt dreimal weniger als Grund und Boden in England. Mit Vernichtung des Bauern=Standes ging Italien ökonomisch und

[1] Hier beruft sich R. auf Prof. Hermann.

[2] Vgl. Beilage C.

politisch zu Grund.[1]) Die Armuth der Bevölkerung wird bei uns noch rascher vor sich gehen als in Italien, um so mehr, als man auf Dampfwagen und Eisenschienen schneller dahinführe; um so mehr, als unser Tauschmittel, das bewegliche Geld — ehemals Metall, jetzt nur Papier — um so flüchtiger geworden, und in seiner Flüchtigkeit Grund und Boden mit sich verflüchtigt.

Durch die Ablösung verliert die Regierung ihre physischen Wurzeln im Lande, dadurch einen großen Theil ihrer politischen Macht, und noch mehr wird dies geschehen, wenn das Geld bei fortgesetzter Geld- und Ablösungswirthschaft zuletzt in den Händen von Wenigen concentrirt und consolidirt wird.

Rühmt sich nicht schon diese Geldmacht, daß sie mächtiger als Monarchen, Gesetze gebe, über Frieden und Krieg gebiete, und alle größeren Unternehmungen leite? . . .

Ich achte Industrie und Handel in gebührenden Grenzen, insbesondere auf den Grundlagen des unbeweglichen und unerschütterlichen Grund und Bodens, aber wie jedes unverhältnißmäßig hervortretende, krankhaft wuchernde Gebilde nicht bloß den Körper, in dem es wurzelt und wuchert, sondern mit diesem sich selbst zu Grunde richtet, so wird dieses auch der Geldmacht geschehen . . .

. . . . Der Boden wankt unter unseren Füßen im eigentlichsten Sinne, — dunkle Flammen zucken aus unzähligen Luken, — aber das Alles ignoriren wir, als gehe gar nichts besonderes vor, um und neben uns; jedes Schulkind weiß aus der Physik, diese Flammen sind nur elektrische Luft; wohlgemuth wandeln wir fort auf der breiten Bahn der Ablösung, bis wir endlich, ich fürchte aber, nicht gar zu sanft, selbst abgelöst werden.

Man nennt solche Befürchtungen Geisterseherei! — Sind es aber bloß die Mystiker, Schwärmer und die Konservativen, die ein solches Resultat befürchten? Verkünden nicht dasselbe, aber hoffend, jubelnd, triumphirend die Radikalen, unter Anderen der gewaltige . . . . O'Conell? sucht er nicht deshalb die Ablösung des Zehents, ruft er

---

1) Anm. der Schreib. Vgl. Bd. II. S. 309. In einer Note zur Rektoratsrede 1833 beruft sich R., obige Zustände erwähnend, auf C. F. v. Rumohr: Ursprung der Besitzlosigkeit der Colonen im neuen Toscana. Vgl. Jahrb. f. wiss. Krit. von 1850. Nr. 102 u. f. — Berl. pol. Wochenbl. v. 1852. S. 16. 29. 41. — Rubichon S. 370 a. a. O. — Studien und Skizzen zu einer Naturlehre des Staates von Dr. H. Leo. Erste Abth. Halle 1833, S. 111.

nicht schon deshalb die Armee der Proletarier herbei? Man muß mit Blindheit geschlagen sein, um nichts zu befürchten. Wenn dem nun also, was soll man denken von denjenigen, welche die Ablösung und die damit verbundene Geldwirthschaft wieder und abermals begehren?

Das Gelindeste, was man sagen kann, ist: Herr! verzeihe ihnen, sie wissen nicht, was sie thun!

Denn wüßten sie es, wie müßte man ihr Thun bezeichnen!

C. Nochmal über Geldwirthschaft; über Güterzertrümmerung.

In der Fortsetzung der Budgetberathung am 26. August erneuerte Ringseis, da

Rechenschaftsbericht und Finanzgesetz zusammen einen Januskopf bilden, mit einem der Vergangenheit und einem der Zukunft zugekehrten Gesichte . . .

seine Warnungen und führte dieselben weiter aus:

. . . Die Consequenz forderte, es bei der bestehenden Wirthschaft als besser zu betrachten, wenn der Acker wie dem Könige Midas Gold statt Früchte trüge. Die Naturwidrigkeit dieser krankhaft gesteigerten Bedeutung des Geldes ist so groß, so kapital, daß, um sie einzusehen, man durchaus kein Staats- oder Finanzmann zu sein braucht, eben so wenig als man Arzt sein muß, um zu wissen, daß eine fundamentale Störung der Organisation zugegen sei, wenn das, was zur Erhaltung des Lebens dienen sollte und im gesunden Zustande wirklich dient, — wie das Wasser in der Wasserscheu zum zerstörenden Gifte wird, (Vgl. vorige Rede) . . . Dies Phänomen allein[1]) müßte uns mit der ernstlichsten Besorgniß erfüllen. Aber dasselbe steht nicht isolirt, die Geldwirthschaft ist in ihrer völligen Entwicklung nicht bloß mit Agrikultur, Gewerben und Handel, sondern auch mit Wissenschaften, Künsten und Moralität in feindlicher Beziehung. Hinsichtlich der nachtheiligen Beziehung der Geldwirthschaft zur Agrikultur berufe ich mich auf Thatsachen in Frankreich, England, Italien und Bayern. Durch die von den älteren Bourbonen begünstigte, dem Code Napoleon gesetzlich eingeführte, und während der Restauration völlig durchgeführte Vertheilung des Grundbesitzes zerfiel der Boden Frankreichs laut amtlichen Katasters bis zum Jahre 1831 in 150 Millionen Parcellen, vertheilt unter 4 Millionen Familien. Unter drei Millionen von diesen besitzt jede Familie im

1) Daß eine reiche Ernte zum Unsegen wird.

Durchschnitt nur ein französisches Tagwerk (hectare), dieses Tagwerk in 10 bis 30 Stücke gesplittert.[1]) Diese drei Millionen (somit die Hälfte der Bevölkerung) sind sehr arm und ohne hinreichenden Viehstand; der französische Bauer düngt im Durchschnitt zehnmal weniger als der englische Pächter. Derselbe Grund und Boden, der nach Tolosan und Rubichon im J. 1786 die Einsaat durchschnittlich noch achtfach, im J. 1811 noch sechsfach lieferte, gab sie im J. 1831 nicht mehr vierfach. Die Zahl der Grundbesitzveränderungen und Verkäufe betrug im J. 1816 zwei und im J. 1827 schon drei und eine halbe Million. Die Summe der Einregistrirungsgebühren stieg von 105 auf 136 Millionen, die Zahl der Strafen auf's Dritthalbfache, die Einnahme vom Lotto bei vermehrter Noth gleichwohl von 42 auf 53 Millionen, die Taxen erreichten in wenigen Jahren den Werth der Grundstücke. Folge dieser Verschlimmerung der Viehzucht und des Ackerbaues ist es, daß seit mehreren Jahren laut Importations-Listen der Pariser Arbeiter ein Drittel weniger Fleisch, Brod, Wein und Bier, dafür aber um soviel mehr schlechte Kartoffeln genießt als 10 Jahre früher: Folge davon, daß von 100 über 25 Jahre alten Franzosen beständig 40 im unfreiwilligen Cölibat leben. —

Im nämlichen Jahre, in dem Rubichon in seinem vorzüglich in England anerkannten Werke: (Du mécanisme de la société en France et en Angleterre, Paris 1833 nouvelle édition 1837) die von mir erwähnten Resultate bezüglich auf Frankreich berichtete, zeigte uns der scharfsinnige Ritter von Koch-Sternfeld in seinem Werke: (Das Prädialprinzip, die Grundlage und Rettung der Ruralstaaten, München 1833)[2]) aus ähnlichen Ursachen ähnliche Resultate im südlichen Bayern. Laut seinen

---

1) In seiner Rede über das Armenwesen führt die Natur der Sache Ringseis nochmal auf diese, durch den Code Napoleon in Frankreich geschaffenen Verhältnisse zurück: „Wenn ein Vater seine Grundstücke von sechs verschiedenen Bonitätsgraden unter seine vier Söhne vertheilt, so bekommt jeder seinen Antheil an den Grundstücken der verschiedenen Bonität. Es ist also nicht bloß unter vier Söhne vertheilt, was früher einem Einzigen gehörte, sondern überdies der Besitz eines Jeden in sechs Parzellen zertrümmert. Wenn jeder von diesen vier Söhnen wieder vier Söhne hat, so zerfällt das Grundstück, das früher Einem gehörte, in sechzehnmal kleinere Theile, jeder Theil nach Verschiedenheit der Bonität in mehrere Parzellen zersplittert."

2) Anderwärts verweist R. auf folgende Seiten obigen Werkes: S. 478 cf. 422. — S. 480. 428 cf. 474. — S. 432. 433 in der Note. — S. 447 Note cf. 488 ff., 492. 495. Noten.

urkundlichen Nachweisungen gibt derselbe Boden, der während dem Bestand der großen Klosterbesitzungen die Einsaat sieben- und achtfach lieferte, sie jetzt nicht mehr dreifach und der Viehstand — mit dem Ackerbau in innigem Verhältniß stehend — sank auf die Hälfte des früheren. Der Landrath des Oberdonaukreises beklagte schon im Jahre 1829 das Herabkommen der Viehzucht in Folge von Aufhebung der Vertheilung der Weideschaften, — den Verfall der Stammgüter und die ohne Segen vervielfältigten Arbeiten und Baarauslagen. Der Landrath des Rezatkreises gestand, daß die landwirthschaftliche Produktion zwar vielfältiger, der Landwirth aber viel ärmer geworden sei. — Was zeigt uns dagegen England bei entgegengesetztem Verfahren? Als im J. 1790 der herrschenden Meinung zu Gefallen die Gemeindegründe vertheilt wurden, erkannte die niedergesetzte Kommission von Rechtsgelehrten, daß die bisherigen Nutznießer, 600,000 Tagwerkerfamilien, keinen rechtlichen Anspruch darauf hätten, die von ihnen besessenen Gründe fielen den großen Besitzern anheim, und durch Einrichtung von Gräben und Kanälen, durch Entwässerung und Bewässerung, durch den nun vielfach vermehrten Dünger u. s. w. stieg der Ertrag des selben Bodens in wenigen Jahrzehnten vom 4- und 6-fachen auf's 14-, 20-, ja 25-fache.[1]) Wird also auch zugegeben, daß hier und da in besonderen Fällen, in der Nähe von Städten durch Zertrümmerung und Vertheilung die Bodenproduktivität gesteigert werde, so ist dies Ausnahme, das gerade Gegentheil aber die Regel. Und wohin müßte es kommen bei fortgesetzter Theilung? Alle Wirthschaftsgebäude, alle Bauernhäuser würden zu groß, zu unverhältnißmäßig für den kleinen Besitz[2]), unsere noch stattlichen Dörfer, der Stolz Deutschlands und Bayerns würden zu elenden Hütten, wie wir sie zu Tausenden in Frankreich sehen. Die Verschlimmerung der Viehzucht und des Ackerbaues ist nothwendig verderblich für die Gewerbe und den inländischen Handel. Man verglich Ackerbau, Industrie und Handel dreien Blumen auf einem Stengel; dies Gleichniß meines ehrenwerthen Freundes ist

1) Schon in einer Anmerkung zur Reft.-Antr.-Rede 1833 erwähnt R. obige unter Pitt geschehene Veränderung und fügt bei: „Es wiederholt sich hier ein physiologisches Gesetz. Die Stärke und Kräftigkeit (= Ertrag) des Organismus beruht nicht auf der Vielheit der Glieder überhaupt, sondern auf ihrer Vereinigung in einzelne Körper, und dieser wieder zu Einem größeren Ganzen. Die Kraft des Armes besteht nicht darin, daß er in fünf Finger getheilt, sondern daß die fünf Finger in einem Arm vereinigt sind."

2) Sie oder die Grundstücke müßten verkauft werden oder erstere verfallen.

mehr glänzend als richtig; nicht drei Blumen auf einem Stengel sind die genannten, sondern der Ackerbau verhält sich zu den zwei übrigen, wie Wurzel, Stamm und Zweige zu Blüthen und Früchten. Keine Blüthen und Früchte sind ohne Wurzel, Stamm und Zweige. Den Hauptstoff unserer Gewerbe liefern die Hausthiere, deren Fett, Häute und Wolle. Wenn nun bei der großen Zersplitterung des Grundes, wie in Frankreich von vier Millionen Grundbesitzern drei Millionen so arm sind, daß sie fast kein Vieh halten können, überhaupt zu wenig Betriebskapital haben, so folgt für die Gewerbe der doppelte Nachtheil: 1. Die Gewerbetreibenden erhalten zu wenig gutes und zu theueres Material aus dem Inlande; 2. zu wenige, zu theuere und zu wenig kräftige Nahrungsmittel, (der französische Bauer genießt jährlich 19, der englische — 220 Pfd. Fleisch —), weil die verdoppelte Acker-bevölkerung bei einer auf die Hälfte reduzirten Produktivität für sich selber nicht genug zu leben hat. Darum bezog im J. 1830 u. s. f. die Juliusrevolution den größeren Theil ihres aus dem Thierreiche kommenden Armeebedarfs aus England, Belgien und Deutschland.

Als Folge der Geldwirthschaft bezeichnete ich auch die enormen Holzpreise und die zunehmende Ohnmacht der Regierung, die Preise der unentbehrlichen Lebensbedürfnisse auf mittlerer Höhe zu fixiren. Es ist klar, daß bei dem Bestehen der Natural- und Personalleistungen, wodurch die Vermittlung des Geldes in vielen Dingen ausgeschlossen wird, die maßlosen Preiserhöhungen der menschlichen Lebensbedürfnisse schlechterdings unmöglich sind.

Vom Ministertische ward die Versicherung gegeben:

> Die Holzpreise-Erhöhung sei nicht von der Regierung ausgegangen;

das ist auf der einen Seite sehr tröstlich, aber höchst beunruhigend auf der andern. Es ist nicht genug, daß die Regierung mit den unentbehrlichen Lebensbedürfnissen keinen Wucher treibt, sie muß die politisch, moralisch und staatswirthschaftlich unentbehrliche Macht besitzen, die Preise derselben in der erwähnten Weise auf mittlerer Höhe zu fixiren. Wenn nun die Regierung die hohen Holzpreise nicht gewollt, so ist dieses ja ein Eingeständniß, daß sie die enorme Höhe derselben nicht hindern konnte. Wenn nun dies schon der Fall ist bei einem Gegenstand, von dem die Regierung ein so großer Besitzer, was kann erst geschehen bei andern, bei denen sie nicht in solcher Lage? Geräth nicht hiedurch die politische Gewalt der Preisebestimmungen der unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse in die Hände der Geldmacht, und hatte ich also sehr Un-

recht, zu sagen, daß durch diese Geldmacht die Regierungen mediatisirt werden?

Ich erwähne noch einige moralische Folgen. Trotz dem anerkannt verbesserten Unterricht, trotz der im Vergleich zu früheren Jahren um's Doppelte verstärkten Polizei, trotz den vielfach gesteigerten Anstrengungen für das Armenwesen vermehrten sich progressiv ... nicht bloß die Körperverletzungen, sondern auch, laut Angabe von vielen Deputirten, die Felddiebstähle, alle Arten Eigenthumsbeschädigungen, insbesondre die Holzfrevel ins Unermeßliche. Wenn allerdings in einigen Kreisen die Zahl dieser letzteren nur einige Hundert beträgt, so stieg sie in andern jährlich auf 40,000, ja etliche 60,000 ... Was ist denn die Ursache? Keine andre kann es sein „als der", wie Hr. Graf v. Drechsel, die Abgeordneten v. Anns und Stöcker, in Uebereinstimmung mit 30 Deputirten wörtlich sich ausdrückten — „noch stets zunehmende Nothstand, die noch täglich zunehmende Zahl der Armen". Und diese Vermehrung der Armen, wovon ist sie die nothwendige Folge? Sie kann laut dem Gesagten nur Folge sein in Städten von den Concessionen, auf dem Lande von den Grundbesitzzertrümmerungen; es bleibt keine andere Hauptursache mehr übrig. Napoleon sagte laut Bericht des Präsidenten Fontanes vom 21. März 1819:

> „Ihr nennt diese Menschen große Besitzer, sie wollen also nicht, daß der Boden wanke, das ist ihr und mein Interesse."

Und der Verfasser der Elemente der Staatskunst, Adam Müller, sagt:

> „Vom Tage an, wo alle Naturaldienste aus Europa verschwunden wären, wäre auch der Verfall der Städte und aller Cultur des europäischen Occidents entschieden; denn die natürliche Verfassung ist recht eigentlich der Grund und Boden, der diese Städte und alles von ihnen abhängige Gute und Edle trägt."

Ja, m. H., die mit der Geldwirthschaft innig verbundene, ohne sie unmögliche Atomisirung und Pulverisirung des Grundbesitzes und Gewerbebetriebes führt laut Erfahrung zur ökonomischen, sittlichen und politischen Auflösung.

> „Beunruhigen Sie die Kammer nicht mit Ihrer Gespensterseherei" —

rief mir der ultra-urbane Redner zu, der mich des Obscurantismus beschuldigt hat, und der in seiner übergroßen Bescheidenheit sich und die Kammer identisch hält. Ein sehr menschenfreundlicher Rath, wahrlich eben so menschenfreundlich, als sagte Jemand: „Seien Sie ruhig,

es brennt ja erst des Nachbars Haus." Freilich, wer wie der Vogel Strauß bei Gefahren die Augen zudrückt und den Kopf ins Gebüsch versteckt, dem ist ringsum Alles obscur.

Wir (in Bayern) haben allerdings Ursache, minder unruhig zu sein. Die Regierung hat vor Jahren angefangen, der atomisirenden Richtung Einhalt zu thun; sie suchte, was von Stamm und Wurzel noch gesund ist, zu erhalten, zu beleben und zur Entwicklung neuer Blüthen und Früchte vorzubereiten. Wer heilen will, darf das Objekt seines Heilversuches in keinem seiner Glieder zerstören, soll es nur von fremdartiger parasitischer Zuthat befreien. Allerdings soll mit gänzlich Abgestorbenem kein unnützer Belebungsversuch gemacht werden; allerdings soll nichts beim Alten bleiben, nichts versteinern und verknöchern. Aber lebenskräftig Neues entwickelt sich, wie jeder neue Zweig nur aus Stamm und Wurzel, aus lebenskräftigem Alten. Was nicht in gesundem Alten wurzelt, wirkt zehrend, wie Schmarotzerpflanzen, wie Psore und Flechte, am politischen wie physischen Leibe. Die Krone im Vereine mit den Kammern wahrte die materiellen und dadurch mittelbar die geistigen und moralischen Interessen und Gesetze gegen die maßlosen Ansässigmachungen in Städten und Dörfern, ohne jedoch das schädliche Prinzip ganz zu vertilgen. Die corporative Verfassung ward von der Krone begünstigt, und wiederholt ward versprochen, ihr noch mehr Gunst zuzuwenden. Nichts ist geeigneter, der Atomisirung und der Vermehrung der Proletarier zu wehren, als corporative Selbständigkeit. Am unentbehrlichsten ist diese der Kirche in allen ihren Instituten, sie genießt derselben noch nicht in genügendem Maße . . .

M. H.! Die Uebel, über die ich klagte, sind chronische, wie wir Aerzte sagen, constitutionelle, d. i. mit unsrer Organisation verwachsene; aber sie sind Uebel oder Krankheiten, man muß sie bekämpfen, darf sie jedoch nicht auf einmal ausrotten wollen, um nicht den Leib, mit dem sie verwachsen sind, selbst zu zerstören. Und hier ist der Punkt, wo ich mit manchem scheinbaren oder wirklichen Gegner mich vertrage.... Es wäre unpraktisch, überall Messer und Glüheisen anzuwenden.

D. Aus der Rede über Zwangsabtretung von Grundeigenthum; (Expropriation). 25. Sept. (S. S. 156 f.)

.... Zwar erklärte man das Zurückgehen über den Zeitpunkt vor der Verfassung als „inconstitutionell“, als „gefährlich“, als einen

„Krebsgang" und die Zurückgehenden als „Krebsler". Waren wir aber nicht Alle sehr arge Krebsler, uns in unserm Votum zur Aufhebung des Lottos auf die vieltausendjährigen, also längst vor Errichtung der Verfassung giltigen Gebote des Rechtes und der Sittlichkeit berufend? Sind wir nicht Alle höchst gefährliche Krebsler, die Verfassung beschwörend durch einen Eid, der seine Heiligkeit nicht erst durch die Verfassung, sondern durch den tausendjährigen Glauben der Völker erhalten? Haben etwa die Gebote der durch unsere Constitution privilegirten christlichen Confessionen nur Verbindlichkeit seit und wegen der Verfassung und hört sie auf verbindlich zu sein mit Aufhören dieser Verfassung? Besteht die Rechtskräftigkeit der Beschlüsse des westphälischen Friedens, der Bundes- und Schlußakte erst seit unserer Verfassung und wäre die Kammer befugt, im Vereine mit der Krone diese Beschlüsse abzuändern oder zu interpretiren, wie ein berühmter ehemaliger Deputirter vom Convente behauptet? Ebenso consequent könnte man mit dem französischen Convente alle vor Errichtung der Verfassungs-Urkunde gemachten Verträge als null und nichtig erklären.

M. H.! Ich will keine Todten erwecken, nichts durch die Verfassung Aufgehobenes wieder eingeführt wissen, aber das durch die Verfassung selbst Anerkannte möchte ich tiefer begründen durch die Zurückführung auf die unvergänglichen Gebote des Rechts und der Sittlichkeit. Eine Verfassung ohne Begründung in der Geschichte wäre ein Baum ohne Mark, ohne Wurzel und Rinde; die rothe Mütze darauf würde nicht lange fehlen.

Ist es aber überhaupt nothwendig, über Gesetz und Verfassungs-Urkunde zu höheren Principien des Rechts und der Sittlichkeit hinauf- und hinauszugehen, so ist dieses auch nothwendig in Beziehung auf die Expropriation. Es ist nicht genug, daß die Expropriation legal, gesetzlich; es ist nothwendig, daß sie rechtlich und sittlich, d. h. legitim sei. Leiteten vielleicht ähnliche Betrachtungen die Regierung bei Motivirung des neuen Gesetzentwurfes? denn wir finden darin Grundsätze, die Vielen als Axiome gelten.

Wer dürfte läugnen, daß es ein Recht der Gesammtheit gebe, wer in Abrede stellen, daß wenn Leben und Entwicklung der Gesammtheit gehemmt werden, Kämpfe entstehen? Aber wenn wir freudig zugeben, daß das Recht des Besitzes die Quelle aller Rechtsverhältnisse sei, so kann das Leben und die Entwickelung derselben nicht in Schwächung und Verminderung, sondern in Vermehrung der Festigkeit und Heiligkeit des Besitzes bestehen.

Das Recht der Gesammtheit in Beziehung auf die von Einzelnen zu fordernden Opfer (das **Dominium eminens**) war in allen nicht despotischen, besonders allen germanischen Ländern kein unbestimmtes, kein bloß aus dem Begriffe des Staates oder des Staatszweckes abgeleitetes, sondern ein ganz bestimmtes positives, in Gegenständen der Expropriation bloß auf Nothfälle beschränktes.

Die Abweichung vom positiven Rechte, die praktische und faktische Ableitung des Staatsrechtes aus den, von Verschiedenen ganz verschieden definirten Begriffen des Staates und seiner Zwecke ist höchst unsicher und gefährlich; denn was ist Staatsbegriff, was Staatszweck anderes, als eine subjektive Theorie, eine Doctrine oder Meinung, der Wahrheit bald näher, bald entfernter? Ganz entgegengesetzte Doctrinen entstunden auf diese Weise. Der absolutistisch despotischen, das Recht der Unterthanen verletzenden Lehre von Hobbes in Mitte des 17. Jahrhunderts folgte bald darauf die democratische, die Rechte der Fürsten beeinträchtigende Lehre von Locke und die der Locke'schen nachgesprochene von Rousseau; und die Zuckungen der englischen und französischen Revolution waren größtentheils die Folge derselben.[1])

Also müßten wir uns ja doch der Prinzipien und Doctrinen enthalten?

Nein, nicht aller, nur der subjectiven, einseitigen. Aber es gibt objective, vielmehr über alle Subjectivität und Objectivität erhabene göttliche Lehren und Principien, und jede Doctrin ist verwerflich, die von solchen objectiven göttlichen Principien abweicht. Alle wahren Doctrinen in allen Künsten und Wissenschaften gründen sich auf solche göttliche Lehren. Wir haben bezüglich auf den vorliegenden Fall einen ganz positiven über alle Mißdeutung und Deutelei erhabenen Ausspruch. Er heißt in Luther's Bibelübersetzung:[2]) „Lasse dich nicht gelüsten deines Nächsten Haus, noch seines Ochsen, noch seines Esels, noch Alles, was dein Nächster hat." Dieses heißt doch ganz unzweideutig: Lasse dich nicht gelüsten, den Nächsten aus seinem Besitze zu treiben!

Nicht bloß die Israeliten und Christen, sondern die Weisesten aller Zeiten und aller Länder achteten das Recht des Besitzes als ein heiliges Recht. Cicero erwähnt in seinem Buche von den Pflichten, daß wegen Mißachtung des Besitzes die Spartaner ihren Ephoren Lysander vertrieben, ihren König Agis tödteten, und daß wegen dieser Mißachtung

1) Vgl. S. 372.

2) Warum R. gerade Luther's Uebersetzung zitirt, ist leicht zu errathen.

ganz Sparta und endlich ganz Griechenland zu Grunde gegangen und Rom an den Rand des Verderbens gerathen.

Cicero's Commentator, der gelehrte und geistreiche Garve, ist der nämlichen Meinung. Es war nur Ueberzeugung von dem heiligen Rechte des Besitzes und von der Unrechtmäßigkeit der Expropriation, die Friedrich II. abhielt, den Windmüller an der Ecke des königlichen Gartens in Potsdam aus seinem Besitze zu setzen; dieselbe Ueberzeugung, die den Kaiser Franz verhinderte, ein höchst übel gelegenes Haus der Stadt Wien am Zusammenfluß mehrerer Straßen gegen den Willen des Besitzers zum Abbruch zu verdammen. Aber freilich dort gab es keine Kammern, begabt mit der Wunderkraft, Rechte zu machen und zu lösen, dort keinen Wunderthäter, wie in dieser Kammer, der uns lehrt, Krone und Kammer vereint können zu jeder Zeit Alles, folglich auch Verträge lösen und Geld machen, so viel sie bedürfen. Ach hätte man doch das letztere Kunststück practicirt vor den Debatten über das Budget, wie viel Zeit und Verdruß konnte man sich ersparen! Auf göttliche Gebote und die historische Basis gestützt, läugne ich mit Ausnahme der Nothwehr das Recht zur Expropriation durch Regierung und Stände. Ein sehr verehrter Freund und Collega, das Princip der Beschränkung der Expropriation auf den Nothfall zugebend, erweiterte den Begriff des Nothfalles auf das von ihm sogenannte unabweisbare Bedürfniß. Es sei mir erlaubt, an der Gemeinnützigkeit und Unabweisbarkeit mehrerer dieser Bedürfnisse zu zweifeln. Entschieden von allgemeinem Nutzen sind nur die sittlichen Güter und die gleichmäßige Begünstigung aller Klassen der Gesammtheit. Verderblich ist eine einseitige Begünstigung der Industrie, bei welcher gegen 1000 Reiche 100,000 Arme entstehen, laut der Erfahrung in England und Frankreich.

Aus der Darstellung des in Eisenbahnsachen ganz competenten badischen Staatsrathes Nebenius ersehen wir, daß durch Eisenbahnen die großen Capitalisten sich bereichern auf Unkosten der mittleren und kleineren, das Geld folglich in wenigen Händen sich häufe, die Zahl der Armen sich mehre, die Agricultur, schon so sehr gesunken durch die Zersplitterung der Güter und Mangel an Capitalien, noch mehr sinken werde, durch die noch zunehmende Begünstigung der Geldaristocratie, und vermehrte Unsicherheit des Grundes und Bodens.... Aber seien auch Eisenbahnen unentbehrlich, warum eilen wir sogleich zu dem extremsten der Mittel, zu der Expropriation, ehe wir es versuchten, ob man nicht ohne Expropriation das Ziel erlangen könne? Sollten nicht auch die Grundbesitzer gegen sehr große Entschädigung für den

Abkauf ihrer Besitzungen gewonnen werden können? Sollte es vielmehr nicht nothwendig sein, dem bis zur Tollheit getriebenen Papier- und Aktienhandel Schranken zu setzen?[1]) Wir Aerzte pflegen, freilich nach einem schon vor mehr als 50, ja vor mehreren tausend Jahren gegebenen Rath, nämlich nach dem Rathe des Psalmisten und des alten Hippocrates, wo zu viel ist, nicht noch mehr hinzu, und da, wo zu wenig, nicht noch mehr hinweg zu thun, sondern umgekehrt.

Eines der größten Uebel dieser Zeit ist die Unzahl der Armen, und was schlägt man dagegen für Heilmittel vor? Industrie, wieder Industrie, noch mehr Industrie, — als vermöchten die Schädlichkeiten, wodurch Krankheit entstanden, in enormen Gaben gebraucht, sie zu heilen.

M. H.! Ich erkläre das Princip der Expropriation, ich muß es aussprechen, für absolutistisch. Man erschrickt über die letzten, die blutigen Consequenzen revolutionärer Principien, man sollte über die Principien erschrecken, die blutigen Consequenzen sind nur die geharnischten Schaaren aus dem Samen der Drachenzähne, die Giftbäume, groß gewachsen aus dem Samen des Princips. Principien erhalten und stürzen die Staaten. Wie Viele täuschten sich in der Hoffnung, auf der Bahn revolutionärer Principien Halt zu machen nach Willführ. Mirabeau, welcher, bevor er der Revolution diente, die Verletzung des Besitzes für so gefährlich erklärte,[2]) fand, als er für die Revolution gewonnen war, zur Förderung derselben für hinreichend, den Besitzstand zu ändern. „Il faut changer la propriété!“

So wichtig das frühere Wort Mirabeau's, so bedeutend das letzte. Jede Expropriation ist eine neue Bresche in dem schon so sehr erschütterten Besitzstande; jede partielle Expropriation vermindert die Achtung des Besitzrechtes im Ganzen; nirgends bleibt es bei der anfänglichen kleinen Bresche; immer größer, immer unausfüllbarer wird der Schlund und der Abgrund. Anträge auf Anträge werden folgen zu stets neuen Arten von Expropriationen. Wo und wie soll das enden?

Es ist ein peinliches Gefühl, gegen die meisten Organe der Gesetzgebung, die Regierung, die Kammer der Reichsräthe und gegen die wahrscheinliche Majorität dieser Kammer zu sprechen. Indeß bei einem

---

1) Und doch hatte man damals noch nicht erlebt, was unsre Tage gesehen haben an „Krach“ von Banken. (Die Schreiberin.)

2) Sieh S. 156 und 377.

Gegenstand von so großer Consequenz ist es um so dringendere Pflicht, zu warnen und seine abweichende Meinung auszusprechen.

Ich warne im Namen und Interesse der Monarchie, im Namen und Interesse der Gesammtheit.

Dixi et salvavi animam meam.

E. Noch Einiges über Industrie.

Dem, was in den bisher gebrachten Reden gesagt ist über Industrie und deren einseitige Ueberschätzung (Sieh S. 399, 402 f., 409)[1]) fügen wir Nachstehendes aus andrer Rede bei:

. . . Man schreibt das außerordentliche Fortschreiten des Wohlstandes in England und Frankreich ihrer Industrie und ihrem Handel zu; allein der vornehmste Wohlstand Englands beruht vorzüglich auf dem verbesserten Ackerbau; dasselbe Grundstück, das im Jahre 1790 nur vier- und sechsfachen Ertrag lieferte, ertrug zehn Jahre später vierzehn- und zwanzigfachen. Die Industrie macht in England, da wo sie ganz frei gegeben und nicht corporativ betrieben wurde, vielmehr arm als reich.[2]) Laut statistischen Notizen gehen seit vielen Jahren in England von zehn Unternehmungen wieder neun zu Grunde; 1825 bestanden 380 Hochöfen, im Jahre 1828 nur mehr 250; also gingen in drei Jahren 130 zu Grunde. Damit Millionen bei Unternehmungen nicht verloren gehen, und nicht Einzelne sich auf Kosten der Mehrheit bereichern, ist es schlechterdings nothwendig, daß auch die Industrie in der Regel corporativ betrieben werde; daß nicht Jeder grenzenlos die Zahl seiner Arbeiter vermehren dürfe; sonst richtet der Reichere alle Mittleren zu Grunde. Beispiel haben wir davon in dieser Stadt. Wir besaßen ehedem sechzig sehr wohlhabende Bräuer,

---

1) Anm. der Schreib. In Bairhammers Briefen an R. erinnern wir uns, die Klage gefunden zu haben, wie durch jene einseitige Begünstigung der Industrie auf Kosten von Ackerbau und Viehzucht diejenigen Gegenstände wohlfeil und zum Kauf verlockend werden, deren man nicht bedarf, hingegen der wirkliche Nothbedarf sich vertheuert. In manchen Gegenden stecken unsre Bauernmädchen drei goldne Brochen von Fabrikarbeit untereinander ins Halstuch, eine vergänglicher als die andre, — der bäurische Wohlstand aber sinkt fortwährend.

2) An andrem Orte sagt R., er läugne nicht, daß die (richtig geordnete) Industrie wesentlichen Antheil am Reichthum Englands, wohl aber, daß sie den Hauptantheil habe.

jetzt haben wir nur mehr vierzig, da ein Theil der mittleren gegen die großen Capitalisten die Concurrenz nicht aushalten konnten. Seit die Schifffahrt nach Indien freigegeben wird, verliert jeder Theilnehmer der ostindischen Compagnie 30 — 40 Prozent bei jedem Unternehmen. Ein zweites Mittel, damit Fabrikunternehmungen nicht zu Grunde gehen, ist, daß mit wenigen Ausnahmen bloß inländische Stoffe verarbeitet werden. Die zahllosen Bankerotte in England[1]) rühren größtentheils von der Fabrikation in ausländischen Stoffen her. In einem Binnenlande ist die Beschränkung auf inländische Stoffe noch nothwendiger, weil bei Kriegen und andern Ereignissen die Herbeischaffung häufig unmöglich wird. . . .

Als für Seidenzucht eine Summe beantragt worden, stimmte R. zwar dafür, bemerkte aber, er halte es nicht für zweckmäßig, daß jedes Land Alles, was es bedarf, selber produciren wolle:

Man kann aus Jemand, der keine Anlagen zur Musik hat, keinen Musiker, und aus Einem, der nicht Anlagen zum Dichten hat, keinen Dichter machen. Jedes Land cultivirt das, wozu es die beste Anlage besitzt. Wie sollen Handel und Industrie gefördert werden, wenn alle Länder alle ihre Bedürfnisse selber produciren? Jedes Land bezahlt die Produkte des andern mit den seinigen. Beziehen wir keine Seide aus Italien mehr, so fehlen den Italienern die Mittel, von uns Getreide, Pferde und Rinder zu kaufen.

F. Ueber das Armenwesen, über Steigerung der Population, über Verwendung von Ordensgemeinden zu wirtschaftlichen Zwecken.

2. September. . . . . Es ist nicht bloß die Aufgabe, die gegenwärtigen Armen zu unterstützen, es ist auch Aufgabe, die Zunahme der Armen künftig zu beschränken und die Subsistenzmittel im Ganzen zu vermehren. Ich . . . mache aufmerksam auf das, was mehrere Nachbarländer gethan und den Zweck doch nicht erreicht haben.

Die Armencolonie in Belgien hatte schon im zehnten Jahre nach ihrer Gründung ein Defizit von 64,000 fl. — obwohl sie nur 500

1) R. erwähnt anderwärts diese Bankrotte in England und Nordamerika, die in wenig Wochen über 400 Millionen verschlungen hätten, und deren Zahl noch zunehmen müsse, wenn die Armee der Proletarier herannahe.

[illegible] Der Unterhalt des ein= [illegible] täglich fünf bis [illegible] Dagegen ist zu [illegible] zu aller= [illegible] Kenntnis [illegible] eine genaue Be= [illegible] der [illegible] die [illegible] Deo, [illegible] von 7200

[illegible] ist der [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] einer [illegible] Regierung [illegible] Lebensmittel [illegible] auf einen gewissen [illegible]

[illegible] zur Einladung an [illegible] der [illegible] Schwestern im [illegible] da er zweifelte, ob alle Mitglieder [illegible] dürften; er machte diese Ein= [illegible] Debatte über die Petition für [illegible]

Also die Population unbedingt begünstigen, heißt ein Mißverhältniß zwischen Menschen und Nahrungsmitteln herbeiführen, und die Summe der Armen vermehren.

Eine Hauptaufgabe, um die Armen zu vermindern und zu ernähren, liegt in der Vermehrung der Viehzucht, welche, wie Herr v. Koch-Sternfeld (vgl. S. 401 f.) durch eine Menge Urkunden nachgewiesen hat, im südlichen Bayern um die Hälfte reduzirt ist; wird diese hinreichend vermehrt, dann wird der dritte Theil des besser gedüngten Ackerlandes genügen, außer den Landbauern noch eine dreifach größere Bevölkerung in den Städten zu ernähren. —

Fortsetzung am 4. September:

. . . Musterwirthschaften würden am vollkommensten und wohlfeilsten durch religiöse Orden besorgt.... Corporationen vermögen mehr zu leisten, als einzelne Kräfte, und Klöster haben Unglaubliches hierin geleistet .... so die Trappisten zu Lô in Frankreich mit den geringsten Mitteln Wunder gewirkt. Man braucht den Klöstern gar nichts zu schenken, wenn man, wie in England und besonders in Schottland denen, die einen wüsten Grund zu cultiviren unternahmen, Vorschüsse gegen mäßige Zinsen gäbe.

In England und Schottland gab man einem Bauern, der 2—300 Tagwerke übernommen, um sie zu cultiviren, fünf Jahre hindurch jährlich 10,000 Fr. Vorschuß gegen drei Prozent Zinsen, jedoch mit der nöthigen Vorsorge, daß diese Summe ganz genau für die Cultur verwendet werde, zur Ziehung von Gräben, Errichtung von Zäunen, Wirthschaftsgebäuden 2c. Am Ende des fünften oder sechsten Jahres mußten die 50,000 Fr. mit den $4^1/_2$ Tausend Fr. Interesse zurückbezahlt werden. Indeß, da es häufig geschah, daß das Gut, das anfangs nichts werth war, durch den Vorschuß einen Werth von 200,000 Fr. erhalten hatte, drang man häufig gar nicht darauf, diese Summen wieder zurück zu verlangen. Wenn man Orden zur Cultur öder Gründe wählt, fallen mehrere andere Bedürfnisse weg; die Glieder der Orden werden zugleich Unterricht geben im Lesen, Schreiben, in der Religion, in der Musik, der Oekonomie.[1]) Ihre Gebäude werden Zierden des Landes werden.

Später:

Ich kann es nicht als einen Verstoß gegen das Concordat ansehen, wenn man Klöster zum Zwecke des Ackerbaues errichtet. Daraus, daß sie vorzüglich für die Seelsorge, Krankenpflege 2c. bestimmt sein sollen,

1) Ueber die Kosten der Erhaltung von Mönchen sieh Beilage G.

folgt doch nicht, daß es verboten wäre, solche zum Zwecke der Agricultur, wie ursprünglich der Fall gewesen, zu gründen. Uebrigens erkenne ich es dankbar an, daß der Herr Deputirte einmal Gründe gegen meine Behauptungen vorbrachte — früher ist es niemal geschehen; — meine Argumentationen links und rechts zur Seite liegen lassend, attakirte er nur Namen, Worte und Gleichnisse, besonders waren einige ihm zuwider, dahin gehört der Ausdruck „Himmel und Erde", für den ich einige Schwäche zu haben bekenne.

Wenn ich den Ausdruck gebrauchte (und dieses geschah dreimal) so gerieth er in die größte Unruhe.... Der Herr Deputirte attakirte auch häufig, nicht was, sondern daß ich citirt habe; — ich bin nicht so anmaßend, der verehrlichen Kammer zuzumuthen, daß sie meinen individuellen Behauptungen allein traue, und habe es daher für nothwendig gehalten, meine Behauptungen durch Autoritäten zu unterstützen.

Dieses finde ich um so mehr nothwendig, da ich häufig so unglücklich bin, zur Minorität zu gehören. Ich habe Autoritäten angeführt, die in der gelehrten und übrigen Welt ein großes Gewicht haben.

Hätte man diese Autoritäten nicht numerisch, sondern nach ihrem Gewichte gerechnet, so wäre ich immer in der Majorität gewesen. Jedoch der Herr Redner hat auch einmal citirt. Er wollte Göthe citiren; er citirte aber nicht Göthe; denn Sie begreifen wohl, daß man einen Dichter nicht verantwortlich machen kann für Aeußerungen, die er einzelnen seiner dramatischen Personen in den Mund legt. Aber wen hat mein verehrter Gegner nun wohl citirt? Er citirt den Teufel; denn alle jene Worte, die er angeführt hat, sind nicht von Göthe, sondern von dem menschenfreundlichen Mephistopheles. Hätte aber mein sehr verehrter Gegner in dem nämlichen Gedichte, wenigstens in der letzten Ausgabe desselben weiter gelesen, so würde er sich überzeugt haben, durch wen denn Göthe die papierne Geldwirthschaft erfinden läßt. Es ist derselbe menschenfreundliche Mephistopheles. Die vom Gegner angeführte Autorität spricht also für mich.

G. Ueber staatliche Unterstützung des Institutes der barmherzigen Schwestern, und über Klöster und ihre Dotationen. Verschmolzene Bruchstücke und Auszüge aus Reden vom 28. Juni und 18. Sept. (Siehe S. 161 f.)

Schon vor Ringseis hatten einige Redner die großen Verdienste der barmherzigen Schwestern angerühmt. Die beantragte

Unterstützung befürwortend, stimmt er ein: man müsse, um jene Verdienste ganz und mit der gebührenden Bewunderung zu würdigen, es mit angesehen haben, wie z. B. in der soeben verflossenen Epoche der Cholera die Schwestern sich an die Gefahr herangedrängt, wie Jene sich gekränkt gefühlt hätten, die nicht in die Cholerasäle zugelassen wurden; er betont den Trost und die Beruhigung, welche die Anwesenheit des Ordens dem Publikum gewähren müsse angesichts der Gefahr, daß die Seuche sich wiederhole, und wie jener auf S. 85 von uns erwähnte, von seiner Regierung abgesendete englische Arzt, der in drei Welttheilen Praxis geübt, in Gegenwart der gesammten Cholera-Commission erklärt habe, nirgends sei ihm eine so vollkommene Krankenpflege vorgekommen als im Münchener Spital.

Aber, fügt Ringseis hinzu, nicht allein die barmherzigen Schwestern haben in besagter Hinsicht der menschlichen Gesellschaft große Dienste geleistet, —

auch andre Orden, namentlich die von mehreren Rednern mit dem schlimmsten Prädicate belegten Bettelorden; so der Orden der Kapuziner während der furchtbaren Pest in der Lombardei. Obwohl von neun dieser Mönche acht zu sterben pflegten, war doch ihr Zudrang aus ganz Italien ununterbrochen derselbe. Begeistert gingen sie in die Räume des Todes und Verderbens . . .[1])

Dann citirte Ringseis, was „der treffliche Berlinerarzt Dr. J. F. C. Hecker" in seiner Abhandlung Der schwarze Tod (S. 33.) von einem weiblichen Orden erzählt, der vielleicht der Krankenpflege nur vorübergehend aus Anlaß jener furchtbaren Geißel sich gewidmet hat, jedenfalls der Gründung des uns bekannten Ordens durch den hl. Vinzenz v. Paul vorhergegangen ist; Hecker sagt von den Pestkranken:

1) Obiges bildet eine eigenthümliche Ironie auf das von Ringseis nur angedeutete, von uns auf S. 161 f. erwähnte Prädikat, das ein Kammerheld den Bettelorden ertheilt hatte: „Eine Pest des Landes". Die Schreiberin erlaubt sich zu erinnern, wie bei allen Feuersbrünsten die Franziskaner und Kapuziner als die raschesten und thätigsten Löscher und Retter bekannt waren.

„Ueber 500 starben täglich im „Hotel Dieu", unter der treuen Pflege barmherziger Schwestern, deren entsagender Muth unter den schönsten Zügen menschlicher Tugend in diesem grauenvollen Jahrhundert hervorleuchtet. Denn obwohl sie der sichtlichen Ansteckung unterlagen und ihre Schaar sich mehrmals erneuerte, so fehlte es doch nie an Neueintretenden, denen unchristliche Todesfurcht fremd und fromme Hingebung Beruf war."

Dem, was Ringseis in früheren Reden gesagt über die Zweckmäßigkeit der Verwendung von Orden für Armenpflege u. dgl., fügt er noch bei, dieselbe empfehle sich auch durch Wohlfeilheit, — in Bayern habe im zehnjährigen Durchschnitt Pflege und ganze Unterhaltung eines Mönches jährlich 110 fl. gekostet. In Bekämpfung eines Ausschußantrages aber äußerte er:

Durch den Reichsdeputations-Hauptschluß hat die Krone Bayerns bestimmte Verbindlichkeit auf sich genommen. Sie hat die Klostergüter titulo oneroso erworben, mit der Verbindlichkeit, einen großen Theil davon primo loco für den Cultus und Unterricht zu verwenden.

Ebenso wenig die Kammer das Recht hat, die Staatsregierung zu hindern, Schulden, die sie vor der Verfassung gemacht hat, auf die vertragsmäßige Weise zu berichtigen, ebenso wenig darf sie vorschreiben, wie die Krone einen Theil der durch den Reichsdeputations-Hauptschluß ihre bezüglich auf Unterstützung des Cultus obliegenden Pflichten erfüllen soll. Hat die Krone im Reichsdeputations-Schluß einerseits eine Last übernommen, so steht ihr anderseits auch ein Recht, eine Prärogative zu. — Die Stiftung neuer Klöster durch Privaten zu hindern (s. Antrag Ziff. 2) dafür kann ich gleichfalls nicht stimmen. Wohin käme es mit unserer Privatfreiheit, wir dürften nicht mehr über unser Vermögen disponiren; es ist nicht verwehrt, Spiel-, Actien-, Lese-, Bibel-Gesellschaften rc. zu errichten und es soll uns verboten werden, klösterliche Vereine zu bilden; die Freiheit, die im größtentheils protestantischen Nordamerika Niemand anzutasten wagt, diese Freiheit sollte beschränkt sein in dem vorwaltend katholischen Bayern?

In Bezug auf Ziffer 4 der Anträge erinnere ich noch: Wenn selbst der Staatsregierung kein Recht zusteht, die Einkünfte der Stiftungen gegen den Stiftungszweck zu verwenden; so kann noch weniger den Gemeinden oder dem Landrathe eine solche fremdartige Verwendung gestattet werden.

Bezüglich auf Ziff. 5 der Anträge bemerke ich: Das Terminiren der Klostergeistlichen ist nicht mit dem Betteln zu verwechseln.

Der Straßenbettel wird polizeilich verboten, weil die Bettler häufig Müssiggänger, lästig, selbst gefährlich sind. Ganz anderer Art ist das Terminiren der Mönche. Dieses ist mit den Ordensinstitutionen verbunden. Mir scheint, die Kammer überschreite ihre Befugniß und taste die Rechte der Kirche an.

In Beziehung auf Ziffer 6 erinnere ich: Es gibt Institute, deren Mitglieder den verschiedensten Klassen der Gesellschaft angehören, z. B. das Institut der Camaldulenser; in diesem befinden sich Künstler, Handwerker, Soldaten, Geistliche und Laien jeder Art. Die Kammer greift über in die Befugnisse der Kirche, wenn sie fordert, daß alle Mönche förmliche theologische Studien machen.

H. a) Votum des Abgeordneten Dr. v. Ringseis in der Sache der barmherzigen Schwestern, bestimmt für die Sitzung vom 28. Oktober, aber nicht vorgetragen, weil die Majorität den Schluß der Debatte verlangte.[1]) (Sieh S. 160 f.)

Meine Herren! Unter drei Titeln fordert das Institut der barmherzigen Schwestern Unterstützung vom Aerar, als Kranken-, als Unterrichts- und als klösterliche Anstalt. Als Krankenanstalt wirkt das Institut der Schwestern nicht bloß für die hiesige Gemeinde; denn es verpflegt arme, hier befindliche Kranke des ganzen Königreichs. Als die trefflichste Central-Unterrichts-Anstalt für Krankenpflege hat es eben so viel Anspruch auf Unterstützung als die chirurgischen Hebammen-, Veterinär- und andere Schulen. Betrachte ich aber dieses Institut zugleich als klösterliches für Krankendienst und Krankenpflegeunterricht, so muß ich die von der Krone postulirte Position aufs entschiedenste vertheidigen als eine, die rechtlich und verfassungsmäßig von der Kammer gar nicht verweigert werden kann. Nochmal und nothwendig ergreife ich somit das Wort

---

1) Dieses Votum erschien in der „Bayer'schen Landbötin" vom 2. Nov. 1837. (Vgl. S. 159 f.) Die Redaktion setzt hinzu: „Auf ausdrückliches Verlangen des Einsenders aufgenommen;" dieser aber sagt in Anmerkung: „Ein ähnliches Votum beabsichtigte Votant schon in einer früheren Debatte über diesen Gegenstand, hielt es aber zurück, bringendst gebeten von Wohlgesinnten, um die angeblich gut gestimmte Majorität durch starke Aeußerungen nicht zu verstimmen."

für einige Klassen von Klöstern, und zwar nicht mehr bloß, wie ich früher gethan, im Interesse des Unterrichts, der katholischen Bevölkerung, nicht mehr bloß im Interesse der Kranken und Armen, nicht mehr bloß im Interesse der Nationalwirthschaft, sondern im Namen und Interesse der bedrohten Gerechtigkeit, im Namen und Interesse der bedrohten Freiheit aller Konfessionen, im Namen und Interesse der bedrohten Verfassung, nicht bloß der unsrigen, sondern jeder andern deutschen, somit selbst der hannövranischen, falls sie wirklich zu Rechte besteht.

Meine Herren! Ich verdenke es keinem meiner protestantischen Mitbürger, wenn er, auf konfessionellem Standpunkte stehend, die Klöster nicht will, obwohl viele der größten von mir in früheren Debatten benannten protestantischen Autoritäten sich für sie aussprachen. Aber wir stehen im vorliegenden Falle nicht auf konfessionellem, sondern auf staats- und privatrechtlichem Boden. Die 200 Millionen Kapitalwerth des in Bayern eingezogenen katholischen Kirchengutes wurden der Krone nicht zur unbedingten Disposition, sondern im Reichsdeputationsschluß vom Jahre 1803 mit der lästigen Bedingung überlassen, einen Theil für Kultus und Unterricht zu verwenden. Im Concordat wurde die Dotation „einiger Klöster" bedingt. Noch ist, wie durch mehrere Deputirte erwiesen und von Seite des Ministertisches zugegeben wurde, kein einziges Kloster dotirt. Die künftige Dotation der barmherzigen Schwestern geschähe also keineswegs aus dem allgemeinen Seckel, sondern aus einem ganz kleinen Theile des ungeheueren, unter der erwähnten onerosen Bedingung eingezogenen katholischen Kirchengutes. Ohne dieses hätte der bayersche Staat um 200 Millionen Schulden mehr, und diese müßten aus allgemeinem Seckel bestritten werden. Keineswegs kontribuirt also die protestantische Bevölkerung Bayerns zur Dotation von Klöstern, sondern das katholische Kirchengut kontribuirte viele Millionen zur Erleichterung der Abgaben protestantischer Einwohner. Die katholische Bevölkerung bettelt somit nicht bei der nichtkatholischen, sie bettelt nicht bei den Kammern, sie bettelt selbst nicht bei der Krone; sie hat ein unbestreitbares Recht, die Dotation einiger Klöster aus Staatsmitteln zu fordern, ein so unbestreitbares, daß ich, falls ich der entschiedenste Protestant wäre, aus Achtung für das Recht für diese Dotation stimmen oder mich wenigstens aller Abstimmung enthalten würde. Und die Kammer hat kein Recht, auch nicht das geringste, die Krone in der Erfüllung dieser ihrer Verbindlichkeit, sowie in der Ausübung ihrer Prärogative zu hindern, ebenso wenig als

sie ein Recht hat, die Krone zu hindern, ihre vor Errichtung der Verfassung kontrahirten Schulden zu zahlen.

Aber es gehört ja, hörten wir, das Institut der barmherzigen Schwestern „nicht zu den Klöstern". — Meine Herren! Die große Ehre, die man ihnen anzuthun meinte, sie nicht zu den Klöstern zu rechnen, wäre wahrhaftig zu theuer bezahlt durch die darauf gegründete Verweigerung der Dotation. Denn als Kranken- und Unterrichts-Anstalt hat das Institut zwar Billigkeits-, aber nur als klösterliche durch das Concordat unabweisbare rechtliche Ansprüche auf Dotation aus Staatsmitteln. Die Interpretation, was Kloster sei, steht jedoch nicht der Kammer zu. Oder beträfe das aus einer Abstimmung des ehemaligen Herrn Deputirten v. Rudhart vom verehrlichen zweiten Herrn Sekretär angeführte Citat auch die barmherzigen Schwestern?!

M. H.! Die Bevölkerung, die man in diesem Citat als eine durch den gemeinsten schmutzigsten Eigennutz bestechliche darstellt, ist dieselbe, von der ein großer, vielleicht der größte Theil von uns in diese Kammer gesendet zu sein die Ehre hat. Denn nicht bloß Bier-, sondern, wie wir hörten, auch Weinländer stellten Petitionen um Klöster. Unmöglich unterdrücken kann ich dabei die Bemerkung, daß man dieselbe Bevölkerung bald als souveränes in ihrer Mehrheit infallibles und mit Majestätsrechten begabtes Volk, bald aber, wenn es zweckdienlicher scheint, als die niederträchtigste Kanaille behandelt.

Ich ergriff das Wort für die Klöster, wie ich sagte, im Namen der bedrohten Gerechtigkeit, im Namen der bedrohten konfessionellen Freiheit, der bedrohten Verfassung. Ja wiederholt erkläre ich, wer fremdes Recht gefährdet, gefährdet das eigne; wer Rechte und Freiheiten einer Konfession bedroht, bedroht die Rechte und Freiheiten Aller; wer ein Element der Verfassung verletzt, gefährdet die Verfassung im Ganzen.

M. H.! Könige und Regierungen wurden mit mehr oder weniger Umschreibung der Verfassungsverletzung beschuldigt; und so übe auch ich nur ein hier schon oft angerufenes parlamentarisches Recht, meine Ueberzeugung auszusprechen:

Verfassungswidrig sind die Beschlüsse der Majorität über die Klöster; verfassungswidrig die faktische Interpretation, es sei dem Concordat Genüge geschehen; verfassungswidrig der faktische Versuch, die Krone zu hindern in Erfüllung ihrer concordatmäßigen Verpflichtung und der Ausübung ihrer Prärogative; verfassungswidrig die versuchte Beschränkung der Stiftungsfreiheit der katholischen Bevölkerung; ver-

fassungswidrig die Verweigerung der postulirten Bausumme für das Priorat in Ottobeuern; verfassungswidrig endlich die verweigerte Bewilligung der von der Regierung begehrten jährlichen Unterstützung von 10,000 fl. für die barmherzigen Schwestern. Oder wäre, etwa nach der Theorie des modernsten Staatsrechtslehrers Dr. Schwindl, ein Vertrag schon darum null und nichtig, weil er mit Tiara und Krummstab geschlossen? Wahrlich wer das Concordat verletzt, verletzt einen Theil der Verfassung und gefährdet die ganze. Die Verletzung der Verfassung eines Landes gefährdet, wie wir in diesem Saale öfter hörten, die Verfassung auch anderer Länder. Wollen wir also nicht selber durch verfassungswidriges Handeln unsere Verfassung und die anderer Länder gefährden! —

H. b) Replik des Abgeordneten Dr. v. Ringseis auf die in der Kammersitzung vom 2. November gegen sein in Nr. 131 dieses Blattes mitgetheiltes Votum geschehenen Aeußerungen.[1]) (Sieh S. 161.)

Gehindert in der Ausübung meines besonderen Rechtes als Abgeordneter, gebrauchte ich das allgemeine bürgerliche Recht freier Diskussion in dieser Zeitung und gab, auf den Grund der Wahrheit, des Rechtes und der Verfassung mich stellend, mit Ruhe mein Votum in der Sache der barmherzigen Schwestern. Mehrere Glieder der Deputirtenkammer, auf dem von mir betretenen Boden sich nicht gefallend, spielten in der Sitzung desselben Tages die Debatte hinüber auf den Boden der Leidenschaft, hoffend, daß ich dahin ihnen folge. Sie irren gröblich; zu gut kenne ich den Vortheil meiner Stellung, da mich meine Gegner mit etwas, das einem Beweisgrunde auch nur von ferne ähnlich sähe, nicht im geringsten beunruhigt haben. Der Eine, nichts gehässiges in meinen Worten findend,[2]) suchte es in „geheimen Tendenzen". Suche und inquirire er nach Herzenslust; auf diesem Weg muß er ungeheure Entdeckungen machen. Mein „Votum außer der Kammer" sei „unparlamentarisch", sagte ein Zweiter. Allerdings, da eine Zeitung nicht

---

1) Diese Replik erfolgte fünf Tage nach dem unter H. a. gebrachten Votum, ebenfalls in der „Bayer. Landbötin", und mit dem gleichen Bemerken der Redaktion wie dort.

2) Ausdrücklich sprach ich für Freiheit aller Konfessionen; und wer mich ein wenig kennt, traut mir zu, daß ich die bedrohte rechtliche Freiheit jeder Konfession vertheidigen würde.

parlamentsfähig, ich aber, als Verfasser des Artikels, nur mein allgemeines Bürgerrecht übend, gleichfalls nicht als Parlamentsmitglied auftrete.[1]) Ich hätte „den Mitgliedern protestantischer Konfession eine durch die Geschäftsordnung verbotene Enthaltung von der Abstimmung" zugemuthet, setzte ein Dritter hinzu. Aber erinnert sich dieser Gegner nicht aus eigner, und der Praxis seiner Kollegen, wie man es anstelle, um sich einer Abstimmung zu entschlagen? Ein Vierter widerlegte meine Behauptungen, sagend: meine Worte seien eine „Stimme aus dem Sumpfe". Aber weiß der Hochwürdige nicht aus Profan- und Kirchengeschichte, daß die bittere Wahrheit gar häufig in Sumpf und Wüste sich flüchten muß, während die schmeichlerische Irrlehre behaglich im Saale sich spreizet?[2]) Alles gegen mich in der Kammersitzung vom 2. dies vorgebrachte, wie selbst ein Kind einsieht, zählt somit: Nichts; es sind theils Schmähungen, theils leere Worte; von allem, was ich gesagt, nehme ich nicht ein Jota zurück.

Ringseis.[3])

Zu 1840.

Ueber Prof. Dr. Anton Spring. (Sieh S. 169 f.)

Ueber dessen unvollendet gebliebenes medizinisches Hauptwerk „die Symptomatologie"[4]) sagt Th. Schwann, der berühmte Entdecker der organischen Zelle, in einem Bericht über den Hingeschiedenen für die kgl. Akademie zu Brüssel, dieses Buch sei:

---

1) Es ist überhaupt nach Theorie und Praxis so Vieler zwar sehr parlamentarisch, Minoritäten, Ministern und Regierungen verfassungswidriges Handeln rc. vorzuwerfen; aber es ist ein weder in dieser, noch in jener Welt versöhnbares Majestätsverbrechen, solch einen Vorwurf einer Kammer-Majorität zu machen. (R.)

2) „und erregt Quicken im Sumpfe
„in edler Männer Brust so unendliches Zürnen?"
Wurden vielleicht wunde Stellen berührt? (R.)

3) Ich hoffe von der Billigkeit einer jeden Redaktion, die ich hiemit auch ausdrücklich darum ersuche, wenn sie etwas von dieser Debatte aufgenommen, auch diese meine Erwiderung aufnehmen zu wollen. (R.)

4) Symptomatologie ou traité des accidents morbides, Bruxelles, 1866—1871, in 80. Der erste Band und zwei Hefte des zweiten sind erschienen, das dritte Heft fehlt.

„ein Schatz von erstaunlichem Reichthum; neben den ausgedehntesten medizinischen Kenntnissen, erworben um den Preis der aufmerksamsten persönlichen Beobachtung, unausgesetzten Buchstudiums und langer Erwägungen, zeigen sich in demselben die Ergebnisse einer glänzenden und fruchtbaren neunzehnjährigen physiologischen Lehrthätigkeit. Man findet darin alle die Eigenschaften, welche aus Spring einen wirklich hervorragenden Mann gemacht haben: den Geist der Beobachtung; die Feinheit und Genauigkeit der Analyse; die Kunst, die Thatsachen zu gruppiren und zu klassifiziren; die Originalität der Gedanken; die Klarheit der Darlegung; die Sauberkeit, Schärfe und Richtigkeit der Sprache."

Ueber seine paläontologischen Studien hat Spring uns noch erzählt, wie ihm in Schweden von Gelehrten, die ihn auf die Probe stellen wollten, eine Anzahl von Schädeln vorgelegt worden, — „Alle aus Einem und demselben Fundort," so versicherte man wahrheitsgemäß. Er fand charakteristische Unterschiede, gemäß welchen er drei Gruppen aussonderte, und nun ward ihm eingestanden, daß dieselben, wenn auch in Einem Grabe, so doch in dreierlei Schichten gelagert hatten. — In einer belgischen Höhle hatte man viele Thier- und Menschenknochen in buntem Wirrsal gefunden und hielt sie für Reste der Beute reißender Thiere. Spring aber schloß aus dem Umstande daß die Röhrenknochen der Länge nach gespalten waren, auf das einstige Vorhandensein von Menschenfressern, welche auf jene Weise zum Mark gelangen wollten. Als Ausländer hielt er vorsichtig mit seiner Vermuthung zurück, bis er in einem Band des Kirchenvaters St. Hieronymus eine bestätigende Stelle fand, daß noch zu dessen Lebzeiten in jenen Gegenden Antropophagen sich befanden.

Zum neunzehnten Kapitel.

Aus Ringseis' System der Medizin.

A. Aus der Einleitung.

Den auf Seite 189 dieses Bandes citirten Satz von der Anarchie auf ärztlichem Gebiete führt Ringseis in folgender Weise aus:

Anarchie in der Praxis.

§ 2. Welche schreienden Kontraste der Praxis!

Hier die Natur-Anbeter, alles Heil abgöttisch von ihr erwartenden müssigen Zuschauer; dort die Natur-Verächter, alle Natur-Heilkraft läugnenden frechen Experimentirer.

Diese das Heil erstrebend durch Reinigung aller Kloaken; jene erztolerant gegen Alles, was Leib und Seele verunreint.

Hier Allöopathen, dort Homöopathen; hier Hydrophoben, dort Hydromanen.

Diese — Anbeter des Warmen, Jene — Vergötterer des Kalten.

Diese vergabend ohne Scheu Millionen; Jene mit Furcht Milliontel.

Kein Mittel, das nicht in Himmel erheben die Einen, in der nämlichen Krankheit zur Hölle verdammen die Anderen.

In der forensen Praxis, im Widerspruch mit der ganzen Vergangenheit, eine Sucht bis zur Monomanie, alle Verbrechen als unfrei, durch Krankheit bedingt zu erklären.

Anarchie in der Theorie.

§ 3. Dasselbe Babel in der Theorie.

Hier gedankenlose Empirie; dort allerklärende Vernünftelei.

Hier Leib, Seele und Geist pantheistisch verwechselt, dort alle drei unbedingt auseinander gerissen.

Während Diese Gesundheit und Krankheit im Flüssigen, finden Jene den Grund von Beiden im Festen.

Während die Einen in Kräften, in materiellen Geweben die Andern.

Diese sehen in jeder Krankheit nur veränderte Stimmung des Lebens, Jene ein feindlich Wucherndes neben Gesundem.

Diese fast in jeder Krankheit nur Steigerung, in derselben die Anderen nur Schwäche des Lebens.

So die Einen im Moschus, Campher, China, Wärme 2c. erregende, in denselben die Anderen nur schwächende Kräfte.

Und damit dem Thurme Babels die Spitze nicht fehle, erklären für entschiedenstes Streben zur Heilung die Einen, was als das verderblichste Wüthen der Krankheit die Anderen; also Sünde mit Besserung, Revolution mit Restauration, den Volland mit dem Heiland verwechselnd.

Psychologie und Physiologie, Pathologie und Therapie liegen wie Ruinen durcheinander, nirgends als Glieder Eines architektonischen Ganzen verbunden. . . .

§ 4. Gleichwohl hören wir täglich Lob und Preis der unermeßlichen Fortschritte der Naturwissenschaften und aller Zweige der Medizin. Welche Entdeckungen der physiologischen und pathologischen Anatomie durch Hilfe des Mikroskops! Welche Bereicherungen in Erkenntniß der Krankheit durch Palpation, Mensuration und Auskultation! — Allerdings nicht zu läugnen ist ein großes Verdienst der Zeit, und ich werde Sie vom Katheder, am Krankenbette und an den Leichen mit diesen Bereicherungen bekannt machen. Aber die Hauptsache ging in unserer Zeit in einem Grade, wie nie früher, verloren, die Deutung, das Verständniß des sinnlich, äußerlich so genau Beobachteten. Was bedeutet das Beobachtete? Sind Entzündung, Fieber, Erbrechen, Diarrhoe, Ruhr, Cholera 2c. Krankheit, oder, wie Andere lehren, Heilbestrebungen, oder ein Mittleres Beider? Sind sie zu hegen oder zu tilgen? Wie verhalten sich gegenseitig die einzelnen Momente des gesammten Krankheitsstandes?

Man kennt in neuer Zeit die anatomischen, physiologischen und pathologischen Veränderungen der Gewebe viel besser als früher; aber sind diese topisch anatomischen Veränderungen das Einzige in Gesundheit und Krankheit? Sind sie die Hauptsache? Bis zur Evidenz werde ich zeigen, daß sie weder physiologisch und pathologisch, noch therapeutisch das Einzige und Wichtigste sind, daß sie zu den inneren und zunehmend immer innerlicheren Kreisen des gesunden und kranken Lebens sich verhalten, wie die Oberfläche der Erde zu den tieferen Lagen derselben, daß die dynamischen physiologisch und pathologisch ohne Vergleich wichtiger sind.

Meine Herren! Die mikroskopischen und mikrologischen Beobachtungen in Physiologie und Pathologie sind häufig das, was die detaillirte Memoiren- und Chronikenschreibung in der Historiographie, und in der Malerei und Skulptur die mikroskopischen Darstellungen der Kopf- und Bart- Haare und aller Fältchen und Poren der Haut sind. Haben diese in vieler Beziehung schätzbaren mikrologischen

Chroniken und Memoiren den Werth der großartigen historischen Auffassungen eines Herodot, Thucydides, Machiavelli und Joh. Müller, — die außerordentlichen Miniaturen Balth. Denners den Werth der großartigen Kunstschöpfungen Raphaels, Michelangelos, Leonardos da Vinci? Einige kennen das größte Detail eines Ereignisses, wie z. B. der französischen Revolution und sind über seine organisch historische Bedeutung in der Weltgeschichte im völligen Irrthum. So gibt ein geistloser Maler das ausführlichste Detail eines Gesichtes und verfehlt gleichwohl ganz den Charakter. Die mikrologische Betrachtung hindert sogar nicht selten den Blick zur Um- und Einsicht des Ganzen und Innern. Ja, wenn es Instrumente gäbe, um in die Tiefen des Lebens zu bringen! Diese Mikroskope zeigen nur die äußerste Schale eines konzentrisch vielschaligen Wesens.

Und was den Werth der Naturwissenschaften für die medizinische Praxis betrifft, so gilt von denselben ohngefähr, was von ihrem Nutzen für die Künste und Technik überhaupt. Hat unsere Zeit durch die ungeheueren Fortschritte der Physik, Optik, Chemie und Mathematik größere Architekten, Bildhauer und Maler, größere Feldherren, als die alte und mittlere Zeit?

Die medizinisch praktische Kunst ist, wie ich zeigen werde, etwas mit allen anderen Zusammenhängendes, aber auch, wie jede andere Kunst, ein Absonderliches, nicht bloß von allen anderen Wissenschaften und Künsten, sondern selbst von den übrigen medizinischen Doktrinen bis zu einem gewißen Grade Unabhängiges.

B. Aus der Propädeutik.

§ 3. Wie Luft und Wasser alle Dinge des Gesammtorganismus (Säfte, Blut und daraus gebildete Adern, Nerven, Muskeln und Knochen, alle Glieder des einzelnen Organismus) sichtbar verbinden: so stehen alle, selbst die sogenannten unorganischen Wesen miteinander in Verbindung durch unsichtbare Ringe, Fäden und Klammern, und zwar sowohl durch bildsam (flüssig) Stoffiges, als durch Gebildetes, in dieser Beziehung dem sichtbaren festen Analoges, d. i. durch dem äußeren Auge unsichtbare Ströme, Meere, Säfte, Adern, Nerven, Muskeln und Knochen, und diese unsichtbaren Verbindungsglieder sind viel reeller und dauernder, als alle sichtbaren jetzt sind, — noch lebend, wenn die sichtbar materiellen längst vergangen.

Wir unterscheiden nämlich in den Dingen nicht bloß ein höchst mannigfaches, räumliches Neben- und zeitliches Nacheinander, d. i.

ein Oben und Unten, Vorne und Hinten, Innen und Außen, Rechts und Links, Stämme und Zweige, Zentrum und Umkreis, Erfülltes und Erfüllendes, Früheres und Späteres, sondern ein von Pantheisten und Materialisten in ihrer Armseligkeit ganz unerkanntes, ebenso vielfaches Ineinander: Aeußeres, Mittleres, Inneres, Inniges, Innigeres, Innigstes. Wie es ein fast unendliches Nacheinander und laut Mikroskopie fast unendliches Nebeneinander, so gibt es ein fast unendliches Ineinander. Die Phrasen von den unendlichen Tiefen der Natur, der Sinne, der Phantasie, des Gemüthes und Verstandes sind entweder sinn- und gedankenlos, oder die Behauptung unendlicher Sphären nach innen ist richtig, insbesondere wenn die Tiefen der Sinne, der Phantasie, des Gemüthes, Verstandes und Willens vermuthlich kein Nebeneinander, und in Gott ohne Zweifel eine Unendlichkeit der Tiefe, Völle und Innerlichkeit, und zugleich der Gegenwart ist. Was wäre Ewigkeit, wenn nicht die innerste Sphäre innerhalb unendlich vielen anderen? Jede mehr äußere Region ist gegen die minder äußere oder mehr innere räumlich und zeitlich, jede mehr innere gegen die mehr äußere relativ unzeitlich und unräumlich, eigentlich minder zeitlich und minder räumlich, die mehr äußere in ihren räumlichen Atomen durchbringend. Jede dieser Sphären hat wieder ein mannigfach koordinirtes und subordinirtes Nach- und Nebeneinander, ihren Raum und ihre Zeit. Der physische Satz: daß zwei Dinge nicht im nämlichen Raume seien, gilt nur von Dingen derselben Seinssphäre. Innerhalb derselben äußeren Region können sich hundert verschiedene Wesen befinden. Zwanzig bis dreißig gleichzeitig von tausend Hörern vernehmbare Töne müßten sich außer und in dem Zuhörer einander verwirren oder zu einem diagonalen Tone vermischen, wären sie nicht in verschiedenen Gebieten des Seins. Wären Licht und Elektrizität nicht im Unmateriellen, so müßte ... derselbe Krystall zugleich ganz Masse für Elektrizität und ganz Porus für Licht sein. Wie vielmehr ist diese zunehmende Innerlichkeit in unzähligen Kreisen nothwendig, um die unzähligen Gedanken und Willensbewegungen im Menschen nur einigermaßen möglich und faßlich zu machen!

Einigung des Neben- und Ineinander.

§ 4. Einigung eines verschiedenen, sich also ausschließenden Nebeneinander (Extensiven) ist nur möglich durch ein die Vereinsglieder durchdringendes, also feineres, allen Vereins-Gliedern gleichmäßig Innerliches; die Einigung mehrerer innerlicher (vereinigender) koordinirter Agentien nur möglich durch ein noch Innerlicheres; die Einigung eines relativ Aeußeren und Inneren durch ein zwischen Beiden befindliches,

in Beide sich fortsetzendes Mittleres. Ein Inneres wird für ein noch Innerlicheres ein relativ Aeußeres. Ein vielgliedriger Organismus ist nur möglich durch ein vielfaches, in allmählig innerlicheren Kreisen sich erhebendes und verfeinerndes Ineinander. Jedes Innere verhält sich zu seinem nächst Aeußeren, wie Bildendes zu Bildsamem und Gebildetem, oder Bewegendes zu Bewegtem; daher überall, wo kein Hinderniß, regelmäßige oder Krystallgestalt. Alle Gestalt ist äußerer Ausdruck eines Inneren, Bewegenden und Bildenden.[1])

C. a) Von der Gesundheit und ihren Breitegraden.*)

*) Ohne diese, die Physiologie, vielmehr die Gesundheitslehre mit der Pathologie vermittelnde Doktrin erlangt man kaum eine Einsicht in die Entstehung und Entwicklung der Krankheit überhaupt, und der epidemischen Krankheitskonstitution insbesondere.

Erster Abschnitt.

Breitegrade der Gesundheit überhaupt. Absolute und relative Gesundheit.

§ 209. Die Gesundheit ist vollkommen oder relativ. Den Menschen mögliche Vollkommenheit der Gesundheit ist da, wo alle Sphären, Kreise, und ihre Theile zu einem einigen individuellen Leben zusammen stimmen, so daß weder etwas mangelt, noch etwas Fremdartiges in Leib, Seele und Geist vorhanden ist, darum alle Verrichtungen mit Leichtigkeit und Behagen von Statten gehen.

Analoges gilt von der Gesundheit des universellen Organismus und seiner Glieder.

Vollkommenste Gesundheit mit der Möglichkeit der Trübung war einst im Paradiese; befestigt und ohne mögliche Trübung wird sie künftig sein nach der Wiederauferstehung; gegenwärtig aber ist vollkommene Gesundheit in keinem sichtbaren Theile des universellen Organismus.

Erde, Wasser, Luft, Pflanzen und Thiere zeigen beständig von ihrer Norm abweichende Mischung und Thätigkeit. Nicht normale

1) Wenn es so viele innerliche Regionen gibt, und jede höhere Organisation von der niedrigern durch innerlichere Sphären sich unterscheidet, so daß also jede höhere besitzt, was der nächst niedrigeren gänzlich fehlt: so erkennt man die Thorheit des Beginnens derjenigen, die wähnen, durch mikroskopische Anatomie der niedrigsten und einfachsten Wesen hinter das Geheimniß der höchsten zu kommen.

Zustände der Erde sind: Hitze, Frost, Stürme, Hagel, Ueberschwemmung, Erdbeben, vulkanische Ausbrüche, ungewöhnliche Vermehrung schädlicher Insekten, Würmer, Mäuse, enorme oder zu geringe elektrisch magnetische Spannung, zu polares Hervortreten anderer kosmischer Agentien. Einzelne oder mehrere dieser Zustände mehr oder weniger ausgebreitet, kürzere oder längere Zeit dauernd.[1])

Krankheiten der Pflanzen und Thiere sind eine bekannte Sache.

Absolut gesund ist kein Mensch; in Keinem, heiße er auch noch so gesund, ist die normale Hierarchie aller Sphären, Kreise und Glieder, bei keinem also ganz innige, organische Verbindung des vorhandenen Vielen; bei jedem sind im Leiblichen fremdartige, entweder noch nicht assimilirte Dinge, wie Speisen und Getränke, oder nicht mehr homogene, wie viele Ausleerungs-Stoffe. Bei Manchen, die wir gesund nennen, fehlen Glieder, bei Anderen sind überzählige.

In jedem Gewebe, jeder Mischung eines organischen Theiles ist die Möglichkeit, von der höheren menschlichen oder thierischen Stufe der Zusammensetzung auf eine niedere, minder kombinirte, sogar elementare, woraus sie erhoben wurden, zurückzusinken, darum dem menschlich oder thierisch Organischen fremd zu werden; nirgends ist vollkommene Einheit; in jedem die Möglichkeit, gleichsam durch organischen Ehebruch, mit anderen fremdartig wirkenden Agentien Verbindungen einzugehen.

Bei jedem Menschen finden wir in der psychischen und pneumatischen Region, ohne Seelen- und Geistes-Krankheit im engeren Sinne, falsche Sinnes-, Fantasie-, Gedächtniß-, Verstandes- und Vernunftbilder, die nie ganz den psychischen und geistigen Regionen des Individuums homogen oder assimilirt werden oder werden können; in jedem in verschiedenen Zeiten die verschiedensten Stärkegrade der thierisch sinnlichen und geistigen Akte.

Seelen- und Geistesschwäche, Irrthum und Unsittlichkeit hindern nicht nothwendig die relative Gesundheit des Körpers; ja man zählt sie sogar nicht zu den Geisteskrankheiten im engeren Sinne.

§ 210. Relativ gesund nennen wir Jeden, bei dem die Harmonie des Vorhandenen, Geistig-Psychisch-Leiblichen nicht merklich gestört, merklich Disharmonirendes, Fremdartiges nicht zugegen, also alles Vorhandene assimilirt oder doch nieder- und zusammengehalten ist.

§ 211. Die relativ Gesunden sind als solche die zu Krankheiten Disponirten. Disposition, Gesundheitscharakter, nenne ich die ver-

1) Es wird damit nicht geläugnet, daß einige dieser Zustände bisweilen auch heilsam sein können (s. Pathol.). (Anm. R.'s.)

schiedenen Zustände der relativen Gesundheit, mit der Gegenwart nicht ganz homogener Dinge, mit nicht ganz gehöriger Menge oder Beschaffenheit des materiell und immateriell Flüssigen und Gestalteten, mit nicht ganz normaler Kräftigkeit der Organe und Funktionen, mit nicht ganz dem Prototyp entsprechender Form oder Architektur des Ganzen oder eines Theiles. Dispositionen und nicht Krankheiten nenne ich sie, weil in ihnen noch keine merkliche Disharmonie, keine Funktionsstörung, sondern noch relative Einheit; dagegen aber entweder die möglichen Keime, semina, künftiger Krankheitsprozesse, oder die durch Mangel hinreichender Einheit und Energie bewirkte Empfänglichkeit, von diesen Keimen, die bereits im Inneren sind, oder von Außen kommen, krankhaft affizirt, d. i. befeindet, gekränkt, leidend zu werden.

§ 212. Relative Gesundheit im individuellen Organismus ist, was Friede und Ruhe im Staate; diese sind, wo kein Krieg und kein offener Widerstand, seien auch Innigkeit und Einigkeit der Gesinnung nicht die größten, Macht und Stärke nicht die vollkommensten. Relative Gesundheit im Organismus ist, was Harmonie in der Musik; wir sprechen von Harmonie, wofern nur kein Mißton vorhanden, seien auch nicht alle Instrumente vollständig besetzt, nicht alle Töne die reinsten, die Gewalt der Strömung nicht die stärkste.

§ 213. Der individuelle Organismus als Ganzes und Geeintes, wenn auch nur relativ gesund, hat das unaufhörliche, von seinem Sein unzertrennliche Bestreben, sich in seiner individuellen Art zu entwickeln und zu erhalten, und Allem, was in seinem Kreise ist, und in ihn tritt, Materielles, Psychisches und Geistiges, sein Gepräge aufzudrücken, diese Dinge somit zu unterwerfen, wo nicht ganz zu verähnlichen, oder, wo dieß nicht möglich, sie aus seinem Gebiete zu entfernen, d. i. seine relative Gesundheit zu erhalten. Gesundsein ist also dem Individuum natürlich.

§ 214. Der Begriff relativer Gesundheit befaßt die schon mit der Zeugung im Samen gegebene und durch die Verschiedenheit der äußeren Einflüsse weiter bedingte Möglichkeit mehrerer Breitegrade innerhalb der Grenzen der Gesundheit bei demselben Individuum.

Manche dürften geneigt sein, die relative Gesundheit oder die Disposition schon als Krankheit zu betrachten; gegenüber dem paradiesischen, und noch mehr gegenüber dem künftigen Zustand nach der seligen Auferstehung ist jede relative Gesundheit: Krankheit; aber dann müßte man jeden Menschen krank nennen, und doch wieder unterscheiden zwischen Kranken im engeren und weiteren Sinne, was auf Eines herauskäme. U. s. w.

Zur Erläuterung reihen wir von den Thesen, welche Ringseis 1853 erscheinen ließ, (sieh bei diesem Jahr,) die ersten hier an:

Gesundheit häufig unverändert trotz Wechsel von Jahreszeiten, Klimaten, Nahrungsmitteln, Menge und Beschaffenheit der festen und flüssigen Theile, und Stärke und Raschheit aller Verrichtungen.

Selbst Miasmen und Gifte oft im Blute, ohne zu kränken.

Bei relativer Gesundheit (als Unterschied von Krankheit) keine positiv feindlichen verunreinigenden Kräftewesen im Körper und Geiste.

Die innerhalb der Grenzen der Gesundheit möglichen Blut- und Nervenbeschaffenheitsveränderungen oft ganzen Bevölkerungen gemeinsam und kürzere oder längere Zeit dauernd (stationär.) U. s. w.

C. b) Urtheil Dr. August Solbrig's über R.'s Lehre von der Gesundheit und ihren Breitegraden. (Nr. 14 — 17 einschl. des Medizinischen Corresp.-Blattes bayer. Aerzte.)

Nachdem Solbrig des Verfassers „klare, bestimmte Weise" hervorgehoben, sagt er unter Andrem Folgendes:

Es gibt nun nichts Einfacheres, Klareres und Befriedigenderes, als die eben besprochene Doktrin von den Breitegraden der Gesundheit, und wenn man sich der orginellen Auffassungsweise dieses Thema's so recht hingibt, so fühlt man sich zu fragen versucht, wie es denn komme, daß bei dem, für solche Methodik von allen Richtungen der Erfahrung her sich darbietenden Material, man nicht schon längst das vor uns liegende neue, so einfach, so natürlich konstruirte Gebäude geschaffen hat; denn neu ist diese Konstruktion der Gesundheitsverhältnisse sonder Zweifel, durchaus das unbestrittene Eigenthum . . . . unsres Verfassers! Wenn es auch wahr ist, daß die Begriffe von relativer Gesundheit, von leiblicher Disposition und ihren konstitutiven Elementen, ja selbst die Lehre von den Kräfteverhältnissen in analoger Auffassungsweise als Sthenie, indirekte und direkte Asthenie, das Gemeingut, ja der Gemeinplatz der namhaftesten Theorien eines ganzen Jahrhunderts waren und sind, so ist doch nicht zu verkennen, daß diese Begriffe zum Theil nur als zerstreut liegende Fragmente in den bisher geltend gemachten Schulen sich darstellten, zum Theil und hauptsächlich in ganz

anderer, von unseres Verfassers Entwicklungsgang ganz abweichender Beziehung aufgefaßt und unter sich verbunden wurden, und es wird für den Kundigen kaum der Erinnerung bedürfen, wie die leiblichen Dispositionsverhältnisse im Allgemeinen, und die Lehre von den Kräfteverhältnissen insbesondere, der gangbarste Artikel, nicht der Physiologie, sondern der Pathologie, wurden, und die hieraus gefolgerten Lebenserscheinungen nicht als positive Gesundheitserscheinungen, sondern als per se krankhafte Zustände bezeichnet wurden, keinen wesentlichen Unterschied zwischen sich und der Krankheit selbst mehr gestattend. Zu welcher Begriffsverwirrung, zu welcher Mangelhaftigkeit in der praktischen Anschauung diese Ansicht der Dinge, selbst in den berühmten, anderweitig immerhin verdienst- und folgereichen Systemen eines Reil, Hufeland, Hartmann und Anderer veranlassen mußte, geht am schlagendsten aus dem unbefangenen Vergleich mit der Auffassungsweise unseres scharfsinnigen Herrn Verfassers selbst hervor.... So ist denn, wie nie vorher, der Unterschied zwischen Gesundheit und Krankheit festgestellt worden, nicht nur im Interesse einer wahrhaft wissenschaftlichen, bisher vermißten, Klarheit der Durchführung, sondern auch, wie sich später darthun wird, im Interesse eines, in allen Regionen der Praxis bewußtvollen Kunsturtheils und Kunsthandelns, so in leiblichen, so in geistigen Zuständen.

Auf so unumstößlicher Basis nun auch die Ansicht und Durchführung der Lehre von den Breitegraden beruht, so sehr leuchtet trotz der relativen Selbstständigkeit dieser Doktrin es ein, daß wir es hier nicht mit einem schroffen, willkürlichen Gegensatz des konkreten Gesundheitsstandes zum Krankheitsstande zu thun haben, ein Eigensinn, der am Ende einen andern als sprungweisen Uebergang zur Lehre von der Krankheit nicht mehr zuließe. Im Gegentheil, gerade das ist das Verdienst des Herrn Verfassers, daß er bei aller Schärfe und Unwiderleglichkeit, mit welchem er das Wesen der individuellen und allgemeinen Disposition von jenem der Krankheit zu unterscheiden sucht, nicht minder klar und natürlich den Punkt bezeichnet, an welchen sich, als an ein vermittelndes Element, die Krankheit anknüpft, und besonders beherzigenswerth erscheint deßfalls das, was Vf. über Seminien und abnorme Gesundheitsdisposition sagt, worin uns die Andeutungen über ein, die Krankheit mitzeugendes Moment nicht entgehen, als eine ebenso klar von der Natur gegebene, wie wissenschaftlicherseits glücklich benützte Brücke, auf welcher die neu auftauchende Schule, unter Erinnerung an die immer bedeutsamer erscheinenden Lehrsätze der Pro-

pädeutik organisch fortschreitend zu ihrem nächsten Ziel, der nun folgenden Pathologie hinführt. . . ."

D. Anhang. Verhältnisse der medizinischen Wissenschaft und Kunst zur Wissenschaft und Kunst überhaupt und zu andern Wissenschaften und Künsten.

„Grau, Freund, ist alle Theorie und grün des Lebens goldner Baum."

Der Teufel in Göthe's Faust.

„**Imprudentes odibunt scientiam.**"

Der Geist göttlicher Weisheit in **Prov. I.**

„**Non est Scientia apud inferos.**"

Sirach.

§ 598. Die Bedeutung des Einzelnen erkennt man nur aus der Bedeutung des Ganzen und den Verhältnissen desselben zu seinen vorzüglichsten Gliedern. Darum begann ich meine Vorträge mit einer philosophischen Propädeutik des allgemeinen und partiellen Organismus. Die Einsicht in die Verhältnisse der Medizin zum Ganzen und seinen Theilen aber wird klarer nach den Vorträgen über die Prinzipien der medizinischen Doktrinen. Nochmal ergreife ich darum am Schlusse der allgemeinen medizinischen Vorträge den Faden, den ich in der Propädeutik fallen ließ.

§ 599. Das Wissen des Geschöpfes ist nicht vor dem Objekt, das gewußt werden kann. Jede Wissenschaft des Menschen wurzelt, nährt sich, wächst nur im Bestehenden, im Geschehenen in der Welt, im Menschen und ihrer Geschichte, d. i. im Werke, im engsten und weitesten Sinn, im Kunstwerk; denn das ursprünglich vom Schöpfer hervorgebrachte ist Kunstwerk im eminentesten Sinn. Die leibliche, seelische und geistige bewußtlose Organisation des Menschen in dem von mir in der Propädeutik erörterten Sinn und ein auf sie einwirkendes Aeußeres oder Inneres als Objekt müssen da sein, ehe ich Anderes oder mich selber fühle, schmecke, rieche, höre, sehe und denke, ehe ich mein Denken denke. Darum soll es heißen: („**quia sic organisatus sum [et objecta in me agunt] ergo cogito**").

§ 600. Nach Verschiedenheit des gewußten, d. h. in seinem Innern und Aeußern und seinem Zusammenhang mit dem Ganzen erfaßten Gegenstandes, des objektiven Kunstwerkes, sind die Wissenschaften verschieden. Philosophie ist nach Einigen die Wissenschaft der Bedingungen,

Gesetze und Regeln alles Wissens überhaupt, nach Andern die Wissenschaft des Ursprungs und Zusammenhangs aller Dinge; also wohl die Wissenschaft der allgemeinen innern und äußern historischen Prozesse, wodurch die Welt und der Mensch, die größten Kunstwerke, durch den dreieinigen Schöpfer entstanden, dann der Prozesse, wodurch sie und all ihr Thun verunstaltet und endlich der Prozesse, wodurch sie durch den Erlöser wieder hergestellt wurden. Die Philosophie im letzterwähnten Sinn fiele dann in ihrer wichtigsten Seite mit der Theologie zusammen. Die einzelnen Wissenschaften, z. B. die Erziehungskunde im höchsten und allgemeinsten Sinne, die Theologie, die Politik, die Rechts-, die Staatskunde betrachten die erwähnten drei Hauptepochen und Verhältnisse bezüglich auf ihren besondern (Kunst-) Gegenstand. Klar ist hieraus, daß jede besondere Wissenschaft nur in der Philosophie, der Wissenschaft des Ganzen verständlich. Endziel aller Wissenschaften ist, beizutragen zur Wiederherstellung des Objektes, Werkes, d. i. des ursprünglichen, später entstellten Kunstwerkes. Wozu wäre das Wissen, wenn es mich nicht besser, stärker, mächtiger, d. i. glücklicher macht?

Alle Wissenschaft ist Erziehungskunde. Die Erziehungskunde im Einzelnen und ihre höchste Blüthe, die Religions-, Kirchen- und Staatslehre, d. i.: die Völkererziehungskunden, bedürfen, um ihre Aufgabe zu lösen, der Kenntniß 1. des ursprünglichen oder idealen Zustandes des einzelnen Menschen und des ganzen Geschlechtes, und 2. des gegenwärtigen versunkenen mit allen noch guten und bösen aber noch unentwickelten Keimen, um 3. diesen (2.) zu verbessern und jenen (1.) herbeizuführen durch Hegen und Pflegen der guten und Niederhalten der bösen Keime. Darum ist in allen Wissenschaften und Künsten das erste die Selbstkenntniß, die Wissenschaft: Nosce te ipsum. Wer den gegenwärtigen verdorbenen Zustand schon für den besten hält und keinen bessern kennt, wird nicht eilen, ihn zu heben. Die Doktrin der Agrikultur lehrt, bezüglich auf die zum Dienste des Menschen brauchbare Pflanzenwelt, was die Erziehungskunde für den Menschen.

Die Rechtslehre zeigt die ursprünglichen, dann die entarteten Rechtsverhältnisse, nämlich wie es sein sollte, und wie es gegenwärtig ist, um die letzten zu ändern und zu den ersteren zurückzuführen. Die Taktik lehrt, wie durch Waffengewalt Besitz und Recht zu schützen gegen die Angriffe des Feindes. Alle Theorien der einzelnen bildenden Künste bedürfen der Anschauung eines wenigstens relativ Idealen, Vorbildlichen, Urtypischen, um es, der gemeinen abgefallenen Wirklichkeit gegenüber, in den Harmonien der Begriffe, Worte, Töne, Bilder, Gebäude zu versinnlichen.

Da die höchste Aufgabe der Medizin (s. oben) eine praktische, d. i. 1. die Verbesserung der relativen Gesundheit im Einzelnen und im ganzen Geschlechte und dadurch die Abhaltung der Krankheiten, und 2. die Heilung wirklicher Krankheit, so ist klar, daß dazu die theoretische Anschauung der vorbildlichen Gesundheit erforderlich sei, um zu erkennen, was verändert und was erreicht werden müsse. Zur Einsicht des ideellen ursprünglichen Zustandes in jeder einzelnen Beziehung, wie im Ganzen, gehört 1. eine besondere subjektive Empfänglichkeit, Erregbarkeit, Begeisterungsfähigkeit durch die Idee, und

2. ein objektives Hereintreten derselben in's Subjektive. Dies haben alle einzelnen Wissenschaften oder Theorien, d. i. Anschauungen des Vorbildlichen mit einander gemeinsam, so verschieden sie übrigens sein mögen. Die Verschiedenheit dieser einzelnen Wissenschaften beruht in der Verschiedenheit des Angeschauten und Herzustellenden; dies ist in der Medizin vorwaltend das leibliche, in der Erziehung vorwaltend das seelische und geistige, in der Politik das bürgerliche Wohlsein der Menschen. Ohngeachtet der Verschiedenheit der vorwaltenden Zwecke sind alle doch in Einem Gesammtzweck verbunden und kein einzelner ganz ohne die übrigen zu erreichen. Die Philosophie im Ganzen und jede besondere Wissenschaft im Einzelnen erweisen keine Thatsachen, sie finden und erörtern oder deuten dieselben. Alle Thatsachen, alle Existenzen werden nur gefunden oder wahrgenommen; erwiesen also nur durch eigenes Wahrnehmen und das Zeugniß und die Autorität derer, die sie wahrnehmen. Rationalismus, Vernünftelei, falscher Gebrauch der Vernunft ist es, ohne eignes oder Andrer Wahrnehmen meinen, etwas zu wissen.

Zur Wahrnehmung gibt es aber nicht bloß leibliche, die so viele so genannten Philosophen mit Locke allein annehmen, sondern auch seelische und geistige Dinge (s. Propäd.). Der seelische und geistige Sinn ist subjektive Auffassung oder Nachbildung des objektiv wirklichen innern und innersten Zusammenhangs.

Jede wahrhaft ihren Namen verdienende Wissenschaft führt somit zur Praxis, eigentlich im weitern oder engern Sinn zur Kunst, zur Wiederherstellung des ursprünglichen Kunstwerkes.

§ 601. Der Wissende, welcher den ursprünglichen, später verunstalteten Zustand mit Gottes Hilfe selbst wieder herstellt, ist vorzugsweise der Künstler, der Weise, ein Bild jener ursprünglichen Weisheit des höchsten Künstlers, durch welchen Alles gemacht ist, und des Erlösers, der das ursprüngliche Abbild der Weisheit, den Menschen wieder herstellt. (S. Apostelg. 18, 1 und Weish. 7, 21.)

§ 602. Die Kunst, das Kunstwerk, beginnt nach Außen an der Grenze, an der die Wissenschaft im Innern aufhört. Im Künstler vorzugsweise, der aber höchst selten, sind Wissen, Können und Thun ohne Vorwalten des einen und andern verbunden. In vielen waltet das Können vor dem Wissen, in andern das Wissen der Kunstregel vor dem Können. Denn nicht bloß sind Wissen und Können überhaupt, wie gezeigt, in verschiedenen Sphären, wie Zerebral- und Gangliensystem, sondern das bewußtlose Können insbesondere ist wieder an ein anderes System der Organisation gebunden, als das bewußte. Das bewußtlose an's Gangliöse, das bewußte an die sichtbaren und unsichtbaren, der bewußten und willkürlichen Bewegung dienenden, durch Uebung und Gewöhnung erstarkten Seiten des Gehirns und Rückenmarkssystems, wenn gleich wie in jedem organisch Einigen, beide auf einander wirken. Das in den gangliösen Nerven Bildende vollbringt bewußtlos Bildungen im Innern, wie in den Kunsttrieben bewußtlos Bildungen nach Außen. Aber selbst in den bewußten und willkürlichen Bildungen der Künstler ist etwas bewußtloses und unwillkürliches. Unwillkürlich, wenn auch nicht ohne alle willkürliche Veranlassung, nicht ohne Suchen, Flehen und Anrufen (Dic mihi musa) ist das den Künstler Begeisternde, der Eintritt der Muse, des Gottes, der Idee; ferner gegeben und zwar nicht jedem gegeben, also auch unwillkürlich, die durch die imponderablen Agentien der Ganglien gebildete weibliche, vielmehr mütterliche Empfänglichkeit der seelischen und geistigen Sinnes- und Fantasieorgane zur Aufnahme der Idee; und selbst die vom Wissen und Wollen begleitete und durch Organe und Werkzeuge, welche dem Willen dienen, geschehende Ausführung des Kunstwerkes hat, wie jede Zeugung etwas Halbunwillkürliches und Bewußtloses durch die begeistende, den Willen antreibende, aber von ihm verschiedne Macht Mitbewirktes. Die Mania divinitus inspirata des Plato.

§ 603. Wie in der physischen Zeugung, so ist in allen Momenten künstlerischer und jeder andren Begeisterung und Aufregung, z. B. in aufgeregten Volksversammlungen, eine im gegenwärtigen Zustand freilich unvollkommene und vorübergehende Wiederherstellung der paradiesischen, durch den Fall getrennten Einigkeit, durch ein auf Wahlverwandtschaft beruhendes wechselseitiges, zugleich in einander Ein- und von sich Ausgehen Zweier oder Vieler. Daher Wohlbehagen, Freude, Entzücken, Seligkeit, Macht, Stärke und Gelingen, verschieden nach Verschiedenheit der Güte und Vollkommenheit der Vereinten und der Mittel der Ausführung.

Selbst die unvollkommene partielle Vereinigung nicht ganz reiner und guter Kräfte bringt, als Schatten oder Zerrbild der paradiesischen, wahren und innigen Einheit, vorübergehende Freude, Behagen und Stärke. Darauf beruhen die Wirkungen selbst der, bloß von der Welt, ja der Unterwelt begeisterten Kunst, in welcher der Mensch in's Bild der Welt oder Hölle und diese in ihn verzückt sind. Alle Kunstwerke und alle Erzeugnisse innerer Aufregung und Begeisterung sind Werke gegenseitiger Zeugung mit guten oder bösen, geistigen, seelischen oder leiblichen Objekten und Bildern. Gutes und Böses in und aus allen Regionen. Wie keine physische, so keine künstlerische Erzeugung ohne Erregung, Verzückung, Begeisterung. Wo diese fehlen, ist nur Schein von Kunst ohne Wärme und weiterzeugendes, zündendes Leben.

§ 604. Die verschiedenen menschlichen Erzeugnisse oder Hervorbringungen, von den niedersten bis zu den höchsten, welche im engern Sinn Kunstwerke heißen, unterscheiden sich

1. durch die Regionen, aus denen sie kommen, die geistigen, seelischen oder leiblichen;

2. die gute oder böse, in allen Regionen mögliche Anregung, Beseelung oder Begeistung;

3. durch die in jeder Region und bei guter und böser Begeistung mögliche Verschiedenheit der beseelenden und begeistenden Objekte;

4. den Grad der Beseelung oder Begeistung;

5. die Ruhe der begleitenden Einsicht in die Vorgänge dieser Hervorbringungen. Selbst die gewöhnlichsten Werke der Menschen, z. B. die Erzeugnisse des Handwerkers bedürfen zu ihrer Entstehung der Aufregung des subjektiv Empfänglichen durch Objekte oder Bilder, also einer Art seelisch siderischer Zeugung, wie bei den Sensationen, aber ebenso wenig als die äußern gewöhnlichen Sensationen einer ausgezeichneten Empfänglichkeit für höhere seelische und geistige Objekte. Diese gewöhnlichen Hervorbringungen begleitet auch weder eine besondre Aufregung oder Verzückung der Seele oder des Geistes, noch in der Regel die theoretische Einsicht in die Vorgänge; doch geschieht die Hervorbringung mit Bewußtsein und Willen, also vorwaltend durch die Organe des Zerebrospinalsystems. Selbst diese Erzeugnisse der niedersten Art haben gleichwohl in der Regel die Bestimmung, ein durch den Sündenfall Verdorbenes zu bessern.

§ 605. Die Erzeugnisse der schönen Künste, der Poesie, Musik, Malerei, Skulptur, Architektur sind bedingt: 1. durch angeborne besondre vom bildenden Gangliensystem abhängige Empfänglichkeit der leiblichen, seelischen und geistigen Sinn- und Fantasie-Organe, 2. durch

das Einwirken, den Eintritt der anregenden Objekte, 3. durch das Einwirkenlassen der Objekte der verschiedenen Regionen. „Deum, (naturam, infernum) pati." 4. Durch äußre Ausführung oder Darstellung des aufgenommenen, vielmehr durch gegenseitiges Ineinandergehen erzeugten Bildes.

Des angebornen, durch die immateriellen und materiellen Seiten des Gangliensystems gebildeten Talentes bin ich mir zwar bewußt; aber es in seiner ursprünglichen Anlage zu besitzen, hing weder von meinem Wissen noch Willen ab. Aber an der Ernährung und Entwicklung der ursprünglichen Anlage haben, wie an der Ernährung und Entwicklung des Keimes des Körpers, Wissen und Wille schon Antheil. Ebenso haben sie Antheil an der Hingabe an das erregende und begeisternde Objekt (2 und 3). Noch größern Antheil endlich haben Wissen und Wollen an der Ausführung oder Darstellung (4) des in der Begeisterung Erschauten durch die der willkürlichen Bewegung und den Sensationen dienenden immateriellen und materiellen Seiten der Organe des Zerebrospinalsystems. Doch ist zu merken, daß Wissen und Wollen des Thuns vorhanden sein können und in der Regel vorhanden sind ohne Einsicht in die inneren Prozesse dieses Thuns und Vollbringens; wie denn Menschen und Thiere mit Bewußtsein und Willkür zeugen, ohne die geringste Erkenntniß der physischen und psychischen Vorgänge dieses Aktes. Ferner, trotz der vorhandenen Erregung oder Begeisterung, trotz dem Vorhandensein der Idee, ja trotz der vorhandenen Potenz folgt die Ausführung, wie bei jeder Erzeugung bewußter, wollender Wesen, nicht nothwendig.

§ 606. Diejenigen, in welchen das Können, gleichsam das Gangliensystem vor dem Wissen und Wollen, dem Zerebrospinalsystem waltet, nähern sich mehr oder weniger den mit Kunsttrieben begabten Wesen, welche das in ihnen Bildende und seine Regeln nicht kennen und mehr oder weniger unwillkürlich erzeugen und bilden. Diesen ist die Regel eingeboren, sie üben sie ohne klares Bewußtsein, wie ja auch die gangliösen Nerven in uns bilden, und nicht ihre Bildungsprozesse, sondern ihre Produkte zum Bewußtsein gelangen.

Welche dies Treibende, Bildende, das Genie, die Idee in sich haben, verhalten sich zu denen, welche nur nach der, von begeisterten Kunstwerken abstrahirten Kunstregel handeln, wie Christen zu Juden, wie Freie zu Knechten, wie die aus freiem Naturtrieb und Liebe Handelnden zu den durch polizeilichen Zwang Angetriebenen. „Regiert euch der Geist des Gesetzes, so steht ihr nicht unter demselben."

§ 607. Man nennt aber nicht bloß: Poesie, Musik, Malerei, Skulptur und Architektur „Künste“, sondern auch andre Hervorbringungen, z. B. die Erziehung im weitesten Sinne, wohin die religiöse, moralische, intellektuelle Erziehung und die Staatskunst, eine Seite der Völkererziehung, gehören, und Plato nennt diese letzte die erste der Künste. Auch die Agrikultur ist physische Erziehungskunst der Pflanzen. Hieher auch die Taktik; hieher die ärztliche Kunst.

§ 608. Die Medizin als Kunst nähert sich vielmehr der Erziehung, Politik und Taktik, den von Röschlaub so genannten großen, als den schönen Künsten. Objekt aller großen Künste ist der Mensch; in Medizin und Erziehung bald der Einzelne, bald der Mensch im Vereine; in Politik und Taktik nur der Mensch im Vereine, und zwar: 1. die Schützung vor einem Feindlichen, und 2. die Herstellung der idealen oder doch relativ normalen Gesundheit desselben. Der Arzt, Erzieher, Politiker und Taktiker erhalten oder wecken durch alle ihre Verfügungen nur bereits vorhandene menschliche Kräfte, damit diese a) das Feindliche abhalten, b) das Eingetretene bekämpfen. Objekt der Medizin, Erziehung, Politik und Taktik ist also nicht wie bei den schönen Künsten, selbstthätige Nachbildung eines Vorbildes durch den Künstler, sondern nur die Aufgabe: zu veranlassen, daß die vorhandenen schlummernden oder nicht genug thätigen Kräfte der Menschen geweckt, gehörig selber sich äußern. Positive Prinzipien in allen vier großen Künsten sind darum die schon gegebenen geistigen, seelischen und leiblichen Kräfte der Menschen. In den negativen Mitteln unterscheiden sich diese Künste. Alle vier bedürfen in der dramatischen Anordnung des Plans und in der Wahl der Personen und Mittel eine besonders klare Vorhersicht oder Prognose.

§ 609. Zeitlich sind die Momente der Kunstübung in folgender Ordnung. Voraus geht die wissenschaftliche und technische Vorbildung in den zur einzelnen Kunstausübung gehörigen Elementen; dann folgt bei den Empfänglichen im Momente der Erregung oder Begeisterung, d. i. im Akte der Erzeugung die bewußt unwillkürliche Anschauung des Ideals; endlich wieder mit Besonnenheit und Willkür die auf die theoretische und technische Vorbildung gegründete Ausführung. Je vollendeter die Ausführung, desto mehr ist der Stoff von der Idee durchdrungen, und läßt gleichsam durchsichtig dieselbe überall durch sich hindurchleuchten.

§ 610. Eine bestimmte Kunst ist höher als die Wissenschaft, die zu ihr führt. Aber es gibt verschiedene Wissenschaften, die höher sind als manche Künste. Die Lebenswissenschaft, die zur Weisheit

führt, ist höher als die meisten Künste. Die treue, objektive Darstellung wissenschaftlicher Anschauungen im wahren Systeme ist selber ein Kunstwerk. Die höchste Kunst aber ist das wahrhaft christliche Leben.

§ 611. Die Kirche vereint alle Künste im engeren und weiteren Sinne, und alle Künstler, namentlich alle Künstler des praktisch christlichen Lebens; sie ist zugleich der Künstler aller Künstler und das Kunstwerk aller Kunstwerke; nach und in ihr der Staat, wenn er ihr Abbild, sie schützend und tragend; sonst ist er nur Scheinbild. Alle einzelnen Künste sind nur Arabesken im und am großen Dome der Kirche, wie alle wahren Wissenschaften nur zu ihr führende Wege.

§ 612. Aus allem Gesagten ergibt sich, daß wahre Wissenschaft und Kunst nichts für sich, sondern lediglich in rechter Beziehung auf das verlorne oder wieder zu erobernde Paradies etwas sind, wenn auch mehrere der berühmtesten Geister das Gegentheil lehrten. Es ergibt sich daraus auch die Verkehrtheit und Thorheit der Vergötterung der Kunst und Wissenschaft als für sich selbst Werth habender Wesen. Die größte aber aller Thorheiten und Verblendungen ist es, zu wähnen und lehren, Wissenschaft und Kunst seien ihrer Natur nach im Widerstreit mit der Kirche, die doch berufen ist, in allen Beziehungen das verlorne Paradies herzustellen. — Außer der Arche Noahs wird Niemand gerettet; das vom Leibe getrennte Glied kann nicht leben, oder lebt nur das allgemeinste, niederste Leben; außer der Kirche[1]) weder Kunst noch Wissenschaft; nur Schein- und Zerrbilder Beider. Aber wie man in der Pathologie die zerstörende Entzündung in einzelnen Theilen „erhöhtes, emanzipirtes" Leben derselben, und die Mittel, welche die Entzündung hoben, „schwächende" nannte und noch nennt (s. oben): so nannte man auch die vom Ganzen separirten, und darum monstros angeschwollenen Wissenschaften und Künste „freies, erhöhtes Leben", und was sie bedrohte und hemmte, Rückschritt und Obskurantismus. — Allerdings waren, was man Kunst und Wissenschaft nannte, häufig, ja in einigen Epochen in der Mehrheit der Kirche entgegen. Aber es ist die monstroseste aller Ignoranzen, nicht zu wissen, daß, wie es Gutes und Böses und zwar in allen Regionen, es auch nothwendig eine gute und böse Wissenschaft und Kunst in allen Regionen gibt, und die böse nicht selten den mächtigeren Strom hat. — Doch wir beten und hoffen aus innerstem

1) Anm. der Schreib. Daß Gott allein das Urtheil zukomme, wer (bewußt oder unbewußt) in der unerläßlichen Verbindung mit der Kirche stehe oder gemäß letzter Willensentscheidung stehen werde, das — wir brauchen es kaum zu bemerken, — war R. sehr wohl bekannt.

Herzensgrund, daß diese separatistische Wissenschaft und Kunst zu einer, wie in jeder wahrhaften Heilung (s. Heilprozeß) um so innigeren Vereinigung führe, dann rufen wir:

„Felix culpa,“ nam felicior medicina.

Zum zwanzigsten Kapitel.

Zu 1843.

1. Ueber Emilie Linder.

Ueber Emilie Linder wird uns nachträglich folgende Stelle eines Briefes ihrer Hand an Ed. Steinle vom Dez. 1841 mitgetheilt:

„Ich weiß, daß Clemens' Tod für meine Führung eine Art Nothwendigkeit war ... Ich habe ihm viel zu danken, und werde es, so Gott will, noch jenseits thun. Daneben aber hatte er eine Seite, die meinem ganzen Wesen so schnurstracks entgegen war, daß er meist eine heftigere Opposition in mir erweckte, als wohl sonst je vorgekommen wäre. Clemens meinte es gut dabei — aber er kannte mich nicht.“

„Sie meinte,“ fügt die mittheilende Hand hinzu, „sein Treiben und Drängen, sein Machenwollen, seine leidenschaftliche Einseitigkeit u. s. w.“

War ihre Neigung von einer gewissen Scheu und Furcht begleitet und mochte sie vor dem Wortgewaltigen nicht immer selber das rechte Wort zu finden wissen, so bildete dies für ihre Selbständigkeit einen Grund mehr, in jener Gewissensfrage der Conversion sich zu stemmen. —

2. Ueber unterärztliches Personal.

Zur Notiz: Auf S. 200 und 245 haben wir auf eine Beilage z. J. 1843 verwiesen, in welcher Bruchstücke aus einem Referate R.'s

„Ueber die Möglichkeit, ein bloß **praktisches** untergeordnetes ärztliches Personal zu bilden,“ —

gebracht werden sollten. Noch während des Druckes erachten wir für geeigneter, dieselben in eine beim J. 1864 zu bringende Beilage mit einzuschmelzen.

Nur zwei Bruchstücke älterer Referate, welche dort nicht einzufügen waren, wollen wir hier einreihen:

a) Im J. 1833 schreibt Ringseis:

Ueber den Vorschlag,[1]) die Unterärzte an den Universitäten zu unterrichten.

Ich halte diesen Vorschlag für unzweckmäßig aus folgenden Gründen:

a) Die wenigsten Kandidaten würden die wissenschaftlichen Vorträge verstehen;

b) sie müßten in jedem Kollegium um mehr als die Hälfte mehr hören und sehen, als für ihren beschränkteren Wirkungskreis nöthig ist;

c) sie würden in längerer Zeit manches nicht sehen, was sie bedürfen;

d) bei Unterärzten muß der Unterricht fast bloß demonstrativ sein, während er bei Aerzten getheilt ist zwischen Demonstrativem und Raisonnirendem.

e) Die für Unterärzte unentbehrlichen Wiederholungen wären an Universitäten unmöglich.

f) Bei der großen Zahl Medizin Studirender würden sie in der Anatomie, in den Kliniken, im Operations-Kurs nicht bloß selber nicht genug Gelegenheit zum Sehen und Selbstüben haben, sondern auch die gegenwärtig für die große Zahl Mediziner schon zu beschränkte Gelegenheit diesen noch mehr beschränken.

Das von den Pharmazeuten und Polytechnikern hergeholte Beispiel ist nicht ganz analog. Die Pharmazeuten und Polytechniker haben zum Theil ganz eigene Professoren; sie brauchen nichts zu hören, was sie nicht künftig anwenden können; ihre Gegenstände: Botanik, Mineralogie, Zoologie, Physik und Chemie rc. sind für sie leichter verständlich, als für den Unterarzt ohne besondere Anpassung Physiologie, Pathologie rc.

Die Autopsie bezüglich auf die Gegenstände der Pharmazeuten und Polytechniker ist nicht so beschränkt, nicht so schwierig, nicht so kostspielig. —

Durch Verweisung an die Universität wäre der Unterricht der Unterärzte dem Zufall überlassen.

1) Des Ministerial-Referenten, also eines Laien.

In Oesterreich, Preußen, Rußland und anderen Staaten ist der Unterricht für's unterärztliche Personal gleichfalls getrennt.

b) Ueber die Benennung des unterärztlichen Personals:

Darüber wurde im ehemaligen Obermedizinal-Kollegium viel gesprochen und geschrieben.

Der Name „Landarzt" paßt nicht, weil dieses Personal sich auch in Städten befindet;

Der Name „Chirurg" entspricht nicht ganz, wenn es auch Medizin und Geburtshilfe ausübt.

Der in Oesterreich vorkommende Name „Medizinal-Chirurg" wäre der Sache angemessen, wenn er nicht etwa zu lang ist.

Die Benennung „Unterarzt" wäre vielleicht am angemessensten, weil sie einerseits die untergeordnete Stellung ausdrückt und im Worte „Arzt" der Chirurg und Geburts-Helfer nicht ausgeschlossen wird.

Zum einundzwanzigsten Kapitel.

Zu 1847.

Auszug aus dem „Halle'schen Volksblatt" für Stadt und Land zur Belehrung und Unterhaltung. Nr. 24. Mittwoch, 24. März.

Es ist bekannt, daß sich seit vorigem Herbst eine spanische Person in München aufhält und dort eine Rolle spielt . . . .; alle Zeitungen waren noch vor vier Wochen einig darüber, daß alle besseren Kreise Bayerns mit Trauer über diese . . . Vorgänge erfüllt seien, und die niederen Kreise drückten, wie man hörte, ihr . . . Urtheil in Schmähreden, auch wohl mit Fäusten laut genug aus. — In allen diesen uns nicht näher angehenden Sachen erlauben wir uns zunächst kein Urtheil, wir wollen nur die Thatsache zuerst fest aussprechen: daß allen Zeitungen zufolge in München ein (Aergerniß) vorlag. Mit einem Male hörte man, es habe sich darum gehandelt, besagter spanischer Person die Rechte nicht nur einer gebornen Bayerin, sondern zugleich eine Standes-Erhöhung, die Ernennung zur Gräfin zu ertheilen, — dies habe zum Widerspruch mehrerer hochgestellter Staats-Beamteter in einer Staatsrathssitzung und endlich dazu geführt, daß vier Minister ihre Entlassung erbeten, einer dieselbe auch wirklich, die anderen längeren Urlaub erhalten.

Es schien das Alles so einfach, daß die höchstgestellten Diener des Staates, die, welche dessen Regierung den Ständen gegenüber zu vertreten haben, daß diese in dem Augenblicke, wo ein von dem Publikum fest geglaubtes Aergerniß durch einen öffentlichen Regierungsakt gewissermaßen von Staatswegen legitimirt zu werden droht, ihre Stimme ernstlich, muthig, mit der Berufung auf die heilig zu schonende sittliche Empfindung der Nation erheben, und sich weigern, ihre Schultern mit dieser Verantwortung zu belasten — alles das schien so einfach, daß Niemand einen Zweifel daran hatte, daß ein Ehrenmann nicht anders handeln könne; auch fand man einen Augenblick wirklich das allgemeine Urtheil nur zu Gunsten der eben abtretenden Minister.

So standen die Urtheile, und das im Hamburger-Korrespondenten abgedruckte Memorandum der abtretenden Minister schien diese Urtheile nur bestätigen zu müssen; denn ohne einen Augenblick den treuen Gehorsam des Unterthanen zu verläugnen, stellt es mit dem Freimuth des Christen, die schwere Versündigung an den heiligsten, den sittlichen Gütern der Nation dar, wenn jener beabsichtigten Standeserhöhung Folge gegeben werde. Im Gegensatz des Gassenjungenmuthes, der sich in unserer Zeit so oft auch Fürsten gegenüber äußert und natürlich das Lob des Pöbels im Voraus für sich hat, konnte man sich in dieser Ministerialerklärung an einem würdigen Muthe, der sich auf christlichen und nationalen Grundlagen aufstellte, erfreuen und erbauen — und im ersten Augenblick sah man auch noch überall den erfreulichen sittlichen Eindruck — ein billigendes Einstimmen leuchtete beinahe von dem Gesichte jedes Lesers. Noch hörte man auf allen Seiten: wir freuen uns aus anderen Gründen, daß ein neues Personal und hoffentlich auch ein anderes System in der Regierung Bayerns eintritt, aber dies müssen wir den abtretenden Ministern lassen, sie haben sich als Ehrenmänner ausgesprochen.

Mit einem Male wie durch einen Zauberschlag ist das ganze Publikum wie auf den Kopf gestellt durch die Zeitungen — die sich nun ihrer früheren Klagen und Spottreden über die Vorgänge in München ganz und gar nicht mehr erinnern — die in dieser ganzen Angelegenheit nur eine Privatsache finden, die das Publikum nichts angeht — die anfangen, sogar an heilsame, tiefangelegte Absichten zu glauben, deren Verfolgung aber gar keinen Zweck gehabt habe, als die Entfernung dieses ultramontanen Ministerii Abel. Die Erklärung dieses Ministerii ist nun mit einem Male unehrerbietig, (als wenn es nicht Fälle gäbe, wo der Respekt vor Gott, dem höchsten Herrn, doch Vortritt verlangt?) und nicht bloß dies, sondern sie ist intrigant, denn

diese Ministerialerklärung sucht die Stimmung des Volkes übertreibend abzumalen. Während man doch nur Zeitungsblätter von vierzehn Tage früher zu lesen braucht, um bei denselben Autoritäten, die jetzt dieser Erklärung intrigante Absichten der Aengstigung durch übertriebene Schilderung unterschieben, weit stärkere Aeußerungen über denselben Gegenstand zu finden. Kurz! mit einem Male ist alles wie umgekehrt, und sogar der protestantischen Kirche wird zugemuthet, sich über das Dasein des spanischen Weibsbildes in München zu freuen, weil sie dadurch den Kampf gegen ein bedrückendes Ministerium los werde.

O Gott vom Himmel! der Du dies elende Treiben mit den Herzen und Sinnen Deines Volkes ansiehst, gib uns und unserer Kirche lieber drei Mal härtere Kämpfe gegen Bedrückung, mit Deiner Hilfe werden wir sie bestehen — aber halte von uns weit — weit — weit weg den gemeinen, den feilen, den elenden, den verächtlichen Sinn, der etwas sittlich Ehrenwerthes verläugnet, der sich nicht dazu bekennt, wenn er von dieser Verläugnung, von diesem Nichtbekenntniß Vortheil hofft, wäre es auch nur der Vortheil einer bequemen Entwicklung. Lieber gib uns allen möglichen Druck, alle mögliche Niederdrückung und Erniedrigung von Außen, als diese innere Erniedrigung, diese wahrhafte Herzensniedertracht, wie sie jetzt die meisten Zeitungen, die meisten Leiter (wie sie sich nennen) des Bewußtseins unserer Nation bewähren — vor allem hüte unsere Kirche, daß sie von der Pest dieser Gesinnung angesteckt werde!

Zugegeben selbst den Fall, daß die Veröffentlichung der Ministerialerklärung auch einige Ursachen der Eitelkeit oder andere Hintergedanken zu Grunde liegend gehabt hat, (denn jedes Ding hat mehr als eine Ursache,) so bleibt doch immer die Erklärung selbst als ein schönes sittliches Zeugniß unserer Zeit vor sich stehen — und wie wir auch in manchen schweren Punkten früher, auch in diesen Blättern, uns klagend über die bayrischen Zustände geäußert haben, und wie viel Glück und Segen wir auch dem neuen Ministerium zu seinem Regimente wünschen — die Art, wie die abtretenden Minister scheiden, verlangt unsere Achtung, und der Anlaß dieses Scheidens, mag die Ministerialänderung der protestantischen Kirche noch so große Vortheile bringen, bleibt ein höchst beklagenswerther. Die ganze Geschichte aber, und besonders die Betrachtung, wie sich unser Volk in seinem sittlichen Urtheil von einigen feilen, von anderen überklugen Zeitungen herumreißen und wie ein hungriger Hund mit einer Bratenschnitte durch gewisse herrschende Redensarten zu allem Möglichen bringen läßt — erfüllt unser Gesicht allen anderen Nationen gegenüber mit Schamröthe, und

die Aussicht erfüllt unser Herz mit Entsetzen, was aus einer Nation werden soll, wo ein so feiler, feiger, verworfener Sinn als Leiter des öffentlichen Bewußtseins Glück macht... Pfui! über die diplomatischen Bedientenseelen! über die noch elenderen Zeitungswirthe! Schaffe dir das Gesindel vom Leibe, du treues Volk der edlen Deutschen, wenn du noch irgendwo zu finden bist! Auf jeden Fall ist dieses Nasenführen sittlicher Ueberzeugungen ein verworfenerer Skandal als irgend ein einzelner Bestechungs- oder (sonstiger) Skandal es je sein kann. Wasch ihn von dir, wenn du noch Hände und Wasser hast — oder hast du sie nicht, so setze dich in die Aschenecke, und schäme dich, schäme dich, schäme dich furchtbar, daß du die Krone deines Lebens verloren, daß du das Zeichen des Hundes an der Stirne hast!

Zum zweiundzwanzigsten Kapitel.

Zu 1848.

1. Worte, welche König Ludwig I. seinem Verzicht auf die Krone beigefügt hat. (Sieh S. 286 f.)[1]

Bayern!

Eine neue Richtung hat begonnen, eine andere als die in der Verfassungs-Urkunde enthaltene, in welcher Ich nun im 23. Jahre geherrscht.

Ich lege die Krone nieder zu Gunsten Meines geliebten Sohnes, des Kronprinzen Maximilian.

Treu der Verfassung regierte Ich; dem Wohle des Volkes war Mein Leben geweiht; — als wenn Ich eines Freistaats Beamter gewesen, so gewissenhaft ging Ich mit dem Staatsgute, mit den Staatsgeldern um. Ich kann Jedem offen in die Augen sehen. — Und nun Meinen tiefgefühlten Dank Allen, die Mir anhingen.

Auch vom Throne herabgestiegen, schlägt glühend Mein Herz für Bayern, für Teutschland.

München, den 20. März 1848. Ludwig.

1) Obwohl diese Worte längst veröffentlicht sind, bestätigen sie allzusehr unsre Schilderung, als daß wir uns versagen könnten, sie beizulegen.

2. Ein Brief Fallmerayer's an einen Freund. (Sieh. Histor.-pol. Bl., 95. Bd., S. 129 f.)

Frankfurt a. M. 25. Mai 1848.

Φιλων κράτιστε!

Was zwischen meinem Letzten aus Jerusalem bis zum heutigen Tage und diesem Orte mitteninne liegt, lasse ich unberührt.

Der Zusammenhang und das Wesentliche der Begebenheiten, so weit sie meine Armuth und Unbedeutenheit betreffen, sind dir auf anderen Wegen in der Hauptsache bekannt geworden.

Die Wiederanstellung nach sechzehnjährigem Wanderleben habe ich im ersten Augenblick für eine Calamität gehalten und die Annahme der Sendung nach Frankfurt ist die sicherste Gelegenheit, den Nimbus zu zerstören, den die Gunst enthusiastischer Verehrer und das Andenken liberaler Velitationen zur Zeit der Finsterniß und der Unterdrückung um den Namen des „Fragmentisten" gezogen hat.

Das von der Reise mitgebrachte und im rauhen München verschlimmerte Kartarrh-Husten will auch hier nicht weichen und scheint einen chronischen Charakter anzunehmen.

Die Improvisation, wie du weißt, war nie meine glänzende Seite und das Wenige ist seit ungefähr einem Jahre adeo verschwunden, daß ich aus diesem Doppelgrund in den ersten Sektionsversammlungen gänzlich schwieg oder nur Weniges und Ungeordnetes zu sagen wußte.

Wie die Sachen bis heute stehen, werde ich hier eine schlechte oder eigentlich gar keine Rolle spielen und mit stark gemindertem Namen zurück nach München kommen.

Man erkennt in mir den gleichgültigen und unpraktischen Pessimisten und ich erhielt selbst bei der Wahl des Verfassungs-

Ausschusses in meiner — 33 Individuen starken Sektion nicht eine einzige Stimme.

Man hat mich in diesem wichtigen Komite vollständig ignorirt und beseitiget, was in München natürlich einen höchst peinlichen Eindruck machen muß.

Das Schlimmste ist, daß ich meine Unfähigkeit selber erkenne und gleich beim Eintritt der Wendung in den europäischen Dingen im November vorigen Jahres lebhaft fühlte, meine Wirksamkeit sei zu Ende und ich müsse wieder in das Dunkel zurücktreten, aus welchem mich Noth und Drang der Zeiten herausgehoben hatten.

Gemüth, Laune und Bestrebungen der früheren Zeitumstände sind in einem Grade verwandelt, zersetzt und gelähmt, daß ich vor der Lesung eines längeren Zeitungsartikels zurückschaudere und selbst den fruchtbarsten Gedanken länger festzuhalten, zu verfolgen und auseinander zu falten nicht die Kraft besitze.

Seit Ende Oktober vorigen Jahres habe ich keine einzige Arbeit zu Stande gebracht, ja nicht einmal das Bedürfniß alter Thätigkeit empfunden.

Solitudo et silentium haben allein noch Werth.

Mein Kapital an Geist und Gedanken ist aufgezehrt und ich erkläre mich selber bankerott. Vale.

Fallmerayer.

3. Aus verschiedenen Aufsätzen Ringseis' über die barmherzigen Schwestern. (Sieh S. 452 f.)

a) Französische Zeugnisse zu Gunsten der Schwestern.

Der als Arzt und Chemiker und dann als Minister berühmte und ebenso wenig als Percy des Ultramontanismus verdächtige

Chaptal sagt[1]) im Eingange des Napoleonischen Dekrets, wodurch sie wieder eingeführt wurden: „In Erwägung der Unmöglichkeit, die den Kranken nöthige Hülfe anders als durch den Enthusiasmus der christlichen Liebe und eines dem Krankendienst besonders gewidmeten Standes zu leisten; in Erwägung ferner, daß unter allen Spitälern des Reiches die mit der größten Sorgfalt, Einsicht und Oekonomie verwalteten diejenigen sind, welche die noch am Leben gebliebenen ehemaligen barmherzigen Schwestern wieder zum Dienste beriefen ꝛc.“ Percy selber äußert sich[2]): „Der christliche Philosoph Saint Paul machte der Menschheit das köstlichste Geschenk durch das Institut der barmherzigen Schwestern, die seit zweihundert Jahren die Kranken, Schwachen und Kinder in den katholischen Spitälern mit der rührendsten Ausdauer besorgen, überall die Zierde ihres Geschlechtes sind und Beispiele einer heldenmüthigen Frömmigkeit geben. Diese durch den Sturm der Revolution nach allen Seiten zerstreuten ehrwürdigen Dienerinen der Menschheit, die nur gezwungen und mit Thränen ihren Dienst verlassen hatten, kehrten mit Freuden zurück, als man sich von der Unbrauchbarkeit ihrer Stellvertreter überzeugt hatte, und es macht dem Minister Chaptal die größte Ehre ꝛc.“[3])

In der reformirten Stadt Neufchatel besorgen, von einem Reformirten eingeführt, barmherzige Schwestern seit Jahrzehnten zur größten Zufriedenheit den Dienst im Spital.

Die berühmte Schwester Martha in Besançon erhielt wegen der außerordentlichen von ihr und ihren Schwestern den kranken Soldaten im J. 1814 und 1815 geleisteten Dienste Orden von den Kaisern von Oesterreich und Rußland, vom Könige von Preußen und vielen Andern.[4])

Nach Rubichon in seinem Buche: Die Bedeutung und Wirksamkeit des Klerus in den modernen Staaten,[5]) minderten sich in den Pariser Spitälern die Kosten der Verpflegung um zwanzig vom Hundert, und die Dauer der Heilungszeit von zweiundvierzig Tagen auf fünfunddreißig.

---

1) Dict. des sciences médic. S. 500.

2) Ebenda, S. 498.

3) S. Erinnrgn. I. Bd. S. 244 f.

4) Im J. 1850 erwähnt R., in jüngster Zeit habe man die rührendsten Zeugnisse über das Wirken der Schwestern in Algier und Tunis gelesen. Seither vernahmen wir Aehnliches aus Nordamerika. Und was hat, um nur Eines zu erwähnen, das Kriegsjahr 1870—71 über sie zu verzeichnen gehabt!

5) Aus dem Franz., München 1830, S. 56.

b) Deutsche Zeugnisse, meist von Protestanten.

Doktor Gebike in seiner Schrift: „Anleitung zur Krankenwartung, Berlin 1846", schreibt die Mißbräuche, die man den barmherzigen Schwestern vorwirft, nicht auf Rechnung des Ordens, sondern der Aerzte und der fehlerhaften Administration der Anstalten.

Geheimer Rath Doktor Schmidt verbreitete sich in einem Vortrage im wissenschaftlichen Vereine zu Berlin mit großem Lobe über die thatsächlich erwiesene Vorzüglichkeit der barmherzigen Schwestern.

Prof. Sigmund in Wien, Protestant, schrieb: „Möge der so„genannte Zeitgeist, der in so mancher Hinsicht ein Irrwisch ist, gegen „die christliche Pflege aufbringen, was er will, gleich gute, geschweige „denn bessere kann es nicht geben; dies hat mich eine lange, vielseitige „Erfahrung gelehrt, und ich darf diese Ansicht um so ruhiger aus„sprechen als Ueberzeugung, nachdem ich im Anfange meiner spitalärzt„lichen Laufbahn einer andern Ansicht gewesen war. Ich habe das „Wirken der geistlichen Pflege in drei Welttheilen zu beobachten „Gelegenheit gehabt; nur Mangel an Kenntniß davon, oder absichtliche „Gegnerschaft kann deren Trefflichkeit in Abrede stellen. Jene Bedenken, „welche man aufbringt, sind meistens zu beseitigen und zwar leicht, „wenn nur der ernste Wille nicht fehlt."

Als Medizinalrath Dr. Ulrich von Koblenz, entschiedener Protestant, in einer Naturforscher-Versammlung den Vorschlag zur Einführung von Diakonissen machte, geschah es unter Berufung auf die trefflichen Dienste der barmherzigen Schwestern. In einem Bericht an die Regierung sagt derselbe:

„Die Schwestern haben die großen, von ihnen gehegten Erwartungen „auf's vollkommenste gerechtfertigt... Der aufmerksame Beschauer .... „war mit aufrichtiger Bewunderung erfüllt für den Geist, der sie zu so „edlen Werken tüchtig macht." —

In der Leipz. Liter. Ztg. 1832, Nr. 308, sagt ein protestantischer Arzt von dem durch barmherzige Schwestern besorgten Bürgerspital in Trier: „Ich habe das Haus der Ordensschwestern zu Trier ein- und „durchgesehen und mich persönlich von den Vorzügen überzeugt, die es „vor andern Anstalten der Art hat. Die Ordnung, Regelmäßigkeit „und liebevolle Pflege der im Hause befindlichen Armen und Kranken, „welche ich hier fand, habe ich in keiner Anstalt bei männlichen, bloß „durch ihre Verpflichtung zu solchen Diensten genommenen Angestellten

„wieder gefunden. Selbst die berühmtesten von mir eingesehenen An=
„stalten in Deutschland standen in dieser Beziehung der Anstalt in
„Trier bei weitem nach.“

J. L. Caspar (Charakteristik der französ. Medizin mit vglchdm. Hinblick auf die engl., Lpzg. 1822) sagt: „Nächst den Aerzten ist
„durchaus nichts von größerer Wichtigkeit im franz. Hospitalwesen,
„als das System der sog. Soeurs hospitalières. Wenn man gesehen
„hat, von welcher unbegreiflichen Wichtigkeit diese barmh. Schwestern
„in allen Hospitälern, Hospizien, Gefängnissen und Armenanstalten
„sind, indem sie Wartung und Pflege der Kranken in ihren kleinsten
„Einzelheiten besorgen, der Küche, der Wäsche, dem Keller, den Magazinen
„vorstehen; wenn man sah, mit welcher Sorgfalt sie die kleinsten
„Dienste bei den Kranken verrichten 2c., so wird man auf der einen
„Seite überzeugt von dem unersetzlichen Nutzen dieser Stiftungen, auf
„der andern Seite aber auch einsehen, daß es nur die Religion sein
„könne, die solche Vereine gründet und erhält.“ U. s. f.

Der geheime Rath Dr. F. X. v. Häberl, dem gewiß Niemand, der sein Buch[1]) gelesen, eine Vorliebe für geistliche Orden und das Mittelalter vorwerfen wird, sagt: „Die (weiblichen) Krankenwartungs=
„Institute erhielten sich in der allgemeinen Achtung so sehr und bewährten
„ihre Brauchbarkeit so genügend, daß sie nicht nur in mehreren
„Nosocomien, in welchen ursprünglich nur Hospitaliter eingeführt waren,
„mit der Zeit eine Commune=Anstellung fanden“ u. s. w.

Der Artikel über Hospitaliter und Hospitaliterinnen in der allg. Enzyklopädie von Ersch und Gruber schließt also: „Dieser nütz=
„lichste aller Mönchs= und Nonnenorden hat sich bis auf unsere Zeiten
„in seinen mannigfaltigen Verzweigungen erhalten und wird, wenn
„auch nach dem Geist der Zeiten vielfältig verändert, wohl ferner zum
„Segen der Armen bestehen.“[2])

c) Ein letztes Wort zu ihren Gunsten.

Zur Vereinfachung reihen wir gleich hier an, was Ringseis noch im J. 1850 schrieb, als in einem Nekrolog auf den kürzlich verstorbenen Geh.=Rath v. Walther neuerdings Klagen wider die Schwestern vorgebracht wurden. Den ersten Haupt=

---

1) Abhandlung über öffentliche Armen= und Krankenpflege, München, 1803. Die angef. Stelle S. 208.

2) Vgl. S. 415 f. was Ringseis in der Ständekammer aus Hecker zitirt.

fehler, der ihnen da zum Vorwurf gemacht war, daß die Schwestern gegen ihre Regel, gegen ihren *idealen* Berufsdrang auch anderes thun, nämlich nicht bloß beten, sondern auch „contre coeur“ kochen u. s. w., mußte R. zugeben, —

sie beten, sie kochen auch, ja wodurch noch weniger geschafft wird, sie essen und trinken sogar, gehen im Garten spazieren und schlafen. Die zarte Gewissenhaftigkeit des Nekrologen ist rührend! Wie gemein, wenn der Orden nebst den „Idealischen“ auch Prosaische, Köchinen und Hausursuln aufnimmt! Man sagt freilich auch von einigen Doktoren, daß sie nicht bloß ihre Kranken besuchen, was ihr idealischer Beruf ist, sondern auch allerhand andres verrichten! . . .

Der zweite Hauptfehler, daß die Schwestern die Oekonomie führen, und, weil sie selbst ohne Vermögen, natürlich auf Kosten der Kranken, ist mit dem ersten verbunden. Aber gegenüber der *Thatsache*, daß die Pflege *viel besser*, die Kosten *viel geringer* als vorher, was lag denn daran, ob Schwestern und Kranke von den Interessen eines eignen Kapitals oder eines Kapitals der Stadtgemeinde verköstigt wurden?

Auf die dritte Klage jedoch, als ob der Ordinirende nicht unbedingt Herr der Krankenpflege sei, konnte R., der schon so nachdrücklich das Gegentheil dargelegt hatte,[1] sich nicht enthalten zu fragen:

Gehört zur Alleindirektion der Krankenpflege etwa die unbedingte Disposition über die Krankenpfleger*innen*? Ist etwa auch hier der Knotenpunkt der (vom Nekrologschreiber) gemachten Beschuldigung, daß die *Priesterschaft* die Krankenwart beherrsche? Der Unterzeichnete würde sich nie eine unbefugte Einmischung der geistlichen Herren in *sein* streng *ärztliches* Gebiet gefallen lassen, sondern es entschieden zurück-

1) Nachdem Prof. *Stromeyer* (Protestant) im „Handbuch der Chirurgie“ (Freiburg i. B., Herder 1844, S. 134—135) erwähnt hat, im Münchener Spital sei gewiß das gänzliche Verschwundensein des Hospitalbrandes wesentlich der durch den Orden erhaltenen Reinlichkeit zu verdanken, fügt er hinzu: „Nie werde ich die freundliche Hülfe vergessen, welche mir dieser Orden bei allen meinen Unternehmungen in Münchens Krankenhause geleistet hat.“ —

weisen. Aber selbst wenn wir Aerzte ohne Vergleich mehr könnten als wirklich der Fall ist, wenn wir alle Krankheiten zu heilen im Stande wären, so wäre es doch die unerträglichste Anmaßung, im Krankenhause den Geistlichen gar keinen Einfluß gestatten zu wollen. Wie lange wird denn das bodenlose Hin- und Herreden über den Krankendienst der geistlichen und weltlichen Wärter noch dauern? Die Frage ist keineswegs, ob der Orden der barmherzigen Schwestern Mängel und Fehler hat oder nicht; jede menschliche Anstalt hat solche. Die ganz bestimmte Frage ist: gab oder gibt es irgendwo in der Welt eine große Krankenanstalt, in welcher nachweislich die Krankenpflege besser oder selbst nur annähernd so gut ist als in den von barmherzigen Schwestern und Brüdern gepflegten? Die Rede ist nicht von kleinen Spitälern, für diese findet man allenfalls die nöthige Zahl tüchtiger Wärter. Ich könnte darum, selbst wenn Geh.-Rath v. Walther wirklich gegen den Orden gestimmt hätte, was nicht der Fall war, ihn hierin nicht als Autorität anerkennen, weil er, ehe er nach München kam, nie Vorstand eines großen Spitals gewesen ist.

.... Wie kann man nach allen für die geistliche und gegen die weltliche Pflege angeführten schlagenden Zeugnissen von Katholiken, Reformirten, Juden und Muhamedanern immer noch fortfahren, die erbärmlichsten, kleinlichsten, lächerlichsten Beschuldigungen gegen diesen Orden aus Staub und Kehricht hervorzuwühlen? Wer bei dem gegenwärtigen Stand der Akten noch fortfährt, gegen die barmherzigen Schwestern Partei zu nehmen, der gibt sich hiemit das unwiderlegliche Zeugniß, daß er entweder über die Krankenpflege weder eigene noch historische Kenntnisse besitze, oder daß er aus blindem Hasse gegen Alles, was an Religion oder religiöse Orden erinnert, die Schwestern verfolge. —

d) Da R.'s Urtheile und Aussagen über die barmherzigen Schwestern an viele Stellen vertheilt sind, geben wir hier die wichtigsten dieser Stellen an: Bd. I. S. 244 f. — Bd. II. S. 188 f. — Bd. III. S. 84 f. — S. 126; 127 f. — S. 227. — S. 305 f. — S. 319 f. — S. 412. 414 f. 417. — S. 447 f. —

Zu 1848 oder 1849.

Bruchstück einer Adresse.

Unter Ringseis' Concepten finden wir nachstehendes Bruchstück, vermuthlich bestimmt, dem Verein für konstit. Monarchie und religiöse Freiheit unterbreitet zu werden, um mit Unterzeichnungen als Adresse an die betreffende Stelle zu gelangen.

Mit Befremden sahen die Unterzeichneten aus den letzten Verhandlungen der Reichsversammlung in Frankfurt, daß dieselbe sich für ermächtiget halte, über Gewerbs-Einrichtungen, Freizügigkeit und Ansässigmachung in's Einzelne eingehende und doch für alle einzelnen deutschen Staaten bindende Verfügungen zu erlassen.

Die gewerblichen Verhältnisse sind nach Verschiedenheit der geographischen Lage, des Ackerbaues, des Handels, der Gewohnheiten, der Gewerbe selber 2c. höchst verschieden in verschiedenen Ländern. In England, das uns Deutschen aus vielen Gründen mehr als Frankreich in dieser Beziehung zum Muster dienen könnte, sind bekanntlich die Gewerbe-Einrichtungen in verschiedenen Grafschaften verschieden; während die Gewerbe frei sind in den meisten, sind sie noch zünftig in Oxford.

Eine Gleichstellung aller deutschen Länder in dieser Beziehung wäre im höchsten Grade verderblich.

Die Einrichtung und Anordnung der gewerblichen Verhältnisse ist eine innere Angelegenheit aller einzelnen Länder. Wir zählten unter die Freiheiten, die man uns versprochen, anstatt der Allesregiererei von oben herunter, eine größere Selbstständigkeit wie der Familie, so der Gemeinden, der Körperschaften, und der Gewerbe. Eine Bevormundung von Seite der Reichsversammlung und der Centralgewalt bezüglich auf unsre gewerblichen Einrichtungen, hieße statt uns frei zu machen, uns nur einem größern, Allen gemeinsamen Druck unterwerfen und wir würden genöthigt, die durch falsche politische Maßregeln in andern Ländern bis in's Ungeheure angehäuften und verarmten Gewerbsleute bei uns aufzunehmen, zu ernähren und dadurch Elend und Armuth, die bei uns schon groß genug sind, noch viel mehr zu vergrößern.

Wie wir die Reichsversammlung in Frankfurt nicht für befugt halten, über innere Landes-Angelegenheiten, wie die Gewerbe sind, Be-

stimmungen zu verfügen, so erachten wir sie auch nicht für hinreichend und allseitig genug unterrichtet, um hierüber das Zweckmäßigste und Nöthigste zu erkennen, selbst nicht wenn sie mit dem in Frankfurt versammelten Gewerbs-Congreß sich in's Benehmen gesetzt hat. Denn in diesem Congreß sind nicht alle mit den Gewerben in nächste Beziehung kommenden Stände und Geschäfte repräsentirt.

— — — — — — — — — — — — — — —

Man wird uns freilich vorwerfen, wir verfechten Sonderinteressen. Allerdings. . . .

Wir wollen Einheit und Einigkeit, statt ihrer gibt man uns die Einerleiheit, das ist die Centralisation, die Diktatur. . . .

Zu 1850.

1. Gegen den Vorwurf der Unbarmherzigkeit.

Ein Gegner, welcher Ringseis nicht nur vollkommen ohne „Barmherzigkeit", (deren es nicht bedurfte,) sondern ohne Ehr' und Gewissen angefallen hat, (es ist der Nämliche, der auf S. 340 f., 348 f. und in Beilage 5 verhandelt wird,) — redete von dem „unbarmherzigen Aufsatze gegen Dr. E."; [1]) Ringseis sagte hierüber:

Das „Unbarmherzige" in diesem Aufsatz anbelangend, so bin ich, obwohl ein Freund des Fortschrittes, freilich nicht der Meinung der März-Errungenschäftler, die es für eine unveräußerliche Errungenschaft halten, daß jede Regierung sich demüthigst gefallen lassen, ja gar noch dafür danken müsse, wenn man wiederholt sie beschuldigt, unter allen möglichen Dummheiten in jedem Falle stets die größtmögliche begangen, ja zur Begehung durch „Prämien" aufgemuntert zu haben.

2. Ueber die Beschränkung der Freiheit der ärztlichen Praxis.[2])

An die zur Reform des Medizinalwesens zusammenberufene Kommission gelangte eine gegen die Beschränkung der

1) Sieh S. 324 — 329.

2) Aus dem Aufsatze Ringseis' in Nr. 13 des Med. Corresp.-Bl. bayer. Aerzte. (Sieh S. 332.)

Freiheit ärztlicher Praxis gerichtete Eingabe mit der Aufschrift: „Worte eines Gläubigen".

Das Ding strotzt, schwillt und quillt über von gewaltigen Worten und Phrasen, als da sind: „Monopolisten, Privilegirte, Geldaristokraten; Egoismus, Nepotismus, bureaukratische Herrschaft, geistbeschränktes Philisterthum, dummgläubig jesuitischer Pessimismus, blindgläubig jesuitische Selbstsucht; erbärmlich leidende Menschheit, in Koth gezogenes Vertrauen des Volkes, jämmerliche Vernachlässigung der Gesundheitspflege, Fesselung der (frei sein sollenden) Kunst und Wissenschaft." „Vernunftrecht im Gegensatze des historischen Rechtes," „oktroyirte Verfassung," „große soziale Fragen," „religiöse Vorurtheile;" „Wanken des medizinischen Thrones, (resp. Schlaffessels);" „Nothwendigkeit radikaler, nicht bloß die Gegenwart, sondern die Zukunft, und nicht bloß die nahe, sondern die entfernte umfassender Reformen."

Aus der gegebenen gewissenhaften Aehrenlese der vorzüglichsten Kraftausdrücke der erwähnten, vier eng und klein gedruckte Folioseiten enthaltenden Eingabe erkennt wohl der zeitkundige Leser die Meinung des „Gläubigen" im Ganzen; einen Gedanken oder irgend einen thatsächlichen Nachweis konnte ich beim besten Willen in dem langen Gerede nicht finden....

Weiter unten, nachdem Ringseis die Kategorien genannt hat, welche in jeder Praxisbeschränkung eine unwürdige Fesselung der Kunst und Wissenschaft, und Beeinträchtigung ihres Erwerbes erblickten — (es waren dies vorzüglich junge erst promovirte, noch nicht zur Praxis befugte Doktoren und einige zwar mit ärztlichen Distrikten versehene, aber nicht damit zufriedene) — sagt er:

Glaubt man im Ernste, daß durch die Verfügung im J. 1835, nach welcher die Medizinerzahl von 385 auf jährlich 74 herabsank, die wahrhaft Berufenen sich vom Studium der Medizin zurückhalten ließen? Schwerlich. Zurückgehalten wurden also bloß jene, welche das Studium der Medizin bloß des Erwerbes wegen ergriffen haben würden. Ist es so großer Schade um diese? Schwerlich. Und verlieren denn die durch erwähnte Beschränkungsmaßregel zeitlich an einen unbeliebigen Bezirk Gebannten im Ganzen und für immer?

Werden nicht Regierung und Ministerium begründete Versetzungsgesuche berücksichtigen? Und wird es dem Versetzten nicht wohl thun, wenn er, wie im verlassenen, so im neuen Bezirke nicht ein Halbdutzend Kollegen vorfindet, die Praxis und Erwerb mit ihm theilen? Diejenigen unsrer Kollegen, die bloß aus Begeisterung für die ärztliche Kunst und Wissenschaft und aus dem edlen Drange, die Leiden der Menschheit zu mindern, der Fahne Aesculaps folgten, sie werden ohnehin keinen Anstand nehmen, in jedem Bezirke, der ihnen offen steht, ihre Praxis zu üben, ja sie werden den ärmsten Bezirken den Vorzug geben, da gerade diese ihrer edlen Leidenschaft die meiste Befriedigung gewähren.

Und ist es wahrscheinlich, daß Kunst und Wissenschaft und die leidende Menschheit wesentlichen Schaden davon haben, wenn der jüngst Promovirte genöthiget ist, noch 2 bis 3 Jahre in Krankenhäusern oder bei praktischen Aerzten Praxis zu lernen, und dadurch gehindert wird, sogleich nach seiner Promotion zu heirathen? Wird der nach 2 bis 3jährigem Warten mit einem Distrikt begabte junge Arzt für sein Warten nicht hinreichend entschädigt, wenn er nun seine Praxis nicht mit drei, vier anderen zu theilen gezwungen ist?

Inwiefern Ringseis als der wirksamste Gegner jener ersehnten Freiheit beschuldiget wurde und das, wie er selber bekennt, mit Recht, fand er nöthig, um die Hindeutung auf selbstsüchtige Zwecke in's richtige Licht zu setzen, auch Einiges zu besprechen, was sich auf seine persönlichen Verhältnisse bezog.

Wäre es ein großes Vergehen gewesen, wenn der Unterzeichnete, während er durch Aufrechthaltung der Maßregel vom 6. Juli 1835 das Wohl des ärztlichen Standes im Ganzen im Auge behielt, wenn er dadurch zufällig und gelegentlich zugleich das eigne oder das seiner Angehörigen gefördert hätte, die eigene Praxis, die Praxis eines Sohnes, Schwiegersohnes oder eines Nepoten? Schwerlich.

Aber der Unterzeichnete hat schon vor 1835 mit Ausnahme der Spitalpraxis sich jeder anderen Praxis begeben; auch hat er weder Sohn, noch Schwiegersohn, noch einen Nepoten. . . .[1])

---

1) Ein Neffe von Ringseis stund damals erst im Beginne des Universitäts-Studiums; im J. 1835 aber war er noch nicht bei der ABC-Schülerschaft angelangt.

.... Man braucht kein großer Mathematiker zu sein, um zu berechnen, wie viele Tausende dem Unterzeichneten, der zwei Kollegien hält, (durch obenerwähnte Abnahme der Studierenden) in 15 Jahren an Kollegien=, Prüfungs=, Promotions= und fünfmaligen Dekanats=geldern entgangen. Für diesen Entgang gewann er als Referent im Ministerium die Arbeit der Erledigung einer ungeheuren Menge von Gesuchen um ärztliche Distrikte. Statt Gewinn also überall positiver Schade, **lucrum cessans** und **damnum emergens**! Aber was dem Unterzeichneten das bei weitem Empfindlichste, ja fast Unerträgliche war und nahe das Leben ihn kostete, das war der Entgang des Lobes in den preiswürdigen Blättern des Fortschritts, und statt dessen der bitterste Tadel derselben.

Was konnte denn aber in aller Welt den Unterzeichneten bewegen, bei so großem Gewinn von der Freigebung und so enormem Verlust von der Beschränkung der Praxis diese dennoch mit dem starresten Eigensinn aufrecht zu halten? Offenbar konnte das auch nur die Folge einer fixen Idee sein. Der Unterzeichnete hat eben auch die Hals= und Nackenstarrigkeit seines Milchbruders Michel für seine Idee von der Freiheit, von der weder Furcht noch Hoffnung noch selbst Schläge (in den Blättern) ihn zu heilen im Stand sind.[1]) Notorisch ein begeisterter Freund der Freiheit, der Selbstständigkeit und Unabhängigkeit, ist der Unterzeichnete der Meinung, Naturforscher und Aerzte sollten unter allen Klassen der Gesellschaft am allerwenigsten das Unmögliche, d. i. eine unter allen Verhältnissen unbedingte Freiheit begehren, da sie beständig zu sehen Gelegenheit haben, daß die größte Leichtigkeit und Stärke jedes organischen Vorganges, und namentlich der willkürlichen Bewegung durch die gegenseitige Beschränkung antagonistischer Nerven und Muskeln bedingt sei.[2]) Und liegt nicht eine andere Analogie nahe? Weiß ja selbst jeder Laie, daß man vielen Kranken die dem Gesunden ersprießliche ja nothwendige freie Bewegung

1) Vgl. S. 328.

2) In ähnlichem Sinn sagt Ringseis anderwärts, gerechten Zweifel in ihre tiefe Einsicht erregten Aerzte, die gegen „orthodoxen Konservatismus" polemisirten. Seien ja doch in keiner andren Lehre die größten Aerzte aller Zeiten so einig als darin, daß, wie alles gesunde organische Leben, Wachsen und Fortschreiten, so auch alle Heilungen von „Konservation" der noch rechtmäßig thätigen (d. i. legitimen „orthodoxen") Lebenskräfte (reliquiae sanitatis) ausgehen und ohne dieselbe unmöglich seien.

verbieten müsse, um sie zu heilen. Ist der ärztliche Stand gegenwärtig nicht krank in seinem sozialen Verhältniß, nicht krank in Folge einer früher zu unbedingten Freiheit seiner Bewegung? Und die also entstandene soziale Krankheit wollte man heilen durch Gewährung noch größerer Freiheit? Ja, wenn der Kranke wieder gesund, kann und wird man ihm freiere Bewegung gestatten.

Hiemit gab ich Rechenschaft über die Natur und Beschaffenheit meiner „monopolistischen, nepotistischen, geldaristokratischen, egoistischen und jesuitischen 2c." fixen Ideen. Ob ich, wie Landsmann Michel, damit auch gegen eine bombenfeste Mauer anrenne, überlasse ich dem Urtheil meiner lieben Kollegen.

München, 22. Febr. 1850. Ringseis.

3. Aus dem S. 332 erwähnten Aufsatze vom 28. April: In Sachen der ärztlichen Korporation.

(Da R. beantragte, daß der praktische Arzt in seinem Distrikt zugleich Armen-, Polizei-, Impf- und in leichteren Fällen Gerichtsarzt und in diesen Eigenschaften Gemeinde-Distrikts-Beamter mit einer Remuneration von wenigstens 200 Gulden durch die Gemeinden sein solle, gab er hierfür verschiedene Gründe, wovon wir nur Folgendes ausheben:)

Wie den Gemeinden überhaupt ein Theil der Polizei und der Verwaltung insbesondere des Armenwesens zurückgegeben wurde, so ist es nur folgerichtig, den Distriktsärzten, die künftig Distriktsbeamte sein sollen, die ärztliche Behandlung der Armen, die ärztliche Distriktspolizei und die Impfung zu übergeben. . . . Die von der Uebertragung dieser Geschäfte an die Distrikts-Aerzte gefürchteten Nachtheile werden durch die Vortheile weit überboten.

Eine Remuneration von 200 Gulden durch die Gemeinden ist billig. Die Gemeinden bezahlten schon den Landärzten jährlich 60 Gulden. Die promovirten praktischen Aerzte haben aber eine gründlichere medizinische Bildung als die ehemaligen Landärzte, durch das Ablösungs-Gesetz ward den Besitzenden und zwar den Land-Besitzern ein Kapitalwerth von 100 Millionen förmlich zum Geschenk gegeben. Eine Menge Armenstiftungen verloren dadurch von ihren Einnahmen 20 Prozent. Würde

nicht durch eine neue Gemeinde-Verfassung und Armengesetzgebung ein Theil dieser vielen Millionen zum Besten der Besitzlosen verwendet, so träfe mit Recht hundertjähriger Fluch diejenigen, deren Pflicht es war, dies zu thun und die es versäumten. Nun hat aber der Stand der praktischen Aerzte auf Unterstützung Anspruch in zweifacher Hinsicht: 1. weil ein großer Theil der praktischen Aerzte selber besitzlos, und 2. weil die praktischen Aerzte die Bedürftigsten unter den Besitzlosen, das ist, die kranken und wegen Krankheit erwerbsunfähigen Armen besorgen.

Als Quellen für die zu errichtende ärztliche Wittwen- und Waisenkasse schlug R. vor:

a) Die durch Aufhebung der landärztlichen, chirurgischen und Baderschulen seit 1843 jährlich ersparten 23,000, in sieben Jahren 161,000 Gulden.

b) Die nämliche Ersparungssumme noch für die nächstfolgenden 10 Jahre.

c) Die von dem Jahrgehalt eines jeden künftig anzustellenden Physikus in diese Kasse wenigstens die nächsten 15 bis 20 Jahre hindurch jährlich zu entrichtenden Beiträge von 200 Gulden.

d) Die jährlichen Beiträge aller praktischen Aerzte von 20 Gulden vom Jahr 1850 bis 56 und von 40 Gulden jedes der darauffolgenden Jahre.

Aus dieser Kasse erhält jede Wittwe eines Arztes jährlich 180 bis 200 Gulden, jede Waise das Drittel eines Wittwengehaltes.

Gründe:

Wenn gleich die Sorge für ihre Armen zunächst Sache der Gemeinden, so ist doch die Armenangelegenheit in unserer Zeit so wichtig geworden, daß nicht bloß aus humanistischen, sondern auch aus politischen Gründen keine Regierung umhin kann, mit dem größten Ernste für Regelung derselben zu sorgen. Es ist bekannt, wie tiefeingreifend im guten und bösen Sinn in den jüngsten Zeiten und in verschiedenen Ländern viele Aerzte gewirkt haben. Wirkten auch in Manchen politischer Fanatismus, religiöse und moralische Verkommenheit und Anderes, so waren doch bei nicht Wenigen drückende Armuth, eine an Mißhandlung grenzende Mißachtung des Standes und die dadurch erzeugte Erbitterung die mächtigen Hebel. Die Aerzte erwuchsen durch Vermehrung ihrer Zahl auf das vierfache und durch Aufhebung aller untergeordneten

ärztlichen Kategorien zu einem in vielfacher Beziehung sehr wichtigen Stand. Aber sind gleich ihre Studien die langwierigsten und kostspieligsten, ihre Praxis die allerbeschwerlichste und ihr Leben und ihre Erwerbsfähigkeit mehr als in jedem anderen Stande gefährdet, so ist doch ihr Loos im Vergleiche nicht nur mit den Juristen und Geistlichen, sondern auch mit allen Gewerbtreibenden am wenigsten gesichert und ihre bürgerliche Stellung weder den gebrachten Opfern, noch der Wichtigkeit ihres Geschäftes entsprechend. Kaum der vierte Theil der Aerzte genießt einen Gehalt vom Staat oder von den Gemeinden und diese Gehalte sind sehr gering im Vergleiche mit dem Gehalte der anderen Staats- oder Gemeindebeamten.

Früher hielt der Staat sich verpflichtet, zum Zwecke der ärztlichen Behandlung der Kranken auf dem Lande, besonders der Armen, Anstalten zum Unterricht von Landärzten, Chirurgen und chirurgischen Badern mit einem jährlichen Aufwande von 23,000 Gulden zu gründen. Ermöglicht wurde die Aufhebung dieser Anstalten lediglich durch die erwähnte Vermehrung der praktischen Aerzte. Ist es nun nicht eine Handlung sowohl der Billigkeit als der Politik von Seiten der Regierung wie der Stände, die seit 1843 bereits ersparten und die nächsten zehn Jahre zu ersparenden Summen zur Verbesserung des Looses des ärztlichen Standes und hiemit zugleich der Kranken auf dem Lande, insbesondere der Armen zu verwenden? . . . Wie ein Anlehen von 10 Millionen Gulden zur Vermehrung des Militär-Standes, ebenso ist ein Anlehen von 161,000 Gulden zum Besten des ärztlichen Standes aus politischen Gründen gerechtfertigt.

Die Beilage über die barmherzigen Schwestern, auf die wir S. 322 in Anmerkung verweisen, haben wir bereits der Beilage 3 zum J. 1848 einverleibt, (s. S. 450 f.)

4. Aus Ringseis' Aufsatz über Dr. H.'s „Prinzip der Medizinal-Reform". (Sieh S. 336 f.)

Vor einigen Tagen erhielt ich, vermuthlich vom Hrn. Vf. selbst mir zugesandt, die kleine aber prinzipienvolle Schrift — „Das Prinzip der Medizinal-Reform von H... 1850, Preis 3½ Ngr."

Meine Dankbarkeit dafür bezeige ich durch folgenden faßlichen Auszug und beigefügte kritische Beleuchtung derselben.

Im höchsten Grad ist zu beklagen, daß des Hrn. Vf.'s Reformprinzipien nicht vor den beiden ärztlichen Kongressen der Welt mitgetheilt wurden. Daß „Nichts, wieder Nichts und abermals Nichts" das Resultat der Kongresse war, ist und sein wird, das hat der Vf. schlagend erwiesen, aber weil er seine Schrift nicht längst vor dem 1. April des Js. mitgetheilt hat, durch diese Verspätung selbst mitverschuldet.

Augenscheinlich und an 20 Stellen zeigt der Vf., daß man in beiden ärztlichen Kongressen „alles und jedes Prinzip" blindlings verläugnete und hartnäckig verschmähte. Die Kongresse begannen mit dem ärztlichen Personale, seinem Unterricht und seiner Prüfung. Welche ungeheuere Verkehrtheit! ... Ehe die Kongresse vom ärztlichen Personale redeten, wäre der zu jeder Medizinalreform unumgänzlich nothwendige gründliche Beweis zu führen gewesen:

1. Daß es allenthalben (oder wenigstens in Bayern) Krankheiten in Wahrheit und Wirklichkeit gebe, und daß
2. diese bayerischen Krankheiten nicht selten heilbar, daß es also
3. eine Heilkunst gebe,
4. daß es in Bayern nothwendig sei, die Krankheiten durch Aerzte zu heilen oder doch Heilungs-Versuche zu machen,
5. daß, wenn diese nur durch Aerzte heilbaren Krankheiten innere und äußere, allgemeine und örtliche, an Gebärenden und Neugebornen, an Augen, Ohren, Zähnen, und nicht bloß an Menschen, sondern auch am lieben Vieh vorkommende oder auf Polizei und Justiz bezügliche sind,[1]) dadurch mehrere Spezialitäten von Aerzten nothwendig werden,
6. daß genau genommen nicht die Krankheiten und Kranken wegen der Heilkunst und der Aerzte, sondern diese wegen jenen vorhanden sind.

Erst wenn dies Alles in den strengsten syllogistischen Formen erwiesen ist, mag man daran denken, ein dergleichen spezialistisches ärztliches Personal heranzubilden, nur das herangebildete zu prüfen, nur das in der Prüfung bestandene anzustellen und erst dann zu bezahlen. Bei Leibe beginne man nicht „von hinten", d. i. vor der Heranbildung mit der Prüfung und Promotion oder gar mit den Studienkosten. Es hat dies zwar keiner der beiden Kongresse gethan, aber nach den vielen Dummheiten, die sie begingen, wäre von denen, die sich der Leitung der Kongresse bemächtigt, ohne des Vf.'s wiederholte Warnung zu fürchten gewesen, daß es künftig dennoch geschehe. Denn

1) Hier wie an vielen folgenden Stellen zitirt R. die Seitenzahl, wo der betreffende erleuchtete Ausspruch, wenn auch nicht ganz in R.'s Fassung, zu finden ist.

in unbegreiflicher Verblendung die angeführten sechs fundamentalen Wahrheiten, als wären sie etwas von selbst sich verstehendes, gar keines Beweises Bedürftiges, umgehend und von unseligem Kastengeist und Egoismus besessen, begannen die beiden Kongreßbeschlüsse zwar nicht mit der Promotion und Prüfung, aber doch mit der Bildung und dem Unterrichte des ärztlichen Personales. Auch meinten diese Kongresse, die Aerzte müßten (zwar nicht leben bloß um zu essen, aber doch) essen um leben und Kranke besorgen zu können. Welcher Eigennutz und welche Verkehrtheit! Der uneigennützige Vf. wird für seine Kollegen roth vor Scham ...! Jedenfalls hat ein Arzt kein Recht, einen Bissen zu essen, ehe schlußgerecht erwiesen ist, daß es Krankheiten gebe u. s. w.

Durch die gewissenhafte und geistreiche Aufzählung der Titel und des Paragraphen-Inhaltes der Kongreßbeschlüsse von S. 2—14 überzeugt der Vf. jeden Leser, daß von den Kongressen die obengerügten Unterlassungs-Sünden wirklich und in Wahrheit begangen worden.

Wir brauchen nicht mit Ringseis dem Vf. zu folgen in all dessen „Ruminationen“, darin die zweite Hälfte der zweiten Zeile wiederkäut was „die erste Hälfte der ersten Zeile vorgekaut hat“, und worin er, der Vf., den Kongreßdeputirten, die man offenbar nur wie unverständige Kinder behandeln könne, die Prinzipien seines reformatorischen Systems breiweich zwischen die Zähe streicht, damit sie ja nicht vergessen, (gutta cavat lapidem non vi sed saepe cadendo,) das Heilen sei nicht bloß Aufgabe des Arztes, sondern auch Aufgabe der Heilkunst, und zwar nicht das Heilen der Gesunden oder gar Todten, sondern, wie zur Verhütung jeden Mißverständnisses hinzugefügt wird: „geheilt soll nur werden, was krank ist.“ Das tuto, cito, jucunde wird vom Vf. bereichert mit der allerdings nicht zu verwerfenden Aufgabe, „so wohlfeil als möglich zu heilen.“ R. fährt fort:

Wenn ihr aber reformiren wollt, müßt ihr vor Allem wissen, was Krankheit ist. Ihr meintet bisher mit dem göttlichen Plato und mit den Ultramontanen, Ideen seien in Gott die Urbilder des Wahren, Guten und Schönen. Umgekehrt! Ideen sind (ganz richtig nach Feuerbach, dessen Herrgott = der Satan) in der Krankheit, dem Bösen, der Sünde.

Bewundert Ringseis sodann eine gedrängte Repetition Hrn. H.'s aus der Pathologie, einen in rückläufiger Bewegung geschehenden kernhaften Auszug aus der physiologischen Anatomie und der Entwicklungsgeschichte, Alles mit den wünschenswerthen „Ruminationen" sammt Entdeckung, daß Lungen, Herz und große Gefäße in der Brusthöhle, — Magen, Gedärme, Leber rc. innerhalb des Bauchfelles liegen, — so staunt er endlich über einen raschen kühnen Sprung mitten in die Therapie hinein und ihre verschiedenen Methoden:

„Man sieht auf den ersten Blick," sagt Hr. H., (ganz gewiß, wenn man den scharfen Durch- und Weitblick des Vf.'s hat, fügt Ringseis hinzu,) „daß die Krankheiten des vegetativen Systems mehr durch „chemische, die Krankheiten der Nerven durch dynamische Mittel rc. be„handelt werden sollen.".

— — — — — — — — — — — — — — — —

Zu dem oben syllogistisch erhobenen Halbprinzip: „Nothwendigkeit der Heilung" für die Menschheit kommt (bei Hrn. H.) noch ein anderes Halbprinzip: „Nothwendigkeit der Theilung der ärztlichen Arbeit. Beide zusammen machen das ganze vollblütige Reformationsprinzip. Dazu völlige Freiheit der Praxis."

Die Theilung der ärztlichen Arbeit, meinte man bisher, wäre etwas ganz naturgemäß von selbst sich machendes, und die geforderte Allwisserei und Allesthuerei etwas, weil gar nicht durchführbar, auch gar nicht so wörtlich gemeintes. Herr H. aber verstand diese Forderung ganz wörtlich; er meinte, als bayrischer Arzt müsse er alles mögliche treiben, alle Krankheiten kuriren, alles Operirbare operiren, alle Staare und Steine extrahiren, alle Brüche und Knochen reponiren, Trommelfell und Iris perforiren, Kopf (und einen Theil, welchen der Vf. in der übrigens sorgfältigen **Enumeratio partium** zu nennen aus Zartgefühl vermeidet) trepaniren und purifiziren. Dem Vf. (nicht mir, sondern Herrn H.) ist es darum begegnet, daß er, nachdem er sich an einer großen Hernie „abgearbeitet", nun eine künstliche Pupille machen mußte! Der arme Mann! Warum hat er die Operation der künstlichen Pupille denn nicht verschoben? Wenn das Reformprinzip durchgeht, wird in Zukunft so etwas nicht mehr geschehen.

Dem Besitzer dieses alleinseligmachenden Prinzipes lösen sich alle bisherigen Zweifel, Klagen, Mängel, Schwierigkeiten, Noth, Kummer und

noch selbst in die bayerische Kammer deputirt und insbesondere im konkreten Falle nicht zum

Medizinalreformenberathungskongreßpräsidenten

mit lebenslänglichem Titel als solcher erwählt wurde. Mit welchem Vergnügen hätte ich ihm meine Stelle abgetreten! Er wäre dann Alles in Allem, das verkörperte Reformprinzip, d. i. die Korporation selbst.

Ehe ich zu meiner Schlußrede übergehe, noch einige Bemerkungen und Fragen: der berühmte Experimentator über organische Physik erzeigte mir die Ehre, S. 9 und 10 seines Reformationswerkes, meiner ausdrücklich in folgender Weise zu gedenken:

„Ein Obermedizinalrath, von jeher dem Ultramontanismus ergeben „und ein in mittelalterlichen Ideen halb verwirrt träumender Kantons-„arzt durch Privateinfluß [1]) bemächtigten sich der Leitung der An-„gelegenheit und haben ihr eine solche einseitige Richtung beigebracht, „daß sie sich schwer davon erholen wird, wenn sie nicht ganz daran „zu Grunde geht.

„Von vorne herein zu sagen, daß die Entfernung des Ober-„medizinalrathes v. Ringseis von dem Posten eines Ministerialreferenten „in Medizinal-Angelegenheiten die erste Bedingung für eine Medizinal-„Reform in Bayern sei, dieses zu erklären, was viele bayerische Aerzte so „sehnlich wünschen, konnten die tagenden Herren aus Dienstesverhält-„nissen und andern Rücksichten nicht wagen und hat es auch keiner gewagt.

„Die Verehrer des Hrn. v. Ringseis erinnert man an das von „ihm 1841 herausgegebene System der Medizin und die dagegen er-„schienenen Artikel: (Folgt Aufzählung der, S. 207 — 209, dann „S. 217 charakterisirten Schmähschriften.) Die Herren werden sich wohl „hüten, diese schlummernden Rachegeister aus ihrer Ruhe wieder herauf-„zubeschwören.“ —

Nun möchten meine protestantischen, reformirten und jüdischen Freunde, sowie ich selbst gern wissen: 1. was Sie, Herr H., unter Ultramontanen sich denken, welcher der vielen Definitionen darüber Sie beistimmen,[2]) 2. in welcher meiner ultramontanen Eigenschaften, und 3. wie ich dadurch das medizinische Reformwerk gehindert habe

1) Anm. der Schreib.: Dr. Heine.

2) Anm. von Ringseis. Seit Jahrzehnten nennt man bekanntlich Ultramontanen jeden Katholiken, der, so tolerant er auch praktisch gegen jede andere Konfession sein möge, nicht feig, farblos und verwaschen genug ist, seinen Katholizismus in Wort und That zu verläugnen, und aufgeklärte tolerante Katholiken nennt man jene, die außer dem Taufscheine durch nichts anderes ihren Katholizismus bezeichnen.

und hindere, und insbesondere, 4. welchem Elemente Ihres Reform-prinzips, ob „der Nothwendigkeit der Medizin für die Menschheit“, oder „der Theilung der ärztlichen Arbeit“ ich dadurch hindernd entgegen getreten. Die Opposition gegen die Freiheit der ärztlichen Praxis ist kein ausschließliches Kennzeichen des Ultramontanen; denn die zwanzig Mitglieder des ersten ärztlichen Kongresses[1]) sind bekanntlich nicht lauter Ultramontane, ja einige Ultramontanen schwärmen für Freiheit der ärztlichen Praxis.

Daß Ihnen mein Buch nicht zugesagt hat, finde ich begreiflich. Sie, Herr Kollega! sind ein Anhänger der Philosophie Feuerbach's. Wie nun dem an den höchsten Graden der Hydrophobie (Wasserscheu) Leidenden schon der Name des Wassers und aller wie Wasser glänzenden Gegenstände die heftigsten Krämpfe verursacht: so dem Theophoben dieser Schule schon der bloße Name Gottes und aller im entferntesten auf Gott bezüglichen Dinge; in diesen Zuständen pflegen Theophoben wie Hydrophoben bekanntlich Alle, die sie erreichen können, zu beißen und wenn dies nicht möglich, ihnen ihren Geifer mitten in's Angesicht zu spucken. Nun beging ich leider den Fehler, in meinem Buch, (einem medizinischen) von einem persönlichen Gott, ja von ihm Gutes zu reden. —

Herr Kollega H.! Wollen wir uns nicht mit einander vertragen? Dulden Sie meinen Ultramontanismus, ich will Ihre Theophobie und, was fast noch schwerer ist, denn dazu gehört mehr als ein gewöhnlicher Straußenmagen, ich will nebst Ihrer Theophobie auch Ihren Erz- und Ultra-Pedantismus ertragen.

Ringseis' Antwort bezüglich der schlummernden Rachegeister, sowie den Schluß des Aufsatzes sieh auf S. 336 f.

5. Aus dem Aufsatze: „Merkwürdiger Krankheitszustand und prognostischer Sektionsfund an einem noch lebenden Kollegen.“ (S. S. 340 f., aber auch 348 f.)

„Noli me tangere.“[2])

Im Eingang erzählt Ringseis über Hrn. v. J., den „unglücklichen Gegenstand der vorliegenden Krankengeschichte“, einen

[1]) Die abstimmenden Deputirten der Kreise, meint Ringseis.

[2]) Ringseis sagte über obige Nothwehr gegen einen verläumderischen Pasquillanten: „Diese Erwiderung wurde von Vielen ein Pasquill genannt. In jener Zeit war es ein Verdienst, jeden sog. „Ultramontanen“

„Sechziger höchst giftig galliger Konstitution", derselbe sei als Student auf der Universität Landshut notorisch der ärgste Kreischer, Krakeeler und Stänker gewesen.

Seit den glorreichen März-Errungenschaften fühlt er, wie sein vieles Gerede und Geschreibe bezeugen, in allen Fingerspitzen, daß er wie kein Anderer zum Medizinalwesens-Reformer geboren. Seine Verdienste wird die dankbarere Nachwelt erkennen; in der undankbaren Gegenwart sind seine Kollegen ihm keineswegs, wie es billig war, zu Willen gewesen. . . . Freilich hätte da sollen die Regierung ein Einsehen haben, ihn zu ihrem Vertrauensmann berufen, und zum Präsidenten des zweiten Kongresses ernennen. Ich, der Unterzeichnete, hätte es gethan, wäre es von mir abgehangen. Leider ist es nicht geschehen. Solche Unbill von unten und oben und allen Seiten konnte selbst in gewöhnlichen Zeiten und bei Jedem, der auch nur einige Tropfen Galle im Leibe hatte, diese in Aufruhr versetzen. Was mußte geschehen in Zeiten, in denen das Reformationswuthkontagium epidemisch verbreitet, und bei einem Manne, der von jeher ganz in Gift und Galle getränkt war? Das von allen Freunden des Kranken Gefürchtete hat sich begeben; wie oft bei Wöchnerinen die Milch, so versetzte sich, wie unten die prognostische Leichensektion nachweist, bei Herrn v. J. die schwarze Galle auf die schwächsten Organe, auf Herz und Kopf des Kollegen, auf das Herz, dessen angeborne Böswilligkeit neuerdings durch getäuschte Hoffnungen vermehrt, und auf den Kopf, dessen Konstitution durch das häufige Abortiren unreifer Reformationsplansungeheuer seit lang auf höchst bedenkliche Weise geschwächt war. In Folge dieser Versetzungen auf Herz und Gehirn, besonders auf die Wurzeln der Gesichts-, Gehörs- und Geruchsnerven ist nun im Kopfe des Kollegen die gräulichste Verwüstung und Verwirrung entstanden. Nebst der firen Idee, daß er der zum Kongreß- und Kommissions-Präsidenten Berufenste, ja der allein Berufene gewesen, wucherten wie die Giftpilze nach einem warmen Regen auch noch eine Menge anderer närrischer Grillen und falscher Ideen in seinem Gehirne; namentlich sieht, hört und riecht er allenthalben, aber besonders in Geberden, Reden und Handlungen des Unterzeichneten, des unwürdigen Medizinal-Referenten

und „Konservativen" durch jede mögliche Lüge und Verläumdung dem öffentlichen Spott, ja der thatsächlichsten Verfolgung preiszugeben. Das größte Verbrechen aber war, Verläumdung zu bekämpfen, durch Gegenüberstellung von Lüge und Wahrheit den Lügner zu widerlegen oder gar lächerlich zu machen."

in Bayern und zugleich Referenten dieser Geschichte, ja nicht bloß in dem, was derselbe thut und redet, sondern auch in dem, was er nicht thut und nicht redet, die absichtlichste „jesuitisch- ultramontanisch-romanisch-hierarchisch-reaktionäre Heuchelei, Hinterlist, Willkürherrschaft, Korruption und böswilligste Täuschung.“

Es würde uns zu weit führen, die zehn Anklagpunkte wider Ringseis, welche dieser aus des Kollegen Buch ausgezogen, aber freilich ihrer falschen Ernsthaftigkeit entkleidet in die gebührende Narrenjacke gesteckt hat, hier wiederzugeben.[1]) Sie drehten sich besonders darum, daß der Medizinal-Referent (schon vor seiner Geburt als solcher) sich am ganzen ärztlichen Stand versündigt, denn Hr. v. J. macht ihn verantwortlich für die Existenz der „Landärzte mit ihren unheilvollen Instruktionen“, (die schon lange vor Ringseis' Eintritt in's Ministerium bestanden hatten,) — dann um die Beschränkung der Freiheit ärztlicher Praxis, um R.'s Streben nach einer „Korporation mit mittelalterlichem despotisch-hierarchischem Zunftzwang“. Die Reihe der Anklagen schließt in R.'s Fassung also:

Aerger aber als alles Uebrige, was dieser (Medizinal-) Referent gethan, ist gewiß, nach dem Urtheil aller Gesinnungstüchtigen, aller Männer des Fortschrittes, seine Frechheit, über die März-Errungenschaften hochverrätherische Witze zu machen oder doch machen zu wollen.

Nach seinen eignen Erwiderungen fingirt Ringseis Hrn. v. J. nochmal zu Wort kommen zu lassen, und was derselbe sagt, sollte als Beleg seines beklagenswerthen Zustandes dienen:

„Ich, v. J., verlange, daß ... dieser Erzjesuit vor ein Schwurgericht gestellt, und mir, v. J., die Zusammensetzung desselben übertragen werde. ...

... Ein rechter Medizinal-Referent, ein Referent, wie er sein sollte, hat ein- für allemal die unerläßliche Verpflichtung, zu sorgen, daß keinem einzigen Arzt ein Haar gekrümmt werde, daß keinen ein Alp oder auch nur ein Hühneraug drücke; er hat zu wachen, daß jeder Arzt Praxis und Geld genug oder so viel er will habe, und wenn die

---

1) Zum Hübschesten gehört, daß Ringseis neben der Hinterlist auch Mangel an Muth (!) vorgeworfen wird.

Minister des Innern, des Aeußern, des Unterrichts, der Justiz und des Handels einzeln oder alle vereint nicht pariren und tanzen wie Er pfeift, so braucht er nur seine unüberwindlichen Armeen marschiren zu lassen! Kann oder will das ein Referent nicht, so danke er ab, und Ich, v. J., will das Referat übernehmen."

Also, fährt Ringseis fort:

Also ist Hrn. v. J.'s Zustand. Aus dieser wahrhaften Krankengeschichte erkennen wir den, wie ich schon vor Erwähnung meines Leichenbefundes versichern zu können glaube, nicht nur jede Zurechnung ausschließenden, sondern zugleich völlig hoffnungslosen Zustand unsres bedauernswerthen Kollegen. Vor dieser meiner Geschichtserzählung waren einige Kollegen über Hrn. v. J.'s Zustand völlig im Irrthum; sie sahen in den gegen den Referenten vorgebrachten Entstellungen der Thatsachen, in den vielfachen Verdrehungen und Verdächtigungen, in den unerwiesenen und unerweisbaren Beschuldigungen „absichtlicher Täuschung", „hinterlistigen Auflauerns hinter Verstecken", „böswilliger Begünstigung aller Pfuschereien", „schändlicher Korruption in vielfacher Weise", sie sahen hierin ein nicht bloß unehrenhaftes, sondern geradezu ein boshaft schändliches Betragen, und wollten Herrn v. J. wo nicht vor die gewöhnlichen Gerichte, doch vor ein Ehren-Schiedsgericht stellen. Gewiß ändern diese Kollegen ihre Meinung nach Lesung meiner wahrhaftigen Krankheitsgeschichte und besonders meines

Prognostischen Sektionsfundes.

Mit ärztlichem Humor schildert hier R. die Beschaffenheit derjenigen Organe, in welchen Händelsucht und verwandte Eigenschaften sich zu verkörpern pflegen, oder der wahre Muth sich finden sollte u. s. w. Dann heißt es:

Auf der vorderen Schädelgrundfläche, Hört: Mittels Mikroskop eine wimmelnde Gesellschaft von Männchen in schwarzen Talaren und viereckigen Bareten ersichtlich, und alle, als sie sich entdeckt merkten, pfeilschnell durch die Siebbeinlöcher entschlüpfend. Da man sie trotz alles Suchens nicht wieder fand, hielten außer mir alle Gegenwärtigen, nicht so wie ich dem Geister- und Gespenster-Aberglauben Ergebene die ganze Erscheinung für bloße Farben-Bilder, jedenfalls für optische Täuschung. Das Herz war lange gar nicht zu finden; der Prosektor meinte, es sei in Folge der mit den Märzerrungenschaften gekommenen schreckhaften Ereignisse vielleicht in die Schenkelbekleidung gesunken. Ich war anderer Meinung . . . Mittels eines Oberhäuser'schen

Mikroskops mit 700facher Vergrößerung fand man es endlich, zwar nicht am rechten Platz, aber doch in der Brusthöhle links unten und hinten ... statt vom Blut, getränkt und gefüllt von tintenfarbiger Galle. Man wird von dieser Flüssigkeit Proben an die berühmtesten Chemiker schicken.

... Es bestätigt sich also die eben gestellte Diagnose einer Gallenversetzung auf Herz und Gehirn, ebenso mein Ausspruch einer völligen Unzurechnungsfähigkeit. Denn unsere neueste mit Physiologie identische Psychologie zeigt unwiderleglich, daß Denken und Wollen das nämliche im Gehirn, was Verdauen im Magen und . . . 2c.

... Nicht darüber wundern wir uns, daß Hr. v. J. falsch denkt, will, hört, riecht und empfindet, sondern darüber, daß er überhaupt diese Verrichtungen noch ausübt, ja daß er die Ultramontanen und Jesuiten noch wittert, wo alle anderen nichts mehr sehen, hören und riechen. Dieses Faktum könnte einen in der neudenkgläubigen Identitätslehre noch nicht Stich-, Hieb- und Kugelfestgewordenen stutzig machen und zu dem alten Aberglauben einer Verschiedenheit des Geistes und des Gehirns verleiten. Aber was sind Thatsachen gegen das, was wie diese Identität mit Denknaturnothwendigkeit gedacht wird?

Hier aber eine ernstliche Frage: Warum läugnet man so leichtfertig die Objektivität der obenerwähnten Erscheinung einer Jesuiten-Ansiedlung in und über dem Siebbein? Was für Gründe hat man dies zu läugnen, nachdem über die geheimen Jesuitenkünste kein Mensch mehr im Zweifel, und nachdem Justinus Kerner die Wirklichkeit der Besessenheit von Menschen durch Menschengeister in vielen Fällen erwiesen hat?[1] Erklärt sich nicht daraus auf das ungezwungenste Hrn. v. J.'s anhaltende Jesuitenriecherei, ja ist diese da, wo kein anderer mehr etwas riecht, auf irgend eine andere Weise erklärbar, als daß er das Objekt seines Hasses in der eigenen Nase mit herumtrage? R. erinnert an verwandte Erscheinungen zur Zeit der weitverbreiteten Franzosenriecherei in den ersten Jahren nach den Befreiungskriegen.

Palliativ-Behandlung.

Mit der Krankheitsgeschichte und dem Sektionsbefunde gar nicht oder nicht genugsam vertraute Kollegen meinten, es wären noch Heilversuche zu machen. Einige versprachen sich sehr viel von der in unserer ultrahumanen Zeit zu sehr verachteten, aber durch viele glückliche

---

1) Hieran knüpft sich das auf S. 341 f. Erzählte.

Kuren in Geisteskrankheiten bewährten englischen Prügelmethode. Andere erwarteten Besserung von dem Versuche: dem Patienten mit einem Heine'schen Zugbohrer die Würmer durch die Nase aus dem Gehirn zu ziehen und meinten gemäß dem Grundsatze „contraria contrariis," der Heine'sche Bohrer wäre schon als Heine'scher wirksam. Die dritten hofften Großes von einer Art Kaiserschnitt, von der Anlegung von einem Paar Dutzend Trepankronen am Schädel, um den armen gequälten Patienten, der auf natürlichen Wegen nicht davon genesen konnte, auf künstlichem von seinem monströsesten Reformprojektungeheuer zu entbinden, nämlich dem Ungedanken der Errichtung eines allgemeinen deutschen Obermedizinal-Kollegiums.

Ich stimme gegen alle diese Vorschläge, nicht als wäre ich unbedingt Gegner derselben, aber im vorliegenden Fall. Als Hr. v. J. und ich noch auf der Universität Landshut studierten, befand sich daselbst unter den Studierenden ein ganz ähnliches Subjekt (kein Apotheker), ein Erzstänker, der wie ein bissiger, keifender Kläffer ungeneckt jeden anfiel und höhnte. Seine Kommilitonen administrirten ihm ein damals übliches Mittel, die Hundspeitsche, aber völlig vergebens; er ist bis zu diesem Augenblicke derselbe geblieben. Von der Ausziehung der Würmer und selbst der Jesuiten, geschehe sie immer mit dem Bohrer von Heine, befürchte ich, daß man dadurch die Zahl derselben, wie durch Abhauen der Köpfe der Hydra, nur vermehre. Ich Unterzeichneter behandelte nämlich einmal einen alten Haudegen, der den Teufel im Leib (im Kopf meinte Er) hatte. Ich machte ihm einen †-Schnitt in der Schädelhaut, nicht bloß weil der Teufel flieht vor dem † † †, sondern auch um den Kranken glauben zu machen, ich hätte ihm das kartesische Teufelchen, das ich ihm nach der Operation in einem Gläschen auf- und niedersteigend zeigte, aus dem Kopfe geschnitten. „Herr Doktor," erwiderte der Operirte, „statt Einem ist jetzt eine Legion Teufel im Kopfe."

Aehnliches fürchte ich folgerecht auch von der Ausschneibung des Reformprojekt-Monsters. Ohne ein Wunder vom Himmel — jesuitisch, ultramontanisch, hierarchisch, romanisch gesprochen — ohne ein Wunder vom Himmel ist nach des Unterzeichneten Meinung hier nimmer zu helfen. . . .

(Eine von R. am Schluß des Aufsatzes gestellte Bitte sieh S. 341, Z. 10 f.)

Ende des dritten Bandes.

